Jugenderinnerungen

von Karl Flemming

MEINE JUGENDERINNERUNGEN.

Gliederung

Einleitung. 5
DIE VORFAHREN. 6
Die Voreltern Flemming. 6
Der Urgroßvater Flemming. 7
Der Großvater Flemming 11
Meine Eltern. 16
Mein Vater, P. Hugo Flemming. 16
Meine Mutter (Jugendjahre) 19
Falkenhagen. 19
Detmold. 23
Wolfenbüttel. 28
Meine Eltern in Colenfeld. 32
Meines Vaters Tod 42
Nach Vaters Tode. 44
DIE KINDERJAHRE IN DETMOLD 48
Wie wir uns ins Detmold einrichteten 48
Die Wohnung. 48
Der Garten 48
Ernährung 49
Kleidung 50
Nachbarschaft 51
Arbeiten in Haus u. Garten. 56
Meine persönlichen Schulerlebnisse 56
Meine alten Lehrer. 63
Professor Gebhard 64
Professor Winkelsesser 65
Prof. Dr. Heinrich Thorbecke 65
Professor Dr. Otto Weerth 66
Professor Jensen 67
Professor Reinhold Brückner 68
Schulfeste und Feiern 71
Geistige und künstlerische Genüsse in der Residenzstadt 75

Das Zusammenleben mit Großmutter Georgi 78
Die Weihnachtsfeste 78
Freundschaftlicher Verkehr. 81
Reisen. 84
Besuche bei Verwandten: Lemgo, Schieder, Schwalenberg, Wolfenbüttel 84
Erholungsreisen in Bäder: Bad Salzuflen, die Nordseebäder 88
Abschluß. 91
Abiturientenexamen 91
Studienjahre 91
Bonn 93
Göttingen 93
Prof. Rudolf Otto 94
Promotion und Staatsexamen 95
Pädagogische Ausbildung in Wandsbek 96
Militärjahr in Konstanz 97
Kandidatenausbildung in Rendsburg 100
Wissenschaftlicher Hilfslehrer in Lemgo 100
Der Weltkrieg 101
Verlobung und Heirat 104
Kriegsende. 107
Dienstantritt am Leopoldinum 107
ANHANG 109
Briefe 1 109
Gedicht 109
Leicht gescheyte Lebenswünsche! für den lieben jugendlichen Freund. Karl Flemming!. 109
Stipendium – 1908 111
Einträge im Gästebuch von Onkel Alexander Zeiss 112
Aus dem Gästebuch von Schwester Marie und Schwager Adolf Kern 112
Briefe 2: Aus dem Schützengraben 114
Briefe 3: Hochzeitsvorbereitungen 1917 116
Gedicht 118
Gretelein. 118
Beitrag zur Hochzeitszeitung für Karls Bruder Paul – 1922 119
Der heilige Geist im Teutoburger Walde 119
Aus dem Gästebuch von Onkel Karl und Tante Minna Lohmeyer, Cuxhaven – 1926 121

Auszug aus einer Abiturzeitung des Leopoldinums Detmold 1927 121
Gedruckter Formbrief aus den 1930er-Jahren, erhalten in Karl Flemmings Nachlass 122
Briefe 4 - An Mutter Elisabeth 123
27. 4. 1955: Rede auf Onkel Karl Lohmeyer an Tante Marthas 85. Geburtstag 125
Aus dem Ehemaligenblatt der Schule 127
Unser neues Ehrenmitglied Oberstudienrat a. D. Dr. Karl Flemming. 127
Kriegsgräberfahrt nach Griechenland (16. – 27. 4. 1957) 130
IN MEMORIAM 139
Karls zweite Frau: Annie Reichwagen (Hochzeit 9. Mai 1936) 141
Lebenslauf 141
Zeugnis von Runge + Scotland 142
Annie und ihre Schwester Gertrud Möbius 143
Karl für Annie zum 70. Geburtstag 145
Karl an Annie 146
Eine mißglückte Meranreise 148
Briefe 5 – Neffe Alexander und Maria Kern 152
Zu Mariechen Kerns Beerdigung 156
Karl Flemmings Tod 175
Nachrufe, Trauerfeier 180
Trauerfeier für Herrn Oberstudienrat Dr. Karl Flemming am 26.8.1963 182
Aus dem Nachlass 187
Im waldumrauschten Falkenhagen. 187
Flock, der Himmelhund 189
Scherzgedichte und andere Gedichte 191
Harlankinade 192
Danksagung / Literatur 193

Detmold im Jahre 1646. Nach Merian.

MEINE JUGENDERINNERUNGEN.

EINLEITUNG.

Als meine Mutter eben das 70. Lebensjahr erreicht hatte, drängten wir, ihre Kinder, sie, sie möchte das, was sie uns von ihrer Jugend in Falkenhagen und Detmold, von ihrem Seminarbesuch in Wolfenbüttel und vor allem von ihrem Leben mit unserem Vater so oft erzählt hatte, niederschreiben, damit diese Erinnerungen für uns und ihre Enkelkinder in ihrer anschaulichen Breite dauernd erhalten bleiben. Diesen Anspruch hat sie in den Mußestunden ihres Alters voll und gern erfüllt. Sieben von ihr eigenhändig geschriebene Hefte liegen heute vor mir. Wie glücklich bin ich darüber, daß ich nunmehr, selber alt geworden, mich in diese vergangenen Zeiten versenken und der eigenen Kinderzeit nachsinnen kann! Denn der Gang des Lebens hat es so gefügt, daß ich meine Geschwister, mit denen ich sonst wohl heute noch gesprächsweise die Erinnerungen an unser Elternhaus und unsere gemeinsamen Jugendjahre hätte in mir wachhalten können, alle 3 durch einen vorzeitigen Tod verloren habe und seit mehr als einem Jahrzehnt als einziger von ihnen übrig bin.

Meinen Vater habe ich schon in dem frühen Alter von 3 ½ Jahren verloren. Infolgedessen sind meine Erinnerungen an ihn sehr gering. Das, was ich im Folgenden über ihn niederschreibe, verdanke ich daher den mündlichen Erzählungen und schriftlichen Aufzeichnungen meiner Mutter sowie den Mitteilungen der längst verstorbenen Geschwister meiner Mutter.

Nun könnte man mir einwenden: Warum schreibst du diese Erinnerungen an dein Elternhaus und deine Jugend, wo dir in deiner zweimaligen Ehe Kinder versagt geblieben sind, für die diese Aufzeichnungen von Wert wären? Darauf kann ich nur antworten: Das Alter lebt erfahrungsgemäß gern in der eigenen Vergangenheit, um sich in Selbstbesinnung Rechenschaft abzulegen. Um meiner selbst willen also und auch um meiner lieben Frau willen schreibe ich das Folgende nieder. Auch darf ich wohl hoffen, daß meine nächsten Verwandten, die Kinder meiner l. Schwester Mariechen, vielleicht an den Aufzeichnungen ein gewisses Interesse und Gefallen haben werden.

DIE VORFAHREN.

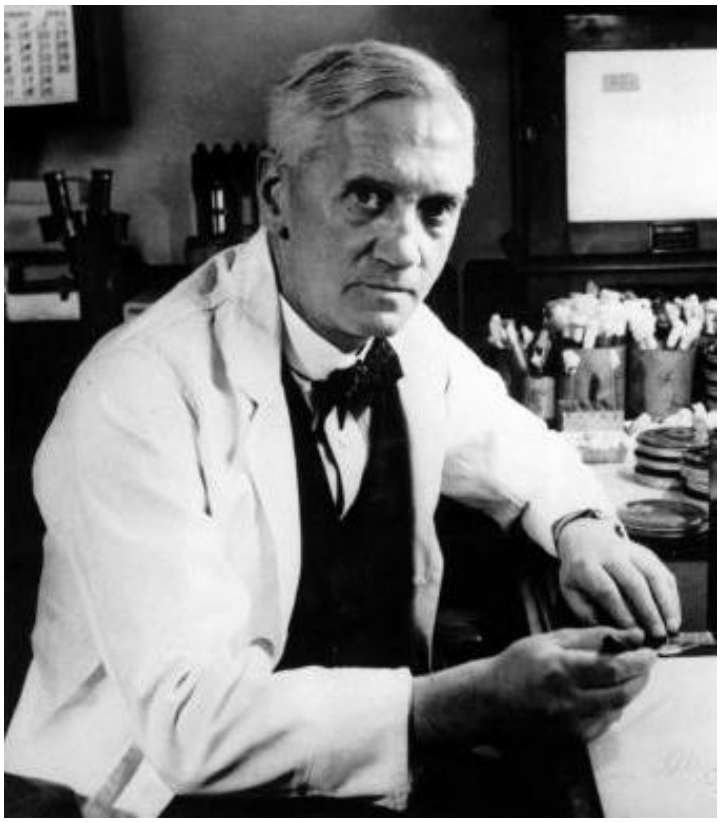
DIE VORELTERN FLEMMING.

Die vier Marys am Hofe von Mary Stuart – Mary Fleming ganz rechts

(Die Angaben über den Urgroßvater und Großvater Flemming verdanke ich zum größten Teile den hübschen Arbeiten meines Vetters Dr. Aug. Fink über die Familien Flemming und Bredan.)

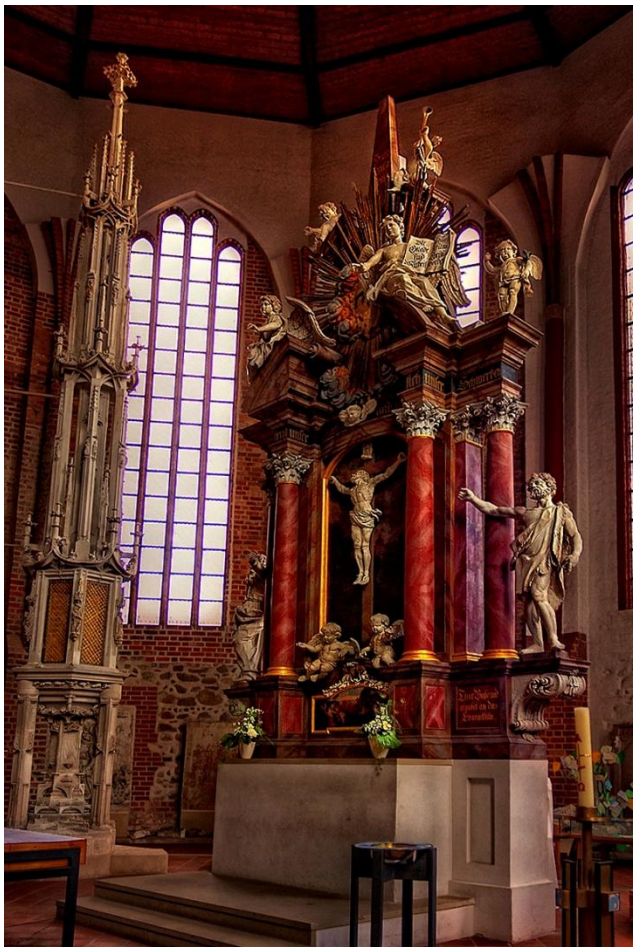
Unser Familienname Flemming ist nicht nur in Deutschland verbreitet; er kommt auch im Auslande mehrfach vor: So war beispielsweise eine der vier Jugendgespielinnen Maria Stuarts eine Mary Fleming, und auch der englische Erfinder des berühmten Penizillin-Heilmittels heißt Fleming.

Der Sippenstamm, dem wir nachweislich angehören, war bis ins 20. Jahrhundert hinein in Jüterbog ansässig, am Rande des Fläming, jenes flachen Höhenzuges in der südlichen Mark Brandenburg, der im 12. Jahrhundert von Albrecht dem Bären mit Flamen besiedelt wurde. Die Ansiedler haben also ihren Namen von dem Höhenrücken erhalten. Unsere Vorfahren waren meist Krämer und Handwerker und als solche in ihrer Vaterstadt angesehene Leute. Einer von ihnen, Johann Fl., gestorben 1716, war auch Bürgermeister seiner Heimatstadt, der sich durch Stiftung eines noch heute erhaltenen Hochaltars in der Franziskanerkirche und durch andere Schenkungen einen sein Leben überdauernden Namen gemacht hat. Die Flemmings hingen offenbar an ihrer Vaterstadt und



Alexander Fleming (1881–1955)

Der von Johann Flemming gestiftete Hochaltar steht heute in der Marienkirche in Fürstenwalde (Foto: Peter Dargatz CC BY 3.0)



blieben dort oder in ihrer nahen Umgebung ansässig. Als erster zog in die Fremde mein Urgroßvater Immanuel Gottlieb Fl., der Sohn des Zinngießers Emanuel Gottlob Flg.

DER URGROSSVATER FLEMMING.

Er entschloß sich, in Wittenberg Theologie zu studieren. Der Abschied fiel den Eltern wie dem Sohne nicht leicht. So wurde er durch eine kleine Familienfeier festlich begangen und aus dem Alltag herausgehoben. Der Vater hielt diesen bedeutsamen Tag durch eine Eintragung in das Stammbuch seines Sohnes fest: Über seiner Silhouette mit Namensunterschrift und genauem Datum schrieb er als Segensspruch für den das Elternhaus verlassenden Sohn: „Sei getreu bis in den Todt; So hat es mit dir keine Noth.“ Der Sohn hat diesen Geleitspruch für sein Leben treulich im Herzen bewegt und durch die Tat späterhin bemüht. Nach dem Tode des Vaters setzte er unter das Stammbuchblatt das Datum seines Heimganges hinzu.

Nunmehr widmete sich der am 4. April 1772 geborene junge Mann, der bei dem feierlichen Abschied von seiner Schule eine Rede gehalten hatte: „Von der Religion, einer Ausbilderin der schönen Künste“, mehrere Jahre an der Lutheruniversität theologischen und pädagogischen Studien. Nach dem Abschluß betätigte er sich eine Reihe von Jahren als Hauslehrer oder, wie man damals sagte, als „Hofmeister“ auf adligen Gütern. Danach begab er sich nach Berlin, wo sein Vetter von Vaters Seite, Dr. Ferdinand Flg, als geschätzter Augenarzt tätig war und sich einen Namen in der Musikgeschichte erwarb. Denn er war einer der Gründer der Zelterschen Liedertafel, für deren Männerchor er auch vierstimmige Sätze

**Sei getreu bis in den Todt.
So hat es mit dir keine Noth.**

Dies schrieb dein getreuer Vater abends um 11 Uhr da die Post ankam

Jüterbog 21. May 1794.

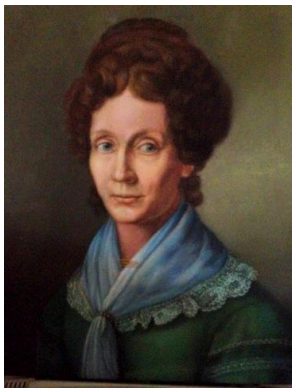
I. Flemming

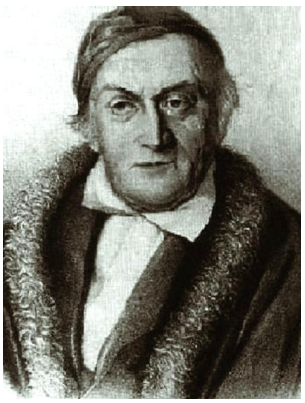
[*Eintrag des Sohnes*:]

† am 12ten Octbr. 1805 an Altersschwäche in seinem 77 Lebensjahre.

Augenarzt Dr. Friedrich Ferdinand Fleming

komponierte, so. z. B. eine Vertonung des horazischen „integer vitae“[1] Hier in Berlin trat Immanuel Gottlieb aber auch in Beziehungen zu dem ersten deutschen „Blindenvater“ Dr. Zeune, der später (1806) unter Förderung von König Friedrich Wilhelm III. in Berlin eine Blindenanstalt gründete, um den des Augenlichtes beraubten armen Menschen eine Ausbildung zu geben und sie dadurch zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Diese Bekanntschaft mit Dr. Zeune sollte für des Urgroßvaters ferneres Leben in doppelter Hinsicht von entscheidender Bedeutung werden. Denn hier erkannte der von jeher pädagogisch interessierte Kandidat der Theologie seine künftige Lebensaufgabe. Außerdem aber lernte er auch in Zeunes Arbeitskreise seine nachmalige Lebensgefährtin, Wilhelmine Ernestine Winkler, kennen, mit der gemeinsam er sich der blinden Zöglinge Zeunes annahm. Ehe er nun aber seinen Plan, auch seinerseits eine Blindenanstalt zu gründen, ausführte, übernahm er noch einmal eine Hauslehrerstelle in Reitwein/Oder, um sein kleines erspartes Privatvermögen noch zu vermehren. 1807 kehrte er nach Berlin zurück, arbeitete nochmals eine Zeitlang mit seiner Braut in Zeunes Anstalt und schloß am 7. Dezember 1807 mit ihr in der Dreifaltigkeitskirche den Ehebund. Das junge Paar reiste im nächsten Jahre nach Dresden, wo sie gemeinsam ihr Leben der Blindenfürsorge widmen wollten. Abgesehen von der behördlichen Genehmigung bedurften die Urgroßeltern aber auch der finanziellen Unterstützung ihres Vorhabens durch den König Friedrich von Sachsen, der auf ein höchst devotes Gesuch Flemmings hin bereitwillig 150 Taler Mietzuschuß für das neue Blindenheim bewilligte (1809).





Johann August Zeune (1778–1853)

Das Vorhaben der beiden jungen identisch eingestellten Eheleute erforderte hohes menschliches Mitgefühl und selbstlose Hingabe, aber auch organisatorisches Geschick und Erfahrung in finanzieller Planung und Vorausberechnung. Am ersten fehlte es den beiden nicht, wohl aber an dem zweiten. Mutig packten sie ihr Werk an.

Das Andenken an den Blindenvater Immanuel Gottlieb Flemming und seine Frau, die ebenso wie er auf dem Annenfriedhofe bestattet wurde, blieb auch nach der Einebnung dieses Friedhofes in Dresden erhalten. Ein schlichtes Denkmal auf dem Sternplatz trägt die Inschrift:
„Der Gründer der Blindenanstalt, Vater Flemming, und die Seinen.“

Die Ausbildung der blinden Zöglinge erstreckte sich neben Religionsunterricht u. Singen auf Lesenlernen (mittels einer von Immanuel Gottlieb selbst erfundenen „Lesemaschine“, denn die erste brauchbare Blindenschrift Brailles kam erst

[1] *Übersetzung der ersten Strophe*: „Wer von Lastern frei und von Frevel rein lebt, / Der bedarf nicht maurischer Speer und Bogen, / Noch des schweren Köchers von giftgetränkten / Pfeilen, o Fuscus!“

Berlin, Dreifaltigkeitskirche

1809, dem Anlaufjahr der Flemmingschen Anstalt, ans Licht der Öffentlichkeit), Rechnen, etwas Erdkunde und Geschichte und haushaltliche Fertigkeiten. In diesen Aufgaben teilten sich die Eheleute. Vor allem aber bedurften die Zöglinge für ihr ferneres Leben der Ausbildung auf einem handwerklichen Fachgebiet. Dafür freilich fehlte es den Heimeltern an der nötigen Vorbildung.

Zu diesen Schwierigkeiten, die sie recht und schlecht zu meistern suchten, kamen noch andere hinzu. Zeitweise Mangel an jungen Blinden oder häufiger Wechsel, später Mangel an Unterbringungsräumen für die Zöglinge, die Flemmings die ersten Jahre in ihrer Privatwohnung aufgenommen hatten, die aber bei wachsender Zahl immer mehr Raum für sich beanspruchten, sodaß die seit 1811 um 4 eigene Kinder bereicherte Familie Flemming sich lange Zeit mit einem einzigen Zimmer begnügen mußte. Endlich finanzielle Nöte, denn die von dem Blindenvater errechneten monatlich zu zahlenden Unterhaltskosten von 4 Talern reichten in keiner Weise zu der billigen Versorgung der Zöglinge aus. Wiederholte Bitten um Erhöhung der öffentlichen Zuschüsse blieben jahrelang ohne Erfolg. Was half es da, daß der Blindenvater, um die ärgste Not zu stillen, seine sauer ersparten 600 Taler in den allgemeinen Haushalt hineinwarf! So lasteten in den Notjahren vor den Befreiungskriegen und in diesen selben schwerste Sorgen auf der selbstlosen Arbeit der Urgroßeltern, die allen Widrigkeiten zum Trotz den Mut nicht verloren. Erst der endgültige Friedensschluß 1815 brachte ihnen merkliche Erleichterungen. Aber in den vorhergehenden Notjahren hatte der Blindenvater in der unablässigen Sorge um das leibliche und seelische Wohl seiner Schutzbefohlenen seine Kräfte allzusehr angespannt und langsam aufgezehrt. Dann, am 13. Februar 1818, erlag er, der 45-jährige Mann, einem Schlagfluß[2]. Ein bitterer Schlag für die zurückbleibende Witwe mit 4 unversorgten Kindern! Die von dem auf der Höhe seines Lebens von seinem Werk abberufenen Urgroßvater ersehnte Überführung seiner privaten Anstalt in ein staatliches Institut sollte er leider nicht mehr erleben. –

Wilhelmine Ernestine Flemming in späteren Jahren

Nach seinem Tode erlangte seine durch Not und Tod in ihrer Lebenskraft ungebrochene, starke Frau von dem König die Erlaubnis, die Anstalt mit Beistand eines neu zu berufenden Blindenlehrers im Sinne ihres Mannes weiterzuführen. So trat schon im April des Jahres 1818 Dr. Ludwig Steckling, auch ein Schüler Zeunes, in die Anstalt ein. Die Zusammenarbeit der Blindenmutter mit dem neuen Lehrer erwies sich als gut. Die Nöte der vergangenen Jahre wurden gelinder, die Blindenmutter konnte endlich etwas aufatmen, besonders nachdem sie sich entschlossen hatte, mit Steckling eine zweite Ehe einzugehen und ihren Kindern

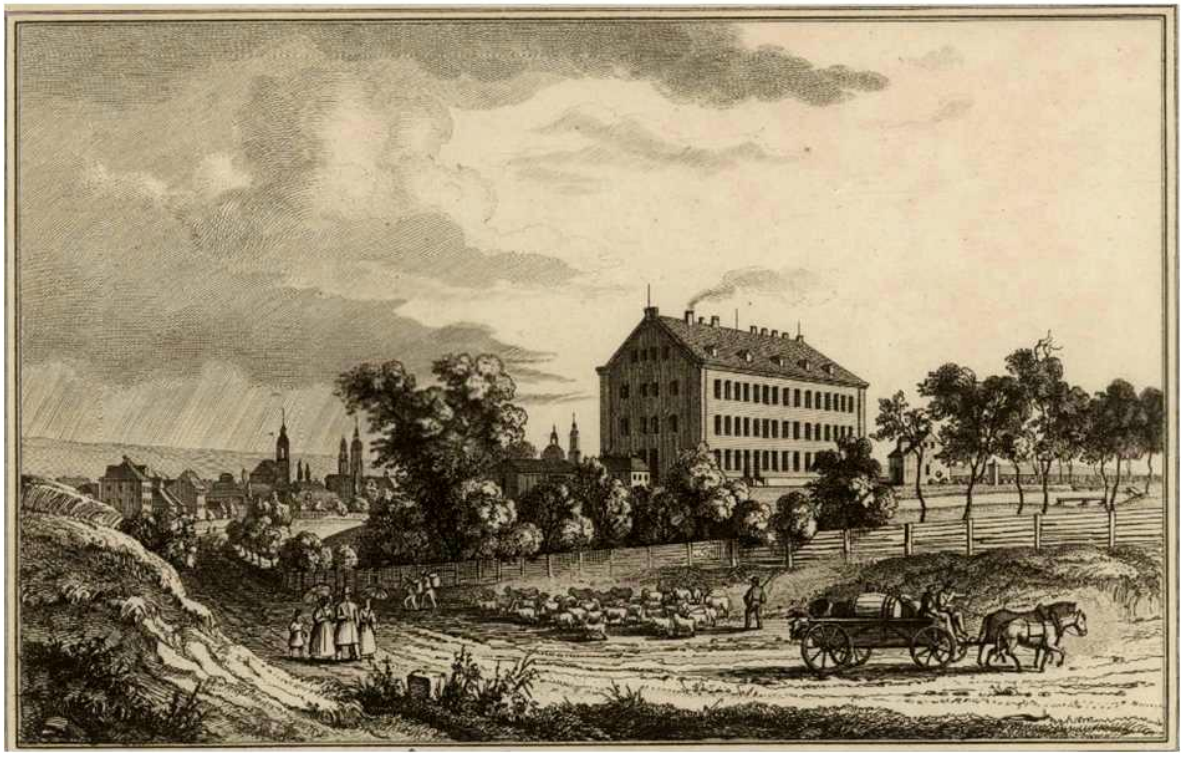
[2] Schlaganfall

einen neuen Vater zu geben. Alsbald überließ sie ihm die alleinige Leitung der Anstalt und begnügte sich mit dem Unterricht in den weiblichen Arbeiten.

So kamen für die Urgroßmutter, die so viel Not und Sorge kennen gelernt hatte, auch noch einmal ruhige, glückliche Jahre. Aus dieser Zeit stammt das beigefügte Bild mit den feinen Gesichtszügen, die freilich die Spuren der überstandenen Nöte deutlich erkennen lassen. Ihr Verdienst um das Wohl der Blinden fand in Dresden allgemeine Anerkennung, auch beim Könige. Dieser schickte ihr einmal als Zeichen seiner Verehrung eine schöne rote Tulpe, die sie sorgfältig preßte und aufbewahrte. Sie ist von ihren Nachkommen als wertvolles Andenken gehütet und später in meinen Besitz gekommen.

Karl Georgis zweite Frau
Louise Flemming

Dr. Steckling starb Anfang der 30er-Jahre. Sein Nachfolger wurde Dr. Karl August Georgi, der zunächst die 2. Tochter der Urgroßmutter, Bertha Flemming, nach deren allzu frühem Tode ihre jüngere Schwester Louise heiratete. 1831 wurde die Blindenanstalt verstaatlicht und ihr ein geräumiges neues Haus zugesagt. In ihm hat die Urgroßmutter ihre letzten Lebensjahre verbracht, bis sie am 16. März 1845 heimberufen wurde.



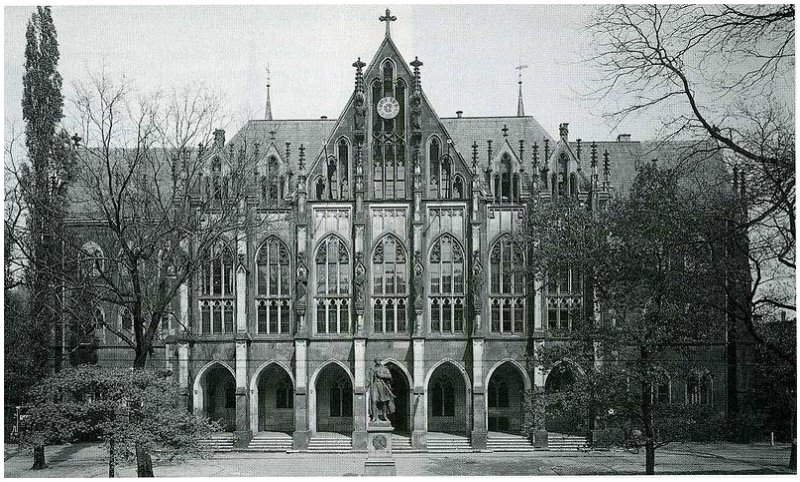
Die Blindenanstalt in Dresden 1836

DER GROSSVATER FLEMMING

Friedrich und Marie Flemming

Beim Tode Immanuel Gottliebs blieb seine Witwe mit 4 unversorgten kleinen Kindern, 3 Mädchen, Minna, Bertha, Louise, und einem Sohn allein zurück. Dieser Karl Friedrich Emanuel Flemming wurde am 8. August 1814 geboren. Seine Schulausbildung erhielt der begabte Junge auf dem Kreuzgymnasium zu Dresden. Mit dem Zeugnis der Reife bezog er die Universität Leipzig, um wie sein Vater Theologie zu studieren. Dort beendigte er seine Studien mit dem theologischen Examen und der Promotion zum Dr. philosophiae. Auch er blieb als Kandidat der Theologie nicht in dem geistlichen Amte. Denn er hatte in seinem Elternhause die Blindenarbeit gründlich kennen gelernt und war entschlossen, dem Beispiel seines Vaters zu folgen und sie zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Seinem Wunsche freilich, das Werk seiner Eltern in Dresden weiterzuführen, stand die Tatsache im Wege, daß nach seiner akademischen Ausbildung die Leitung der Anstalt bereits fest in den Händen Dr. Georgis lag. So ergriff er mit Freuden die Möglichkeit, die sich ihm in Hannover bot, dort eine neue Blindenanstalt zu gründen.

Vorher aber schloß er den Lebensbund mit Marie Bredan. Sie entstammte einer mit seinem Elternhause befreundeten angesehenen Dresdener Familie. Die Bredans waren ihrerseits durch ihre Töchter befreundet mit der Familie des russischen Generals Kutschnikow, die vorübergehend ihren Wohnsitz in Dresden aufgeschlagen hatte. So ergab es sich, daß die Generalin vor ihrer Heimreise nach Rußland sich anbot, die junge Marie für eine Zeitlang als Besuch dorthin mitzunehmen. Die außerordentliche Gelegenheit für Marie, auf diese Weise ihren Gesichtskreis zu erweitern und ein Stück der großen, fremden Welt kennen zu lernen, wurde von Marie wie von ihren Eltern freudig begrüßt. Denn das junge Mädchen hing mit ihrem warmen Herzen an der Frau Generalin und ihren Töchtern. Allein der kurzweilig gedachte Besuch in Rußland zog sich mangels einer sicheren Gelegenheit, das junge Mädchen wieder wohlbehalten nach Dresden in ihr Elternhaus zurückzubringen, wider Erwarten sehr in die Länge. Volle 4 Jahre blieb Marie der Heimat fern, meist auf dem Gute des Generals auf der Krim, zeitweise auf Besuchen mit der Generalsfamilie in St. Petersburg und Moskau. Unerhört viel lernte Marie von Rußland und seinem bunten Volksleben dadurch kennen. Alle diese eindrucksvollen Erlebnisse hat sie in ihren Tagebüchern ausführlich aufgezeichnet. Aber so wenig es ihr als an vielseitiger Ablenkung fehlte und so sehr sich die Generalin des ihr anvertrauten deutschen Mädchens mütterlich annahm, das reiche, empfindsame, mit großer Liebe an dem Elternhause hängende Herz Maries wurde, je länger sie von ihrer Familie und Heimat ferngehalten wurde, umso stärker von bitterem Heimweh gequält. Dem hat sie in ihren Tagebuchauf-



Dresden, Kreuzgymnasium

Dresden, Annenkirche

zeichnungen rührenden Ausdruck gegeben. Umso größer war daher die Freude für die Eltern, Geschwister und vor allem sie selber, als sie 1835 endlich wieder in den Schoß ihrer Familie zurückkehrte. Der Familie Kutschnikow hat sie zeitlebens ihre Freundschaft bewahrt und ist mit ihr in brieflichem Austausch geblieben.

Nach ihrer Heimkehr genoß sie gewiß die wohlige Geborgenheit des Elternhauses, machte eine Reise nach Freiburg, wohin sich inzwischen ihre Schwester Ida verheiratet hatte, und beschäftigte sich mit den mancherlei Aufgaben, die einer erwachsenen Tochter guter Familie zufielen. Auch fand sie jetzt ihren Lebensgefährten in dem cand. theol. Friedrich Emanuel Flemming. Doch das junge Glück der Verlobten wurde alsbald durch den Tod des Vaters Bredan (1839) und im folgenden Jahre durch den Heimgang von Maries Mutter getrübt. Am 27. Februar 1843 schlossen die beiden Verlobten den Bund fürs Leben. Getraut wurden sie in der Annenkirche zu Dresden.

Nun aber hielt es das junge Paar nicht länger in Dresden. Jetzt reisten sie nach Hannover, um dort ein Blindenheim gemeinsam zu gründen. Dafür hatte sich die junge Frau schon vorbereitet, indem sie in der Dresdener Blindenanstalt sich mit der Blindenerziehung vertraut gemacht hatte.

Auf der Reise nach Hannover machten die Jungvermählten in Groß-Lafferde wegen des Wechsels der Postpferde kurze Rast. Da machte der Posthalter, der inzwischen von Flemmings Plänen gehört hatte, sie darauf aufmerksam, daß in dem nahegelegenen Hoheneggelsen ein nahezu blindes Mädchen wohne, Minna Hoyermann, die Tochter des dortigen Apothekers. Sogleich suchten Flemmings die kleine Minna in ihrem Elternhause auf und gewannen sie lieb. So sollte Minna Hoyermann zu den ersten Blindenkindern gehören, die in der hannoverschen Anstalt Aufnahme fanden. Sie hat ihr ganzes Leben lang ihren Pflegeeltern und allen Blinden der Familie Flemming eine treue Freundschaft bewahrt, so auch meinen Eltern. Mir persönlich ist sie eine gütige, mütterliche Freundin geworden, seitdem ich im Sommer 1907 als Studiosus zum ersten Male auf ihrem schönen Alterssitz in Hoheneggelsen längere Zeit in dem ständig von Gästen belebten Hause verbringen durfte.[3]

Minna Hoyermann

Die Reise von Dresden nach Hannover war die erste gemeinsame des jungvermählten Paares. Der Großvater hatte freilich schon 1842 vor seiner Eheschließung, um seinen Gesichtskreis zu erweitern und sein deutsches Vaterland kennen zu lernen, eine dreimonatige große Reise unternommen, die ihn laut dem hinterlassenen Reisepaß über Frankfurt a. M., Karlsruhe, Schaffhausen, Zürich, Friedrichshafen, München, Hof, Hannover wieder nach Dresden geführt hatte.

[3] Über Minna Hoyermann und Hoheneggelsen hat Karl Flemming einen separaten Erinnerungstext verfasst. Siehe „Literatur“ auf der letzten Seite.

In Hannover waren die Vorbedingungen für die Gründung einer Blindenanstalt weitaus günstiger als s. Zt. für die Urgroßeltern in Dresden. Die Anstalt war von Anfang an ein städtisches Unternehmen, in dem der Leiter und seine Frau Beamtenrechte erhielten. Den Großeltern blieben daher die schweren Nöte und Sorgen erspart, mit denen die Blindeneltern in Dresden beim Aufbau ihres Heimes jahrelang zu kämpfen hatten.

Die Großeltern nahmen die ersten 3 Zöglinge in dem Hause an der Andertenschen Wiese in ihre Familiengemeinschaft auf. Sie betreuten ihre blinden Schutzbefohlenen mit großer Liebe und Hingabe, besonders die warmherzige, gütige Großmutter. Reicher Dank ist beiden für ihre Liebestätigkeit vonseiten der Blinden allzeit zuteil geworden.

Die Blindenausbildung vollzog sich im allgemeinen in den Formen, die der Großvater in der väterlichen Anstalt in Dresden gründlich kennen gelernt hatte. Das Lesenlernen wurde den Blinden freilich wesentlich dadurch erleichtert, daß die von Braille erfundene erste brauchbare Blindenschrift auch in Hannover eingeführt wurde. Als die Zahl der Blinden sich vermehrte, war die Privatwohnung der Großeltern zu klein. Daher erwarb der Anstaltsvorstand ein neues großes Grundstück an der Hildesheimer Landstraße. Hier konnte am 27. Mai 1845 das neue geräumige Heim bezogen werden. Der Einweihungstag war der Geburtstag König Georgs V. Er wurde alljährlich als offizieller Gründungstag festlich begangen. Beim 30-jährigen Jubiläum 1875 nahmen 80 dankbare Blinde an der Festfeier teil.

Friedrich Flemming mit seinen Söhnen Paul, Leo, Emanuel und Eduard

Der Großvater war äußerlich – im Gegensatze zu seiner kleinen, zierlichen Frau – von hochgeschossener, schlanker Gestalt. Über der hohen Stirn wölbte sich das wenige Haupthaar, das auf beiden Seiten in welligen Locken über die Schläfen herabfiel. Die schwache

Sehkraft nötigte ihn zum Tragen einer Brille, die auf den Bildern die Augen nicht klar erkennen läßt. Seine geistige Begabung hat erheblich über dem Durchschnitt gelegen. Schon dem 12- und 13-jährigen Schüler des Kreuzgymnasiums haben, wie ein von ihm hinterlassenes braunes Oktavheft aus dem Jahre 1826/27 beweist, seine Lehrer günstige Zeugnisse ausgestellt. Sein Interessenskreis beschränkte sich keineswegs auf die für einen Theologen und Pädagogen erforderlichen Wissensgebiete, sondern reichte weit darüber hinaus. Das bezeugt ein von ihm stammendes „Gedenkbuch, Blätter zur Beherzigung und Erinnerung auf alle Tagen des Jahres“. In diesem prächtig mit Goldaufdruck und Goldschnitt ausgestatteten Buch, das zwischen dem gedruckten Tagesspruch oben und den historischen Daten unten auf der Seite genügend Raum für persönliche Eintragungen läßt, hat er mit seiner schönen, etwas schnörkelhaften Handschrift alles eingetragen, was sein vielbeschäftigter Geist für immer festzuhalten begehrte. Das ist zumeist in Versen geschehen. Denn das Versemachen und Reimen gehört zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dem formgewandten Manne flossen die Verse leicht aus der Feder. Vielleicht sind die Reime freilich etwas gesucht und ihm wichtiger als der Sinngehalt. In dem bunten Sammelsurium dieses Gedenkbuches finden sich neben religiösen und moralischen Betrachtungen Gedichte auf vaterländische Ereignisse und Erinnerungstage, über astronomische, aber auch über sehr hausbackene, nüchterne Dinge wie Diätvorschriften verzeichnet. Bezeichnend für des Großvaters Patriotismus und seine überraschenden Verskünste ist folgender, „dem Wohltäter Deutschland am 1. April 1871 als Telegramm gesandten“ Zweizeiler:

„Bis Mark und Bein in Staub vergehen,
Mög Bismarck und sein Werk bestehen!“

Einen großen Teil der Eintragungen bilden ferner Gedichte auf Geburts-, Hochzeits- und andere bedeutungsvolle Tage im Leben seiner Familienangehörigen. So geben diese poetischen Herzensergüsse, in denen wiederholt auch auf einen anderen (verloren gegangenen) Band von „Dichtungen“ verwiesen wird, ein anschauliches Bild von seinen vielseitigen geistigen Interessen.

Ella und Hugo Flemming

Die Ehe der Großeltern wurde mit 6 Söhnen beschenkt, von denen einer, Rudolf, als kleiner Junge an der Bluterkrankheit verstarb. 8 Jahre nach der Geburt des 6. Jungen, meines Vaters Hugo Flg, wurde der Familie noch ein kleines Mädchen beschert: Emanuele, gen. Ella, die später den Bankier August Fink heiratete. Der über diese lange ersehnte Bereicherung der Familie hocherfreute Vater gab die Geburt dieses Töchterchens seinem Freundes- und Bekanntenkreise am 4. März 1862 mit folgenden launigen Versen bekannt:

„Zu dem Reichtum von fünf Knaben,
die gesund zur Schule traben,
schenkte Gott ein Töchterlein.
Eurer Liebe mag’s empfohlen sein!
Gar freundlich grüßen
Dr. Flemming und Frau.“

„Im Überschwang der Freude über diesen kleinen Sprößling … konnte der Vater sich nicht genug tun in der Auswahl der Paten und beglückte das Töchterchen mit neun Vornamen: Anna, Maria, Louise, Georgine, Adelheid, Adolfine, Elisabeth, Karoline Emanuele.“ (A. Fink)

Friedrich und Marie Flemming

Es war ein „Danaergeschenk“[4] für die Tochter, denn wie oft sollte sie später in ihrem Leben bei amtlichen Vorgängen den Behörden die lange Reihe ihrer Vornamen vorsprechen und sich von ihnen bestätigen lassen müssen?

Bei dem heiteren, harmlosen Temperament des Großvaters ging es gewiß in der großen Familie meist fröhlich zu. Allein es fehlte auch nicht an Spannungen. Das lag vor allem an der verschiedenen religiösen Einstellung der Eheleute. Denn der Mann war wie sein Vater ein freisinniger Theologe und hielt es mit dem praktischen Christentum. Seine Frau dagegen war als Tochter eines katholischen Vaters und einer evangelischen Mutter katholisch getauft und trat noch bei ihrer Eheschließung als katholische Christin an den Traualtar. Bald darauf aber – wohl nach der Geburt des ersten Kindes – nahm sie den evangelischen Glauben an, mit dem es ihr wie vorher mit dem katholischen sehr ernst war. Allen Versuchen ihres Mannes gegenüber, sie zu seinem verschwommenen, schwärmerischen Freisinn zu bekehren, zeigt sie sich unzugänglich. Auch wird es nicht an religiösen Auseinandersetzungen zwischen dem Vater und seinem ältesten Sohn, Edo, gefehlt haben, der als angehender Theologe sich der strenggläubigen kirchlichen Richtung anschloß und aus seiner abweichenden Einstellung dem Vater gegenüber sicherlich kein Hehl machte. Doch es spricht für den Großvater, daß er, unbeschadet der zwischen ihm und seiner Frau bestehenden religiösen Differenzen, immer rückhaltlos anerkannt hat, mit welcher Liebe und Treue sie sich ihren eigenen Kindern und den blinden Zöglingen gewidmet hat.

Sohn Eduard/Edo als Student

Die verdienstliche Tätigkeit der Großeltern in dem Blindenheim fand 1876 ein Ende. Danach siedelten sie nach dem kleinen Kirchdorfe Limmer b. Alfeld über, wo ihr Sohn Edo Pfarrer und dabei war, eine kinderreiche Familie zu begründen. Später wohnten sie in Braunschweig in erreichbarer Nähe ihrer in Wolfenbüttel verheirateten Tochter Ella. Nach dem Tode des Großvaters am 21. November 1891 holte diese ihre vereinsamte Mutter nach Wolfenbüttel, wo sie am Kaiserplatz eine behagliche kleine Wohnung fand und ihre letzten vier Lebensjahre verbracht hat. Dort habe ich sie kurz vor ihrem Tode (24. März 1895) als kleiner Junge mit meiner Mutter besucht und so die gütige „kleine Großmutter“, wie wir sie zum Unterschied von der hochgewachsenen Großmutter Lohmeyer nannten, noch persönlich kennen gelernt.

[4] Danaergeschenk – Geschenk, das sich für den Beschenkten als unheilvoll oder schädlich erweist (nach Homer: Die Griechen [„Danaer“] schenkten den Trojanern das berühmte hölzerne Pferd, um sie dadurch mit List zu besiegen).

Meine Eltern.

Mein Vater, P. Hugo Flemming.

August Fink und Hugo Flemming

Mein Vater, am 30. April 1854 in der kgl. Blindenanstalt Hannover geboren, war, wie schon bemerkt, der jüngste seiner Brüder. Als solcher schloß er sich begreiflicherweise besonders der kleinen Schwester Ella an, mit der er sein Lebtag in herzlicher gegenseitiger Liebe verbunden blieb. Er absolvierte das Schillergymnasium zu Hannover, um nach bestandener Reifeprüfung gleichwie sein Großvater, Vater und ältester Bruder Edo Theologie zu studieren. Zu dieser Berufswahl mag auch der Einfluß seiner frommen Mutter mit beigetragen haben. Bei einem Abiturientenkommers, bei dem die hannoverschen und braunschweiger Muli[5] gemeinsam feierten, machte er die Bekanntschaft mit August Fink aus Wolfenbüttel, die zu einer in guten und bösen Tagen bestens bewährten Lebensfreundschaft und durch die Heirat Finks mit seiner Schwester Ella nur noch fester und inniger geworden ist. Die beiden Freunde haben auch zusammen in Jena und Leipzig studiert: Fink als stud. jur. Schon damals hat mein Vater die rührende, fast mütterliche Fürsorge des zwar um 2 Jahre jüngeren, aber in seiner inneren Entwicklung reiferen Freundes erfahren. So räumte Fink ihm, der von Natur empfindlich, sich einbildete, seine Studentenbude in Leipzig sei von Wanzen bevölkert, während eines von ihm (Fink) arrangierten Studentenausfluges, von dem er sich im letzten Augenblicke ausschloß, selbstlos sein eigenes größeres und schöneres Zimmer ein, während er selbst mit der bescheidenen Bude meines Vaters fürlieb nahm. Vater war zunächst ein lebenslustiger, fast übermütiger Studiosus, der die erlaubten Freuden des Studentenlebens voll auskostete. Allein ein schweres seelisches Erlebnis[6] wandelte den bis dahin seine Jugend froh genießenden Studenten. Er kam zu innerer Einsicht, schloß sich von seinem Kommilitonenkreise ab und vertiefte sich nunmehr ganz in die theologische Arbeit, die er bisher hatte zu kurz kommen lassen. Noch während seiner Studienzeit genügte er als Einjährig-Freiwilliger seiner militärischen Dienstpflicht in Wolfenbüttel und wohnte in diesem Jahre im Hause Fink in der Reichenstraße, in dem er auch schon in den Semesterferien häufig eingekehrt war und wie ein Sohn des Hauses betreut wurde. Aus diesem Jahre stammt das beste der Lichtbilder meines Vaters, das immer auf dem Schreibtische meiner Mutter

Hugo Flemming während seiner Militärzeit als „Einjähriger“

[5] Mehrzahl von Mulus – frühere Bezeichnung für die Abiturienten in der Phase, in der sie die Schule schon verlassen haben, aber noch nicht an der Universität immatrikuliert sind. Metaphorisch hergeleitet von lateinisch: mulus – Maultier (das weder Esel noch Pferd ist)

[6] Siehe die Lebensgeschichte von Hugos Vater: „Der Fall des Dr. Friedrich Flemming“ (Link Seite 193)

gestanden hat. Es zeigt den Artilleristen in der schmucken, schwarzen Uniform mit den quer über die Brust laufenden Schnüren: das schmale (damals noch bartlose) Gesicht mit der hohen Stirn, mit dem vollen, reichen, leicht gewellten Haar, den ernst und versonnen blickenden Augen, der starken, wohlgeformten Nase und den etwas aufgeworfenen Lippen des Mundes. Bemerkenswert ist, daß Vater die Probepredigt für sein Examen in der hannoverschen Schloßkirche in Uniform gehalten hat, da er damals auch Soldat und nur für den Prüfungsakt beurlaubt war.

Nach bestandenem Examen ging der junge Kandidat für eine kurze Zeit als Hilfsprediger nach Sieber a. Harz. 1883 versetzte ihn das Konsistorium[7] als Pastor nach Colenfeld b. Wunstorf. Hier erwarb sich Vater dank seinem bescheidenen, aber sicheren Auftreten und seinen feinen, gewandten Umgangsformen schnell das volle Vertrauen seiner neuen Gemeinde. Zu dieser gehörte auch das nahe bei Colenfeld gelegene Klostergut Mönchehof, das von dem Landwirt Louis Barkhausen und nach dessen frühem Tode von seiner Frau, Emma geb. Piderit, einer Cousine von Großmutter Lohmeyer, und deren ältestem Sohn Otto B. bewirtschaftet wurde. Dieser Vetter Otto ist gleichwie August Fink meinen Eltern und später meiner verwitweten Mutter allzeit der treueste und hilfreichste Freund gewesen. Auch hat er nach meines Vaters Tode die Vormundschaft für mich und meine Geschwister geführt und jedem von uns immer ein warmes, persönliches Interesse erwiesen. Ein Teil der Kinder Barkhausen war damals noch klein und schulpflichtig. Für sie war 1881 die damals 22-jährige Elisabeth Lohmeyer als Erzieherin engagiert, die sich auf dieser ihrer ersten Stelle im Kreise der Verwandten sehr wohl fühlte und großes Vertrauen genoß.

Otto Barkhausen

Natürlich galten die Besuche des neuen Pfarrers in Mönchehof zunächst allein der Familie Barkhausen. Dessen war sich die Erzieherin (natürlich) voll bewußt. Sie hielt sich daher immer bescheiden im Hintergrunde, wenn der P. Flemming in Mönchehof vorsprach; umso mehr, als ihm der Ruf vorausging, er sei schon verlobt. Umso überraschter war sie daher, als er eines Tages Frl. Lohmeyer zu sprechen wünschte. In der ersten Verwirrung über die an sie gerichtete Frage, ob sie seine Frau werden wolle, brachte sie nur die nicht recht überlegten Einwände hervor: „Aber, Herr Pastor, Sie sind ja schon verlobt! Außerdem habe ich gar kein Geld.“ Aber ehe sie sich des ganzen Ernstes der von ihr verlangten Entscheidung bewußt wurde, gab sie ihm aus vollem Herzen ihr Jawort.

Die Freude über diese Verlobung in der Familie Barkhausen war groß. Schon am nächsten Tage saß die glückliche Braut im Eisenbahnzuge nach Detmold, wo ihre völlig unerwartete Ankunft bei der Mutter und den Geschwistern zunächst nur kühles Erstau-

[7] Kirchenverwaltung

nen hervorrief. Dieses wandelte sich aber in helle Freude, als die heimgekehrte Tochter herausplatzte: „Mutter, es will mich einer heiraten“ und nun von ihrer Verlobung mit P. Flemming ausführliche berichtete. Außer Bildern ihres Verlobten übergab sie der Mutter auch einen Brief der Tante Emma Barkhausen, der offenbar Gutes und Liebes über den Colenfelder Pastor enthielt und die Mutter nun vollends davon überzeugte, daß ihre Tochter eine gute Wahl fürs Leben getroffen hatte.

So war in Großmutters Hause an der Lageschen Straße die erste Braut eingezogen. Der Jubel darüber war groß, auch in dem Freundes- und Verwandtenkreise, vor allem bei dem nebenan wohnenden Dr. Th. Piderit, eines Vetters von Großmutter und Bruders von Emma Barkhausen. Und der befreundete Superintendent Nacke tat auf die freudige Nachricht hin den prophetischen Ausspruch: „Frau Lohmeyer, jetzt ist der Kuchen einmal angeschnitten, jetzt geht es schnell mit den anderen Töchtern.“ Er sollte damit recht behalten, denn schon nach 1 ½ Jahren waren auch Emmy und Marie glückliche Bräute.

Mein Vater war gleich am folgenden Tage seiner Braut nach Detmold nachgereist. Er wurde in ihre Familie herzlich aufgenommen und gewann sich auch in diesem Kreise schnell die Herzen aller neuen Verwandten. Da er des Junggesellendaseins mit einer Hausdame überdrüssig war, drang er auf baldige Heirat. So wurde eilig eine Aussteuer beschafft und die Hochzeit emsig vorbereitet. Das Kranzbinden und den Polterabend richtete die Familie Piderit dem jungen Paare aus, deren schönes Haus und parkartiger Garten den prächtigsten Rahmen für diese Festlichkeiten bot. Die Trauung in der alten, ehrwürdigen Marktkirche vollzog am 7. Mai 1884 Pastor Wendelmann, der den jungen Pfarrersleuten den Spruch „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein“ (1. Mose 12,2) mit auf den Lebensweg gab. Die Hochzeit wurde, da die Ressource[8] abgebrannt war, in der Loge mit vielen guten Reden gefeiert. Die Hochzeitsreise führte die Jungvermählten an den Rhein, den meine Mutter zum ersten Male und zwar in der ganzen Blütenpracht des Wonnemonats sah.

[8] Veranstaltungssaal in Detmold

Meine Mutter (Jugendjahre)

Nun aber muß ich, ehe ich weiter von Colenfeld erzähle, noch über den Lebensgang meiner Mutter bis zu ihrer Erziehertätigkeit in Mönchehof berichten. Sie selber hat, wie schon zu Anfang dieser Aufzeichnungen bemerkt ist, die Erlebnisse ihrer Kinder- und Jugendzeit in ausführlicher Breite und Anschaulichkeit schriftlich für uns, ihre Kinder, niedergelegt. Ich muß mich hier auf das Wichtigste und Bemerkenswerteste beschränken.

Falkenhagen.

Meiner Mutter Elisabeth wurde am 25. Sept. 1861 als viertes Kind des Domänenpächters August Leopold Lohmeyer und seiner Ehefrau Georgi geb. Wippermann auf der Domäne Falkenhagen i. L.[9] geboren. Acht Kinder wurden dieser glücklichen Ehe beschieden: Marie Emmy, Heinz, Elisabeth, Wilhelmine, August, Karl und Martha. In diesem großen Geschwisterkreise, der in dem hohen, vielräumigen Fachwerkhause auf dem Domänenhofe reichlich Platz fand, ist meine Mutter aufgewachsen, in einer wahrhaft glücklichen Jugendzeit. Denn die ehemaligen Cisterziensersiedlung Falkenhagen, die für die im Kranze herumliegenden Nachbardörfer den kirchlichen Mittelpunkt bildete, bestand aus der alten, gotischen Klosterkirche mit den wertvollen bunten Chorfenstern, seit langem der evangelischen Gemeinde gehörend, und einer unbedeutenden katholischen Kirche, 2 Pfarreien und 2 kleinen Einlehrerschulen, einem Klosterkruge, einer Oberförsterei, einem Totengräberhäuschen und einigen Tagelöhnerwohnungen; in seiner ländlichen Abgeschiedenheit und Stille ein wahres Paradies für Kinder und – große Leute. Auf 2 Seiten tritt der schöne Mischwald unmittelbar an die Siedlung heran. Nach allen Seiten bieten sich lockende Wanderungen in die reichgegliederte, bewaldete Berglandschaft an. (Wie zahllose Male bin ich in meinem Leben, gewöhnlich zur Osterzeit, für ein bis zwei Wochen im „Klosterkruge“ eingekehrt, um auf Wanderungen in diesen stillen, wildreichen Wäldern rings um den

Falkenhagen, Gutshaus, gemalt von Emil Zeiß

[9] Lippe

hochragenden Köterberg Erholung für meine etwas strapazierten Nerven zu suchen!)

Georgine und August Lohmeyer

Auf diesem von der Natur reich beschenkten Fleckchen Erde wuchsen die Kinder der Großeltern wohlbehütet auf. Alle Hantierungen der Landwirtschaft waren ihnen von frühauf vertraut, mit den Haustieren: den Hunden, Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen und dem Federvieh standen sie auf gutem Fuße.

Mein Großvater war in seinen Kreisen ein sehr angesehener, tüchtiger Landwirt. Ständig war er bemüht, Verbesserungen in seinem Betriebe durchzuführen, um den Ertrag des Bodens zu steigern. Seine Tätigkeit als Landwirt war sehr vielseitig. Neben Getreide und Futtermitteln baute er auch viel Flachs an, den die Mägde an den langen Winterabenden, Lieder singend, spannen, wobei ihnen die kleinen Töchter mit ihren aus Mahagoniholz und Elfenbein hergestellten Spinnrädern halfen. Die Aufzucht junger Fohlen war Großvaters Stolz. Als besondere Spezialität aber betrieb er Fischzucht. Er legte Teiche an für Karpfen, Schleien, Hechte und Forellen, vor allem aber züchtete er Goldfische, deren Verkauf reichen Erlös brachte. Aber auch für Blumen hatte er immer großes Interesse. An Stelle des ehemaligen „Kälberkampes“ legte er einen neuen Garten an mit großen, von Ziersträuchern und Blumenbeeten unterbrochenen Rasenstücken und breiten, von hochstämmigen, selbstgezogenen Rosenstöcken umsäumten Wegen, auf denen die Kinder mit ihren vom „Esellottchen“ gezogenen kleinen Wagen fröhlich hin- und herkutschieren durften. Die Freude an Blumen, überhaupt die Liebe zur Natur, hat sich von dem Vater auf alle seine Kinder übertragen.

Großmutter Georgi Lohmeyer war eine resolute, arbeitsame Hausfrau und eine liebevolle, fromme Mutter, die ihre Kinder herzlich betreute. Haushälterische Sparsamkeit war für sie etwas Selbstverständliches. Ihre Kinder zu verwöhnen oder gar zu verziehen lag ihr fern. Daher war sie auch mit Lob sparsam. Denn ihre Kinder sollten zu anspruchslosen, lebenstüchtigen Menschen herangezogen werden. Dieses nüchterne Erziehungsprinzip hat auch bei ihnen allen Früchte getragen.

Für fröhliche Spiele untereinander und mit den Nachbarskindern boten der mit hohen Kastanien bestandene Klosterhof und der Klosterbergwald reiche Gelegenheit. Zum Versteckenspielen lockten die Ställe und Scheune mit ihren dunklen Ecken und verschwiegenen Winkeln. Besonders beliebt als Versteckplatz war „Schafmeisters Bett“, das zwischen zwei Pfeilern der Scheune eingeklemmt stand. Dieser mit den Kindern auf gutem Fuße stehende, äußerlich abstoßende und gewöhnlich nach Schnaps riechende alte Mann betreute nicht nur seine große Schafherde, sondern diente den Kindern auch als Friseur. Beim Haarschneiden stülpte er ihnen ein „Tassenschölken“ auf den Kopf und schnitt dann alles Haar, das über den Untertassenrand hinausragte, kurzweg ab. Auch mit dem nicht minder unappetitlichen „Schweineaugust“ waren die Kinder gut Freund, ebenso wie mit dem Verwalter, den Eleven, den übrigen Knechten, Mägden und Tagelöhnern.

Falkenhagen, katholische Kirche

Von den benachbarten Familien lag die des evangelischen Pastors Melm den Großeltern nicht. Der Verkehr mit ihr kam nicht über das Offizielle hinaus. Umso herzlicher war das Verhältnis zu dem alten katholischen „Onkel Pastor“, der alltäglich abends mit seiner langen Pfeife in dem Pächterhause einkehrte, um mit dem Großvater ein Schwätzchen zu halten oder Karten zu spielen. An ihm hingen die Kinder sehr und besuchten ihn auch gern in seiner Wohnung, um mal einen Blick in die von Weihrauchduft erfüllte, stimmungsvolle Kirche zu werfen oder sich von seiner Haushälterin die durch einen Vorhang verhüllte Jungfrau Maria, „die große Puppe“, zeigen zu lassen, die alljährlich bei der Prozession dem Zuge der gläubigen, singenden oder betenden Schar vorangetragen wurde, nachdem ihr buntes Atlasgewand zuvor von einer Schneiderin erneuert oder aufgefrischt war.

Auch mit den alten Küstersleuten verband die Großeltern und ihre Kinder ein freundnachbarliches Verhältnis. Gern schauten diese mal bei ihnen hinein, und auch hier gab es für sie fast immer einen besonderen Leckerbissen, den sie zu Hause nicht oder nur selten bekamen. Endlich muß unter den „getreuen Nachbarn“ auch der Oberförster Ebeling und Frau genannt werden, deren kleine Tochter Minna mit den Lohmeyerschen Kindern gerne spielte. Diese wurde nach dem frühen Tode beider Eltern auf ihren Wunsch hin von der „Tante Lohmeyer“ später als Pflegetochter in den großen Geschwisterkreis aufgenommen. Sie, die jetzt im März 1961 als 96jährige Greisin gestorben ist, hat ihr Lebtag in herzlichem Verhältnis zu der Familie Lohmeyer gestanden.

Falkenhagen: die heute noch erhaltenen Grabsteine der Eltern Ebeling

Schulunterricht genossen die Kinder, da keine größere Schule am Orte war, durch Gouvernanten, die ganz zur Familie gehörten. Für den Unterricht war in dem großen Hause eine Schulstube eingerichtet. Hier lernte meine Mutter mit ihren Geschwistern bei Frl. Starkow, später bei Martha Averdieck aus Hamburg die Anfangsgründe der allgemeinen Bildung. Das Lernen machte ihr nicht gerade Spaß, viel lieber vergnügte sie sich draußen mit Spielen. Aber Martha A. hielt mit Strenge darauf, daß die Lektionen gelernt wurden. So mußte sie, wenn sie ein schlechtes Diktat gemacht oder ein französisches Gedicht nicht ordentlich gelernt hatte, manchmal, in der Schulstube eingeschlossen, nachsitzen, während die Geschwister draußen fröhlich spielen durften. In besserer Erinnerung als der Unterricht standen bei meiner Mutter die täglichen Spaziergänge, die die Kinder nach getaner Arbeit, von den beiden Hunden begleitet, mit Frl. Averdieck in den nahen Wald machten, wo sie zum Ausruhen ihre Lieblingsplätze hatten und

Hauslehrerin Martha Averdieck

dort den interessanten Erzählungen ihrer Erzieherin über ihre Reisen u. a. andächtig lauschten. Zu größeren Wanderungen lockte vor allem der die übrigen Berge überragende 500 m hohe Köterberg, von dessen kahler Kuppe man einen herrlichen Rundblick über das Weserbergland bis zum Teutoburger Wald hat.

Ein besonderes Fest im Gleichmaß der Alltage waren für die Kinder die Familienausflüge im eigenen Wagen. Sie führten nach Polle a. d. Weser oder nach Schwalenberg, wo der befreundete Herr von Dithfurth die Domäne bewirtschaftete, dessen Frau eine Patentante meiner Mutter war. Regelmäßig im Jahre wurden auch die Verwandten in Schieder besucht. Hier wohnte die alte Tante Sophie, eine Schwester Großmutters, als Witwe auf der Domäne, die nach dem Tode ihres Mannes ihr Sohn, Gottfried Treviranus, übernommen hatte. Dieser hatte eine Nichte Großmutters, Alma Höcker aus Bückeburg, zur Frau und erfreute sich schon damals mit ihr einer stattlichen Kinderschar. In Schieder hatte auch der Oberförster Märtens seinen Wohnsitz, der eine Schwester Gottfried Treviranus' geheiratet hatte, die als Patentante meiner Mutter herzlich zugetan war.

Mindestens einmal im Jahr fuhren die Großeltern auch mit ihren Kindern nach Bad Pyrmont, der nächsten Stadt im Umkreise. Hier wurden Einkäufe aller Art gemacht; danach aber gab es bei „Landwehr" an der Kurpromenade Kaffee und Kuchen. Man erfreute sich an der Kurmusik und betrachtete staunend das auf der Promenade auf- und abwogende Getriebe der vornehmen, feingekleideten Kurgäste. Abends auf der Heimfahrt durch das Elbrinxer Tal stimmte der Großvater dann sein Lieblingslied „Weißt du, wieviel Sternlein stehen" oder ein anderes Volkslied an, in das die Kinder begeistert einfielen.

Auch an Hausbesuchen fehlte es den Großeltern nicht. Einmal im Jahre kam die Großmutter Wippermann aus Stadthagen mit ihrer etwas verwachsenen Tochter Sophie, genannt „Söffken", ihrer treuen und selbstlosen Pflegerin. Oder die Vettern Höcker und Lohmeyer waren in dem gastfreien Hause zu Besuch.

In das erste Jahrzehnt meiner Mutter fielen die nationalen Einheitskriege, an denen der Großvater als begeisterter Patriot lebhaften Anteil nahm. An den Krieg 1866 gegen Oesterreich hatte meine Mutter nur wenige Erinnerungen, so, wie drei Dithfurthsche Söhne eichenlaubbekränzt aus dem Felde zu Pferde heimkehrten. Ganz bewußt aber hat sie den deutsch-französischen Krieg schon miterlebt. Jeder Sieg wurde mit Jubel begrüßt, vor allem die Kapitulation von Sedan, die durch Freudenfeuer auf den Höhen ringsum gefeiert wurde.

So waren die Jugendjahre meiner Mutter in Falkenhagen mit mannigfachen großen und kleinen Erlebnissen reich gefüllt und wahrhaft glücklich zu nennen. Doch das schöne, harmonische Familienleben sollte plötzlich mit einem Schlage enden.

Ende Juni 1871 wollte Großmutter wie alljährlich im eigenen Wagen nach Stadthagen fahren, um ihre Mutter zu besuchen. Die kleine Elisabeth durfte sie dabei begleiten. Doch schon in Schieder fand die Fahrt ein unvorhergesehenes Ende. Bei einem Abendspaziergang flog der Großmutter ein Maikäfer gegen das eine Auge und bereitete ihr dadurch so heftige

Falkenhagen, August Lohmeyers Grab

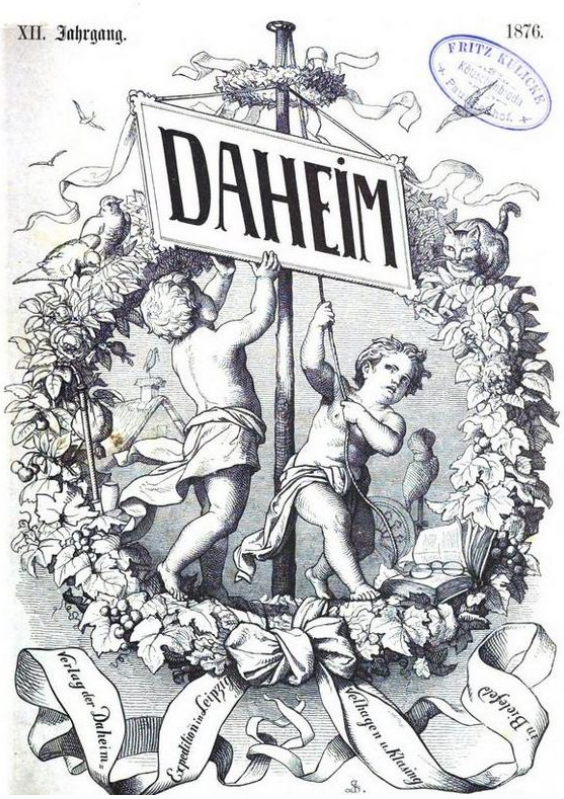
Schmerzen, daß sie sich zur sofortigen Rückkehr nach Falkenhagen entschloß. Am Tage nach ihrer Heimkehr wurde ihr Mann – nicht zum ersten Male – durch eine schwere Lungenentzündung aufs Krankenlager geworfen. Wie dankbar empfand es Großmutter auch späterhin immer wieder, daß sie durch göttliche Fügung in die Lage versetzt war, ihren geliebten Mann vom ersten Tage seiner Krankheit an selber pflegen zu können. Die tückische Krankheit führte nach 8 Tagen den Tod des treuen Familienvaters herbei. Was sein Heimgang für die Kinder und ihre Mutter bedeutete, ahnten die jüngeren kaum. Er rief in der großen Verwandtschaft und in dem Bekanntenkreise tiefe Trauer und innige Teilnahme hervor. Das zeigte sich bei der großen Beteiligung an der Beerdigung und durch die rühmlichen Nachrufe, die dem vortrefflichen Manne und vorbildlichen Landwirt gewidmet wurden. Seine letzte Ruhestätte fand der Großvater auf dem Friedhofe an der Mauer unmittelbar neben dem von ihm mit so viel Liebe angelegten Garten. Wie oft bin ich bei meinen regelmäßigen Erholungsaufenthalten im Klosterkruge Falkenhagen an dieses einsame Grab getreten, das ich von wucherndem Unkraut säuberte und mit Immergrün und Farnkräutern bepflanzte. Doch ich hatte nicht mit den frei auslaufenden Hühnern des Totengräbers gerechnet, die meine Bemühungen immer wieder zunichte machten.

Meine damals 37-jährige, schwer geprüfte Großmutter stand so mit ihren acht noch versorgungsbedürftigen Kindern allein im Leben, ohne die feste Stütze, die ihr der um fast 20 Jahre ältere, ritterliche Mann bisher gewährt hatte. Aber um ihrer Kinder willen raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, so wund ihr auch das Herz war. Noch ein Jahr etwa bewirtschaftete sie die Domäne weiter, unterstützt durch den schon jahrelang auf dem Hofe tätigen Verwalter, den Neffen Gottfried Treviranus und Herrn v. Dithfurth, die ihr mit Rat und Tat treulich zur Seite standen. Im Februar 1872 siedelte sie mit ihren Kindern nach Detmold über, wo sie als Witwe an dem Vetter Dr. med. Theodor Piderit und dem „Onkel Hofrat“ Piderit, dem Gründer des Landeskrankenhauses, eine wertvolle Stütze fand.

Elisabeths ältere Geschwister Marie, Heinz und Emmy

DETMOLD.

Für die Wahl Detmolds als nunmehriger Wohnsitz der großen Familie war neben den verwandtschaftlichen Beziehungen auch die Tatsache ausschlaggebend, daß die kleine Residenz den heranwachsenden Kindern eine angemessene Schulausbildung bot. Hier hatte schon bisher Marie die höhere Töchterschule und Heinz das Gymnasium besucht. Hier fand Großmutter zunächst ein notdürftiges Unterkommen in dem Hause des bullerigen, seine



Familie tyrannisierenden Maurermeisters Saak, in der Lageschen Straße Nr. 55, wo sie sich in einer Etage mit ein paar kleinen Dachkammern mit ihren 8 Kindern und einem großen Hausrat überaus beengt fühlte. Das aber wurde im nächsten Jahre besser, als die bisherigen Hausbewohner auszogen und Großmutter nunmehr das Haus käuflich erwarb und sich darin bequemer einrichten konnte. Trotzdem war das Haus bei 8 Kindern, einer Hausangestellten und der Gouvernante Frl. Averdieck bis unter das Dach gefüllt.

Meine Mutter besuchte nun mit ihren Schwestern die höhere Töchterschule. Dem Schulunterricht konnte sie auch jetzt noch nicht gerade großen Geschmack abgewinnen. Die Freude sollte sich erst später bei ihr einstellen. Immerhin hatte sie große Verehrung für einige ihrer Lehrer, so für den Anstaltsleiter Rektor Driner und die beiden Lehrerinnen Frl. Sauerländer und Fräulein Koppen, mit denen sie auch späterhin freundschaftlich verbunden blieb. Luise Koppen, eine Tochter des Generalsuperintendenten Koppen und eine Freundin der Schriftstellerin Frida Schanz[10], gab später ihre Lehrtätigkeit auf und redigierte mit dieser zusammen die Wochenzeitschrift „Daheim“ und verfaßte ein amüsantes Buch „Aus einer kleinen Residenz“, in dem sie die damals noch etwas engen bürgerlichen Verhältnisse der Kleinstadt und einige ihrer originellen Bewohner humorvoll beleuchtete.

Generalsuperintendent Adolf Koppen (1827–1902)

Höhepunkte des Schullebens und angenehme Unterbrechung des einförmigen Alltags waren die Schulausflüge in den Teutoburger Wald, die natürlich zu Fuß gemacht wurden und keine Einkehr in Wirtshäusern gestatteten, aber trotzdem zu frohem Spiel und zum Kennenlernen der schönen Heimat reiche Gelegenheit boten. Und nun gar die Weihnachtsferien der Schule! Schon vor dem Feste wurde eine Lotterie veranstaltet aus selbstgearbeiteten kleinen Geschenken, von deren Erlös die erste Klasse auf der Andreasmesse (Anfang Dezember) Schuhe und andere nützliche Dinge kaufte, um damit armen, kinderreichen Familien zu Weihnachten eine Freude zu bereiten. Auch sonst wurde der Blick der Schülerinnen frühzeitig auf die sozialen Nöte ihrer Umwelt hingelenkt. Es wurde ihnen die Verpflichtung nahegebracht, daß auch sie an ihrem bescheidenen Teile mithelfen müßten, die Not ihrer Mitmenschen zu lindern. So versammelten sich die jungen Mädchen an den Winterabenden vor Weihnachten in der Schule, um unter der Anleitung ihrer Handarbeitslehrerin alte, getragene Kleidungsstücke auszubessern oder passend zu verarbeiten. Da nun die Schulräume damals noch keine Beleuchtungskörper hatten, brachten sie jede von zu Hause eine Kerze mit, die sie auf der Schulbank im weichen Wachs festklebten. So setzten sie bei flackerndem Kerzenschein die Kleidungsstücke wieder instand, die sie dann zur Weihnachtsfeier mitbrachten, um sie hilfsbedürftigen Familien zuzuwenden.

[10] 1859–1944, deutsche Jugendbuchautorin

Theodor Piderit
(1826–1912)

An Spielgefährten fehlte es meiner Mutter keineswegs. Da war unter anderen befreundeten Häusern mit gleichaltrigen Töchtern vor allem die unmittelbar nebenan wohnende Familie des Dr. Theodor Piderit. Onkel Theodor war nach erfolgreicher ärztlicher Tätigkeit in Valparaiso in verhältnismäßig jungen Jahren als wohlhabender Mann nach Deutschland zurückgekehrt, hatte sich in der Lageschen Straße neben dem von seinem Vater gegründeten Krankenhause ein eigenes, vornehmes Haus in klassischem Stile erbaut und lebte dort mit seiner allzufrüh verstorbenen Frau, der gütigen, von den Lohmeyerschen Kindern sehr geliebten Tante Anna, mit 2 Söhnen und 3 Töchtern als Privatier. Morgens arbeitete er, auch noch in hohem Alter, einige Stunden in seinem wohlgepflegten, parkartigen Garten, sonst betätigte sich der kluge, geistreiche Mann schriftstellerisch. Außer einigen hübschen Lustspielen und sehr amüsanten Reiseerlebnissen (wie der stürmischen Segelschiff-Fahrt nach Chile) hat er ein für die damalige Zeit sehr bedeutendes, grundlegendes wissenschaftliches Buch über Mimik und Physiognomik verfaßt. In seinem Hause gingen die Lohmeyerschen Kinder täglich ein und aus. Der mit edlen Bäumen bepflanzte große Garten bot die schönsten Gelegenheiten zu Spielen aller Art wie Krocket-, Reifen und Versteckenspielen. Die Eltern Piderit gewährten ihren Kindern für ihr Tun große Freiheit, die von den strenge erzogenen Lohmeyerschen Kindern umso freudiger mitgenossen wurde.

Durch ihre Freundin Elisabeth Koppen, die jüngste Tochter des Generalsuperintendenten, fand meine Mutter auch Zugang zu der Fürstin Elisabeth, die als Witwe in dem Palais am Buchenberge residierte und ihr Leben ganz der Wohltätigkeit an den Armen und Fürsorge für das Krankenhaus widmete. Sie versammelte jeden Mittwoch um sich einen Kreis junger Mädchen, die zunächst mit ihr an festlicher Tafel Kaffee trinken durften und dann von ihr angestellt wurden, die ihr aus ihrem großen Bekanntenkreise übersandten ausländischen Briefmarken zu sortieren und in Päckchen zu 100 Stück zusammenzulegen. Diese wurden einem großen Versandhaus für Briefmarken zugestellt, und der Erlös daraus kam dem Krankenhause zugute. Hier im Palais, wo sie auch manchmal hohen Besuch der Fürstin zu sehen bekam, hat meine Mutter viele frohe, auch durch geeignete Lektüre bereicherte Stunden verlebt. Vor dem Nachhausegehen durften die Mädchen sich auch noch eine Weile in dem prächtigen, terrassenförmig ansteigenden, mit Teichen, Springbrunnen und seltenen exotischen Bäumen gezierten Park

Fürstin Elisabeth
(1833–1896)

vergnügen. Der größte innere Gewinn für meine Mutter war aber die persönliche Bekanntschaft mit der wahrhaft fürstlichen Frau, die ihr auch späterhin ihre gütige, mütterliche Zuneigung bis an ihr Lebensende bewahrt hat.

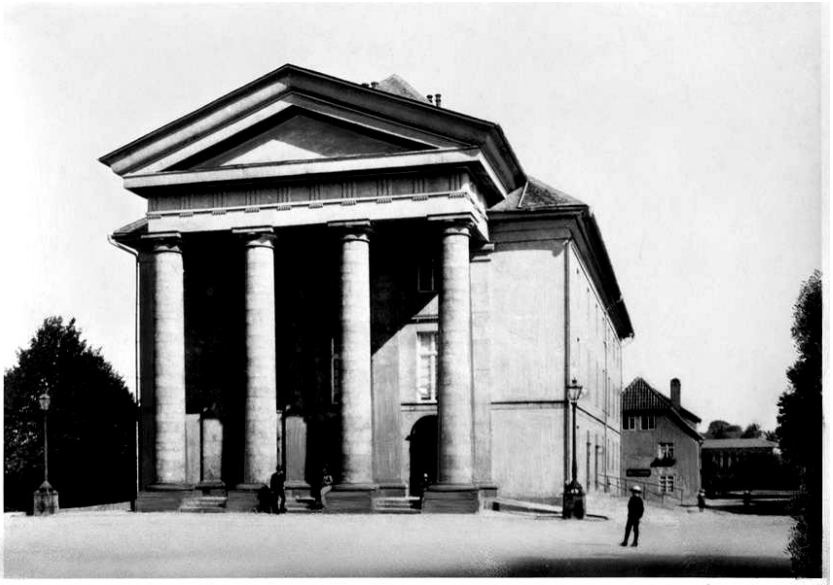
Weitere Unterbrechungen der still und einförmig verlaufenden Schulzeit waren die Familienausflüge in den Teutoburger Wald. Da wurden fleißig Blumen für Sträuße gepflückt, Bick- oder Brombeeren gesammelt; an einem schönen Plätzchen wurde Rast gemacht und gepicknickt; die von ihnen selber gekochten Pellkartoffeln mit den als Nachtisch dienenden Waldbeeren schmeckten in dieser Umgebung doppelt so gut wie zu Hause. Einmal wurde auch aus den gesammelten Beeren auf dem mitgebrachten Spirituskocher gleich im Walde Saft zubereitet. Sonst brachten die Kinder ihre Ausbeute an Waldbeeren mit nach Hause und verkauften sie zur Aufbesserung ihres sehr bescheidenen Taschengeldes an ihre Mutter oder Tante Anna Piderit. Solche Waldwanderungen machten die Kinder nicht nur unter dem Schutze ihrer Mutter, sondern mit deren Zustimmung auch auf eigene Faust, und immer kehrten sie, die Körbchen reich gefüllt mit Blumen, Beeren, Tannenzapfen oder seltenen Steinen, fröhlich heim.

Einmal im Sommer luden Piderits die ganze Familie Lohmeyer zu einem Tagesausflug ein. Das war für die Kinder ein ganz besonderer Festtag. Das Ziel war meistens das auf der einsamen Waldwiese hochgelegene Forsthaus Hartröhren. Der Weg dorthin wurde gewürzt durch die witzigen Erzählungen von Onkel Theodor oder das Aufgeben von Rätseln, von denen sich jeder eines selber ausdenken mußte. Am Ziel aber wartete der fröhlichen Wanderer ein von der Försterin zubereitetes, leckeres Mittagsmahl: ein goldgelber Pflaumenkuchen mit Kronsbeeren. Nach jeder solchen Wanderung wurden zu Hause von den mitgebrachten Wald- und Feldblumen Sträuße gewunden, mit denen gute Freunde zu Geburtstagen oder anderen Gelegenheiten erfreut wurden. An dem Zusammenstellen von Feld- und Waldsträußen hat meine Mutter von Jugend an große Freude gehabt, und sie hat dafür immer ein außergewöhnliches Geschick bewiesen. Natürlich hatte sie wie ihre Geschwister im Garten der Lageschen Straße auch ein eigenes kleines Beet, das sie mit Schneeglöckchen, Schlüsselblumen, mit aus dem Büchenberge geholten Leberblümchen und Blumen jeder Art bepflanzten. Denn sie waren stolz darauf, die Plätze im Walde zu kennen, wo seltene Exemplare von Orchideen oder Pirola[11] zu finden waren.

Es fehlte den Lohmeyerschen Kindern also keineswegs an Abwechslung im Alltagsleben. Dazu gehörten auch die „Kränzchen“-Nachmittage, an denen sie zu fröhlichem Geschnatter abwechselnd in den einzelnen Häusern zusammenkamen. Zu Konzerten und Theatervorstellungen, wie sie die Residenz bot, war bei der sparsamen Haushaltsführung der Großmutter kein Geld vorhanden, es sei denn, sie hätten sich das Eintrittsgeld von ihrem schmalen Ta-

[11] Rundblättriges Wintergrün (Familie der Heidekrautgewächse)

Detmold, Hoftheater



schengelde mal zusammengespart. Meine Mutter verdankte ihren ersten Theaterbesuch der Güte von Piderits, die auf 2 Plätze abonniert hatten und, wenn sie, die Eltern, am Theaterbesuch verhindert waren, sie ihren eigenen und den Lohmeyerschen Kindern überließen. So kam meine Mutter – gewiß trotz starker mütterlicher Bedenken – zum ersten Male in den Musentempel. Denn „O, diese Männer!“ hieß der Schwank, der auf dem Spielplan stand. Die Wirkung dieses völlig neuen, verwirrenden Kunstgenusses auf ihr kindliches Gemüt war so, daß sie mit starken Kopfschmerzen nach Hause kam und im Stillen den feierlichen, – später keineswegs eingehaltenen – Schwur tat, nie wieder ins Theater zu gehen.

Die Ferienfreuden bestanden in der Regel in Besuchen bei den Verwandten in Schieder, bei der Familie Treviranus auf der Domäne, wo Heinz, der künftige Landwirt, regelmäßig seinen Schulurlaub verbrachte. Meine Mutter war meist von ihrer Patentante Märtens auf der Oberförsterei eingeladen, in der seit Generationen die Familie Märtens ansässig war. In diesem gastfreien Hause mit dem schönen Garten, dem Gewächshause, mit dem Badehäuschen an der Emmer verbrachte sie oftmals frohe, genußreiche Wochen. Da durfte sie auch manchmal frühmorgens vor Sonnenaufgang die Forstbeamten auf ihren Pirschgängen begleiten und das umherstreifende Wild beobachten und belauschen.

Minna Ebeling

Das Familienleben in der Lageschen Straße No. 55 wurde, wie schon erwähnt, noch bereichert durch den Einzug der kleinen Minna Ebeling, der Oberförstertochter aus Falkenhagen, die nach dem frühen Tode ihrer Eltern auf ihren eigenen Wunsch und mit Zustimmung ihres Vormundes, des Domänenpächters v. Dithfurth, von Großmutter als Pflegetochter in den schon so großen Familienkreis aufgenommen wurde und ihm zeit ihres Lebens herzlich verbunden blieb.

Inzwischen war für meine Mutter die Zeit der Konfirmation gekommen. Sie wurde am 25. März 1877 von dem Stadtpastor Wendelmann in der alten Marktkirche eingesegnet, und als Geleitspruch Joh. 15,9 „Bleibet immer in der Liebe“ ihr auf ihren Lebensweg mitgegeben. Das Konfirmationsfest wurde damals noch still im engsten Familienkreise gefeiert, nicht wie heute mit viel Verwandtenbesuch und üppigen Geschenken. Am Nachmittage nach der Abendmahlsfeier machte Großmutter daher mit allen ihren Kindern einen weiten Spaziergang in die Stille unserer schönen Wälder.

Nach der Konfirmation schied Mutter aus der Töchterschule aus, doch erweiterte sie, wie es damals in den befreundeten Häusern üblich war, ihre Schulkenntnisse dadurch, daß sie noch ein Jahr lang wissenschaftlichen Unterricht in dem gut renommierten Pensionat Tappen besuchte. Hier traf sie mit einigen ihrer Schulfreundinnen wieder zusammen und bildete sich weiter in deutscher Literatur und den neuen Sprachen.

WOLFENBÜTTEL.

Dann aber mußte Mutter sich für einen Beruf entscheiden. Denn ihre Mutter eröffnete ihr wie schon zuvor ihren älteren Schwestern: „Ihr seid nicht reich, nicht hübsch, habt keine besonderen Gaben, Ihr werdet Euch nicht verheiraten; Ihr müßt alle etwas Tüchtiges lernen, um auf eigenen Füßen zu stehen. Es ist immer Dein Wunsch gewesen, dein Lehrerinnenexamen zu machen.“ Ob sie ernsthaft diesen Wunsch geäußert hatte, bezweifelte die Tochter zwar, doch fügte sie sich der mütterlichen Autorität. Als Ausbildungsstätte wurde von einer Jugendfreundin Großmutters das Lehrerinnenseminar in Wolfenbüttel empfohlen, das in den weiten Räumen des herzoglichen Schlosses zusammen mit einem Kindergarten, einer 10-klassigen Töchter- und einer Gewerbeschule untergebracht war. Die Leitung des Seminars hatte Fräulein Vorwerk, eine außerordentlich begabte, streng christlich gesinnte Erzieherin, die mit einem großen Stabe bewährter Lehrer und Lehrerinnen die großen und kleinen Zöglinge betreute. Das Aufnahmegesuch Mutters wurde genehmigt, und so reisten Mutter und Tochter nach Wolfenbüttel. Auf der Fahrt dorthin durfte die Tochter die Reisekasse führen. Aber ach, sie verlor dabei ein goldenes 10-M-Stück, war ihrer Ehre sehr naheging. Nach der Meldung im Schlosse mußte sie sich noch einer Aufnahmeprüfung unterziehen, vor der ihr etwas bangte. Jedoch sie bestand diese Prüfung trotz unzureichender Kenntnisse im Rechnen und Französischen. Denn das Glück war ihr hold. In der Klausur hatte sie einen recht guten Aufsatz über das Thema „Gewöhne dich, früh aufzustehen!“ geliefert. Das war ihr kein unbekannter Gedankenkreis. Denn als Kind hatte sie mal ein Diktat über „Morgenstunde hat Gold im Munde“ schreiben müssen. Das konnte sie noch fast auswendig und schrieb es daher wörtlich nieder. So bewahrte dieser mit „gut“ bewertete Aufsatz sie vor der Peinlichkeit des Durchfallens.

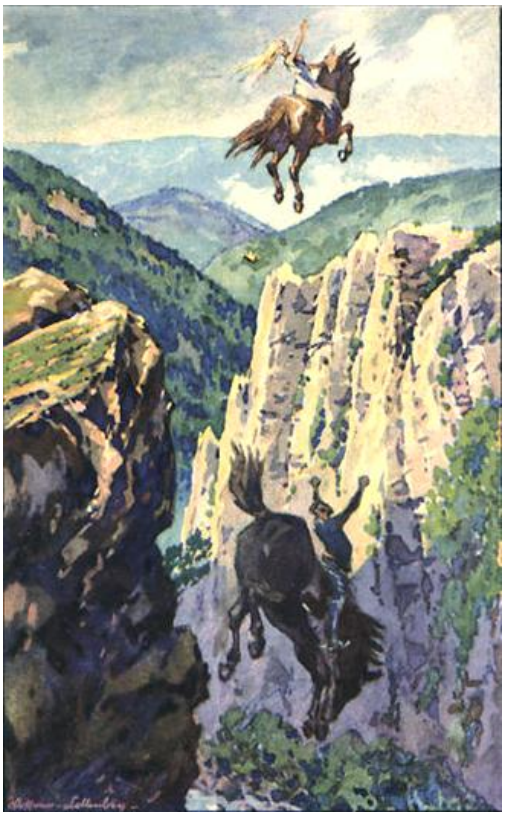
Anna Vorwerk (1839–1900)

Die Umstellung von dem verhältnismäßig gelinden Arbeitstempo auf der Detmolder Töchterschule auf die von Frl. Vorwerk geforderte strenge, teilweise sogar harte Arbeitsdisziplin fiel meiner Mutter natürlich zunächst sehr schwer. Der Arbeitstag dauerte von morgens 5 bzw. 6 Uhr bis abends 9 Uhr. Schon vor der als Frühstück gelieferten dünnen Wassersuppe mit Brot mußte eine Stunde gelernt und zwischendurch Gymnastik getrieben werden. Dann begann der Unterricht, dem eine religiöse Andacht vorausging. Eine längere Ruhepause gewährte bei den knapp bemessenen Tagesmahlzeiten nur der einstündige Spaziergang in frischer

Im Schloss Wolfenbüttel war das Lehrerinnenseminar untergebracht

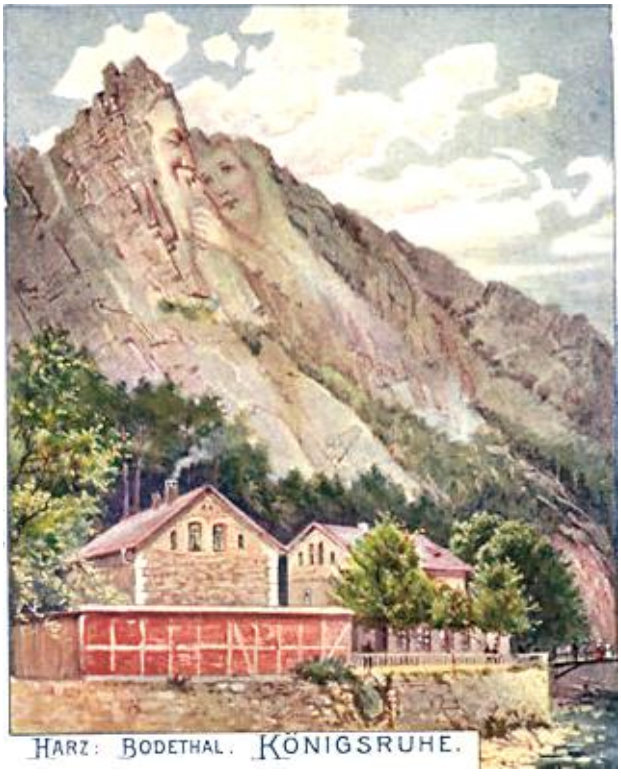
Sternhaus im Lechlumerholz

Luft nach dem Mittagessen. Zur geistigen Ausspannung diente der Sonntag, an dem man später aufstand, zur Kirche ging, Briefe schreiben und Handarbeiten oder bei gutem Wetter sich in dem Lechlumer Holze vergnügen konnte. Die leibliche Verpflegung war für die noch im Wachstum befindlichen Zöglinge „nicht ganz ausreichend“. Mit Strenge wurde darauf gehalten, daß die gesundheitlichen Vorschriften genau beachtet wurden. Dazu gehörte auch das regelmäßige Prüfen des Körpergewichtes. Gewichtszunahme war nicht erwünscht, denn sie brachte in den Verdacht, daß man es sich mit dem Arbeiten zu bequem gemacht habe. Gegen Erkältungen mußten sich die jungen Mädchen durch unter dem Hute getragene Kopftücher, bei Nässe sich durch Gummischuhe schützen. Das Universalheilmittel bei Unwohlsein oder Erkrankung war nach dem probaten Vorbild des preußischen Militärs ein Löffel Rizinusöl.


Rosstrappe: Die Sage von Brunhildis' Sprung über das Bodetal

Trotz dieser strengen, ja puritanischen Lebensordnung – „verboten war eigentlich alles, erlaubt nichts“ – fühlte sich meine Mutter in diesem Kreise gleichstrebender Altersgenossinnen mit der Zeit sehr wohl. Immer mehr wuchs sie in ihre bis dahin ungewohnten Aufgaben hinein. Das Lernen und das allmähliche geistige Fortschreiten machte ihr, je länger, umso mehr, Freude. Zwar gab es manchmal auch bittere Tränen, wenn eine schriftliche Arbeit schlecht ausgefallen oder eine Probelektion mißglückt war. Doch das wurde bald vergessen. Denn die Seminaristinnen waren voll überzeugt davon, daß die Lehrerschaft, alles ausgesuchte tüchtige Pädagogen, auch wenn sie höchste Anforderungen an sie stellten, nur ihre geistige Förderung und ihr persönliches Wohl im Auge hatten.

Für das Anstaltsleben galt der Goethesche Spruch: „Saure Wochen, frohe Feste.“ In dem Ernst der Alltagsarbeit gab es zwischendurch auch für die Schloßbewohner viel unbekümmerte Lustigkeit. Dafür sorgte schon die hochverehrte Vorsteherin. Da waren die Tanzvergnügungen im Winter, für die die Schloßsäle, von deren Wänden die Bilder der Herzöge herabblickten, und die Säulen des Treppenhauses mit frischen Girlanden geschmückt wurden, Maskeraden in bunten, selbstentworfenen Kostümen wohl gar selbst gedichteter Theaterstücke und fröhliches Drehen im Tanze nach den Klängen der Musik. Unter den sommerlichen Vergnügungen standen die Wanderfahrten in den Harz an erster Stelle, unter diesen war eine unvergeßliche Fahrt zum Bodetal. Da



versammelte sich die mehr als 100-köpfige junge Gesellschaft mit ihren Lehrern auf dem Bahnhof und erwartete gespannt das Einlaufen des Extrazuges, von dessen mit Eichenlaub geschmückter Lokomotive der Fahrtleiter, der hochwohlbewanderte Turninspektor Hermann, eine schwarzweißrote Fahne schwenkte. Unter Gesang und lebhafter Unterhaltung fuhr man dem Harze entgegen. In Thale logierten die unverwöhnten Mädchen in einem großen, stattlichen Hotel, und auf der Wanderung kreuz und quer um das romantische Bodetal lernte sie die sagenhafte Roßtrappe, den berühmten Hexentanzplatz und andere Sehenswürdigkeiten kennen.

Marburg: Blick auf das Landgrafenschloss

Auch die Weihnachtsfeste bildeten einen Höhepunkt des Schullebens. Bei einem dieser von der großen Schloßgemeinschaft gefeierten Fest durfte meine als weißbärtiger Weihnachtsmann verkleidete Mutter auch mal den kleinen Schulkindern mit guten Ermahnungen für Wohlverhalten aus dem wohlgefüllten Grabbelsack kleine Geschenke überreichen.

Im Gleichmaß des streng geregelten Anstaltslebens gingen die 3 Ausbildungsjahre für die Seminaristinnen rasch dahin, und schon stand die Abschlußprüfung bevor. Am 22. März

1881, dem Geburtstage des alten Kaisers Wilhelm, während die jüngeren Zöglinge ihre Unterrichtsfreiheit fröhlich genossen, fand das Examen statt, das meine Mutter dank ihrer fleißigen und gewissenhaften Arbeit in den abgelaufenen Lernjahren mit einem guten Zeugnis bestand. Dann aber kam der schmerzliche Abschied aus dem liebgewordenen Lebenskreise. Denn das Schloß mit allen seinen Bewohnern war ihr im Laufe der Jahre sehr ans Herz gewachsen, und gar manche das ganze Leben dauernde Freundschaft war mit den Mitschülerinnen und auch mit den Lehrerinnen geschlossen worden. Die Seminaristinnen waren durch die strenge, anspruchslose Lebensweise, bei der die tägliche Arbeit und Pflichterfüllung den ersten Platz einnahm, vorzüglich für ihr ferneres Leben geschult worden. Diese Wohltat, die sie ihren Lehrern, besonders der zunächst wegen ihrer Strenge gefürchteten, dann aber wegen ihres persönlichen Wohlwollens immer mehr geliebten Vorsteherin, Fräulein Vorwerk, verdankte, hat meine Mutter ihr Lebtag nicht vergessen und dankbar anerkannt. Mit geteiltem Herzen, beglückt über den Examenserfolg, aber seelisch bedrückt von dem Abschiede aus dem Wolfenbütteler Schlosse, kehrte sie zu ihrer Mutter und den Geschwistern nach Detmold zurück, wo sie sich nun erstmal nach der anstrengenden Arbeit des letzten Examensjahres gründlich ausruhen konnte. Und als sie sich dann um eine Tätigkeit als Erzieherin bemühte, kam für im Sommer von Frl. Vorwerk die briefliche Anfrage, ob sie für sechs Wochen eine beurlaubte Lehrerin des Seminars vertreten wolle. Welch eine Überraschung und zugleich was für eine schöne Anerkennung vonseiten ihrer bisherige Lehrer! Wie ganz anders fühlte sie sich da in dem wohlvertrauten Kreise, als sie nunmehr ihren bisher immer mit respektvoller Scheu betrachteten Lehrern und Lehrerinnen als gleichberechtigte Kollegin zur Seite trat! Nach diesem ersten Einsatz als Lehrerin, der ihr Selbstvertrauen merklich hob, durfte meine Mutter mit ihrer Schwester Marie ihre erste Vergnügungsreise machen. Sie fuhren mit dem Dampfschiff weseraufwärts bis Hannoversch-Münden, streiften durch die schönen Wälder, besuchten in Kassel die Lohmeyerschen Verwandten. Dann wurde noch ein Abstecher nach Marburg gemacht, wo sie bei einer Detmolder Schulfreundin zu Gaste war und mit ihr Ausflüge nach Spiegelslust und den anderen das Lahntal umschließenden bewaldeten Anhöhen machte. Seitdem ist die trauliche Universitätsstadt mit ihren schönen alten Bürgerhäusern, mit ihren engen, winkligen Gassen und steilen Treppen und dem auf stolzer Höhe aufragenden Landgrafenschloß und der zu Füßen des Burgberges liegenden wundervollen Elisabethkirche meiner Mutter immer in schönster Erinnerung geblieben. Im Herbst trat sie dann in Mönchehof ihre erste Stelle als Erzieherin an (s. Seite 17 ff).

Meine Eltern in Colenfeld.

Elisabeth Flemming
Juli 1888

Nach diesem langen Exkurs über das Jugendleben meiner Mutter kehre ich nun nach Colenfeld (S. 17) zurück.

Als das junge Paar von der Hochzeitsreise heimkehrte, fand es das Pfarrhaus, das nun seine Heimat werden sollte, von der Großmutter Georgi und Bruder Heinz wohleingerichtet vor. Der Garten stand in der vollen Pracht der Obstbaumblüte. So erfreut Mutter nun auch darüber war, daß sie in dem weiträumigen Hause, das mit ihrer vor Großmutter gelieferten Aussteuer bürgerlich behaglich ausgestattet war, und in dem großen Garten als selbstständige Hausfrau wirken konnte, so fühlte sie doch angesichts ihrer Unerfahrenheit in der Haushaltsführung einiges Unbehagen. Sie bat daher ihre Mutter vor ihrer Heimreise nach Detmold flehentlich, sie möchte ihr doch wenigstens für die nächsten 8 Tage einen Küchenzettel hinterlassen. Doch diese Sorge schwand bald dahin. Sie fand sich in ihre hausfrauliche Aufgabe allmählich hinein. Denn in dem ersten Sommer war ihre Schwester Emmy lange Wochen bei ihr zu Gast, um ihr im Haushalt zu helfen. Überhaupt fehlte es den gastfreien Pfarrersleuten in der folgenden Zeit nicht an Hausbesuch. Immer wieder kehrten Großmutter Georgi oder eines der Geschwister bei ihnen ein. Auch die Großeltern Flemming gehörten zu den Gästen, die sich mit eigenen Augen davon überzeugen wollten, wie wohl sich meine Eltern in ihrem Colenfelder Heim fühlten. Bei diesem Besuch lernte meine Mutter ihre Schwiegermutter erst recht kennen und von ganzem Herzen schätzen und lieben.

Bald erwachte bei meinen Eltern auch die Freude, in ihrem kleinen Reiche allerlei Verbesserungen und Verschönerungen anzubringen. Hinter dem Garten, durch ein Gebüsch abgeschirmt, floß die Aue, ein kleiner Fluß, der Gelegenheit zum Baden bot. So wurde mit bescheidenen Mitteln eine einfache Badeanstalt eingerichtet. Die Laube darüber diente als Aus- und Ankleideraum. Auf diese Weise wurden Garten und Haus zu einem Idyll, wie es sich Mutter nicht schöner wünschen konnte. Mit den Pastoren und Gutsbesitzern der Nachbarschaft wurde bald ein freundliches Verkehrsverhältnis hergestellt. Die nächsten und treuesten Freunde aber waren die Mönchehofer: Tante Emma Barkhausen, die als mütterliche Freundin der jungen Pfarrfrau beistand, und der Vetter Otto B., der kaum einen Tag verstreichen ließ, ohne auf seinem Ritt durch die Felder der Domäne in dem Pfarrhause hineinzuschauen und einen guten Rat zu erteilen.

Auch in der Gemeinde faßte Mutter bald festen Fuß. Das große Vertrauen, daß die Gemeindeglieder meinem Vater entgegenbrachten, übertrugen sie auch auf seine Frau, die, wo immer es in einem Hause Not oder Krankheit gab, mit ihrem Manne oder allein dort einkehrte, um zu helfen, zu trösten oder auch zu einem erfreulichen Familienereignis zu beglückwünschen.

Im Herbst 1884 besuchten meine Eltern ihre Verwandten in Wolfenbüttel, Tante Ella u. August Fink wie auch die übrige Finksche Familie, der mein Vater so großen Dank schuldete für die liebevolle Fürsorge, die er in den voraufgegangenen Jahren von ihr erhalten hatte. Die enge Verbundenheit zwischen meinem Vater und seiner Schwester, die auch darin zum

Ella und August FInk

Ausdruck kommt, daß er ihr und seinem Jugendfreunde die Traurede hielt, steigerte sich in der Folgezeit noch. In den kommenden Jahren der Krankheit konnten meine Eltern keine treueren und hilfreicheren Freunde finden als Finks.

Nun nahte für die jungen Eheleute das erste Weihnachtsfest, für das Mutter das Haus schön geschmückt und alles so sinnig vorbereitet hatte, um ihrem Manne erstmalig Weihnachtsgaben zu bescheren und sich von ihm bescheren zu lassen. Doch da erlebte sie eine herbe Enttäuschung. Denn Vater hatte an dem hl. Abend mit der Vorbereitung der Festpredigten zu tun. So saß sie dann einsam und verlassen unter dem Weihnachtsbaum und packte trübselig ihre Geschenke aus; war sie doch gewöhnt, das Christfest in großem Kreise zu feiern.

Als der Frühling dann ins Land zog, wurde meinen Eltern am 7. März 1885 das erste Kind beschert, ein kleines, zartes Mädchen. Die Freude darüber war allerseits groß. Da mein Vater immer für eine frühe Taufe eintrat, hoben 3 Wochen später die beiden Großmütter, Tante Emilie Fink u. Emma Barkhausen das Kind aus der Taufe, bei der es die Namen Marie Georgine Emilie Emma erhielt. Der stolze Vater aber nannte es am liebsten „Wieschen“. Zu dem Tauffeste hielt auch Marie Stünkel ihren Einzug in meinem Elternhause, eine ehemalige Konfirmandin meines Vaters aus Neustadt a. R. Sie sollte fortan meiner Mutter 18 lange Jahre als treue Hausgehilfin zur Seite stehen und, da sie meine Geschwister und mich mit auferzog, je länger, je mehr ganz zur Familie gehören. Das kleine Mariechen machte nun aber gleich im Anfang ihres Erdendaseins durch Ernährungsschwierigkeiten ernste Sorge. Da es gewöhnliche Kuhmilch nicht vertrug, fütterte der in seiner Fürsorge unermüdliche Otto Barkhausen eine seiner Kühe eigens für Mariechen mit besonderer Nahrung. Aber auch das war vergeblich, bis in Nestlés Kindermehl die für das zarte Kind geeignete Nahrung gefunden wurde, die bewirkte, daß der Säugling nach einigen Monaten das bei seiner Geburt festgestellte Gewicht wiedererlangte.

Das erste Kind: Marie

Marie Stünkel

Dieser sorgenvolle Sommer wurde auch durch eine andere größere Not verdunkelt. Im Dorfe brach eine Typhusepidemie aus, die manches Menschenleben dahinraffte. Mein Vater, der es mit seiner Seelsorge sehr ernst nahm, besuchte unermüdlich seine kranken Gemeindeglieder, verbrauchte aber dabei seine körperlichen und seelischen Kräfte. Der Hausarzt riet zu einer sofortigen völligen

Emmy und Hermann Wilms

Ausspannung. So fuhren meine Eltern, nachdem sie ihr kleines Kind der Pflege von Frau Oberförster Hartung, der ehemaligen Hausdame meines Vaters, anvertraut hatten, wieder an den Rhein nach Köln, wo Emmy, die Schwester Mutters, mit dem Fabrikanten Hermann Wilms das erste Glück ihrer jungen Ehe genoß. Nach schönen mit den Geschwistern verlebten Wochen reisten sie weiter nach Detmold und nahmen an der Hochzeit der Schwester Marie mit dem Dr. med. Robert Overbeck teil. So hatte sich die bei Mutters Verlobung von Sup. Nacke ausgesprochene Prophezeiung (S. 18), der ersten Verlobung im Hause Lohmeyer würden bald weitere folgen, erfüllt.

Nach der Heimkehr wartete auf meine Mutter in Colenfeld viel Arbeit in Haus und Garten. Die reiche Obsternte mußte eingebracht und verwertet werden, für den eigenen Haushalt und für die keine eigenen Gartenfrüchte erntenden Häuser der Verwandten. So wanderte manches Paket mit Äpfeln, Birnen oder Pflaumen auf die Post, das den Empfängern nicht weniger Freude machte als den Absendern.

Dann rückte für meine Eltern das 2. Weihnachtsfest heran. Wie anders gestaltete es sich für meine Mutter als das voraufgegangene! Denn nun saß sie am hl. Abend unter dem brennenden Lichterbaume und freute sich an dem Töchterchen, das von ihrem Schoße aus in den strahlenden Glanz der Kerzen bewundernd starrte.

Bald sollte es auch ein Brüderchen bekommen. Am 28. Februar 1886 stellte sich Paulchen ein, „etwas stürmisch, wie es noch jetzt seine Art ist“, ein Sonntagsjunge wie auch seine ihm folgenden Brüder. Seine Paten waren der Großvater Flemming und die 3 Oheime Heinrich Lohmeyer, August Fink und Paul Flemming. Zu dem Tauffeste war wieder die fürsorgliche Großmutter Georgi zugegen, die aber bald danach weiter nach Köln reisen mußte, weil dort bei Wilms inzwischen das erste Kind, Elisabeth, erwartet wurde.

Marie und Robert Overbeck

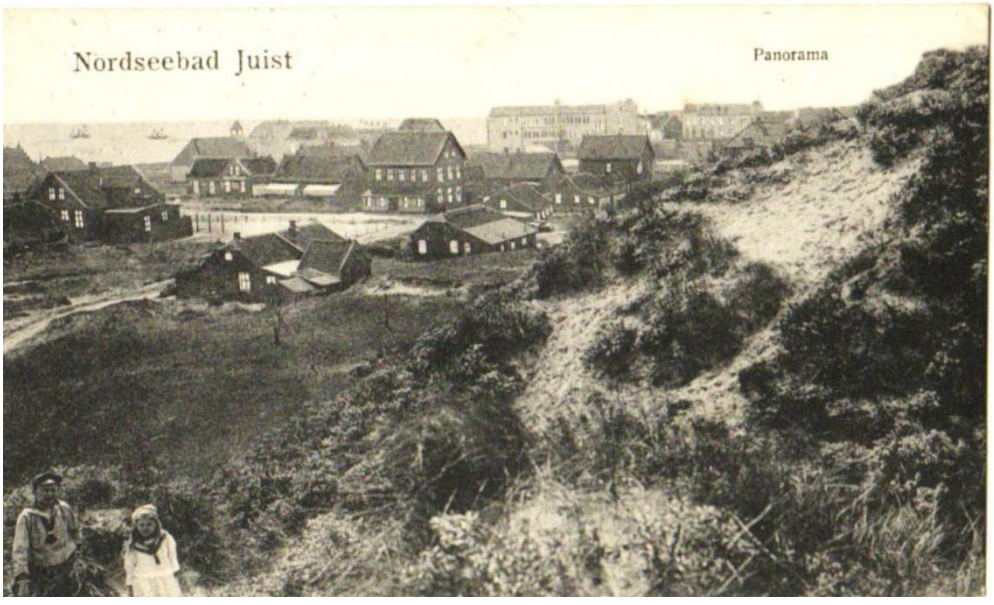
Den ganzen Winter 85/86 war Vater gesundheitlich recht elend. Seine Tätigkeit als Prediger und Seelsorger, auch der mit Unruhe verbundene Hausbesuch hatten stark an seinen Kräften gezehrt. Am 1. Mai legte er sich mit Typhus nieder. Nun kam für meine Mutter eine schwere Zeit. Während sie ihren hoch fiebernden Mann treulich pflegte und sich von ihren beiden Kindern wegen der Ansteckungsgefahr fernhalten mußte, hörte sie in den stillen Nächten an dem Krankenlager sitzend oft das klägliche Gewimmer des 8 Wochen alten, kaum entwöhnten Paulchen aus dem entferntesten Zimmer des Hauses. Der arme kleine Kerl kam in dieser schlimmen Zeit nicht zu seinem Rechte, obwohl Martha, Mutters jüngste Schwester, selber noch ein halbes Kind, ihn nach besten Kräften zu betreuen versuchte. Auch um den lieben Patienten machte sie sich ernste Sorge, der in seinen Fieberphantasien aus dem Bette sprang und

Hugo 1884

ganz allein auf ihre Pflege, in der sie doch noch unerfahren war, angewiesen war. Es wurde daher auch ein starker seelischer Druck von ihr genommen, als bald darauf ihre allezeit hilfsbereite Mutter zu ihr kam, um ihr in der Krankenpflege beizustehen.

Erst Ende Juni hatte sich Vaters Zustand soweit gebessert, daß Pläne für eine Erholungskur gemacht werden konnten. Auf Rat des Hausarztes wählten meine Eltern Juist als Kuraufenthalt. Während ihrer Abwesenheit wurde Mariechen bei der Großmutter in Detmold untergebracht, während Paulchen der Obhut von Frau Oberförster Hartung anvertraut wurde. Auf der Überfahrt von Norddeich schlug beim Aussteigen in Juist das Steuer des Segelschiffes meinem Vater mit solcher Wucht in den Rücken, daß er für kurze Zeit wie betäubt vor Schmerz war. Allmählich vergingen die Schmerzen, aber an der Stelle des Stoßes hat sich später ein schlimmer Abszeß gebildet, der Vaters erste schwere Operation nötig machte.

Auf Juist, einer damals noch sehr stillen Insel, waren damals im Sommer außer meinen Eltern nur noch 3 Kurgäste. Bei den täglichen Spaziergängen am Strande durfte Vater wegen des scharfen Windes nicht sprechen, die beiden gingen daher stumm nebeneinander und freuten sich nur an dem Spiel der Möwen und der Wellen. Gesundheitlich tat der mehrwöchige Aufenthalt in der salzhaltigen Luft Vater gut. Er sammelte, wie es schien, neue Kräfte. In Detmold, wo die Eltern Mariechen wieder abholten, konsultierten sie auch noch den Lohmeyerschen Hausarzt Dr. Petri. Dieser stellte eine Geschwulst an einer Rippe fest, die in Göttingen operativ entfernt werden sollte. Damit begann nun die Zeit banger Sorgen um die Gesundheit meines Vaters, die in den kommenden Jahren für meine Mutter nicht abreißen und das sonst so glückliche Eheleben meiner Eltern verdüstern sollten.



Ehe von dieser Leidensgeschichte weiter die Rede ist, muß noch von erfreulichen Ereignissen im Colenfelder Pfarrhause berichtet werden. Als am 13. November 1887 mein Vater aus der Kirche kam, fand er einen neuen kleinen Erdenbürger vor, der war ich. Nach ein paar Wochen wurde ich nach meinen Paten, dem Sup. Dankwärts, den Onkeln Edo Flg. und Robert Overbeck auf die Namen Karl Robert Eduard von meinem Vater getauft. Wie ich meiner Mutter die Geburt leicht gemacht haben soll, habe ich ihr auch als kleiner Junge wenig Sorge

Karl, geboren am 13. November 1887

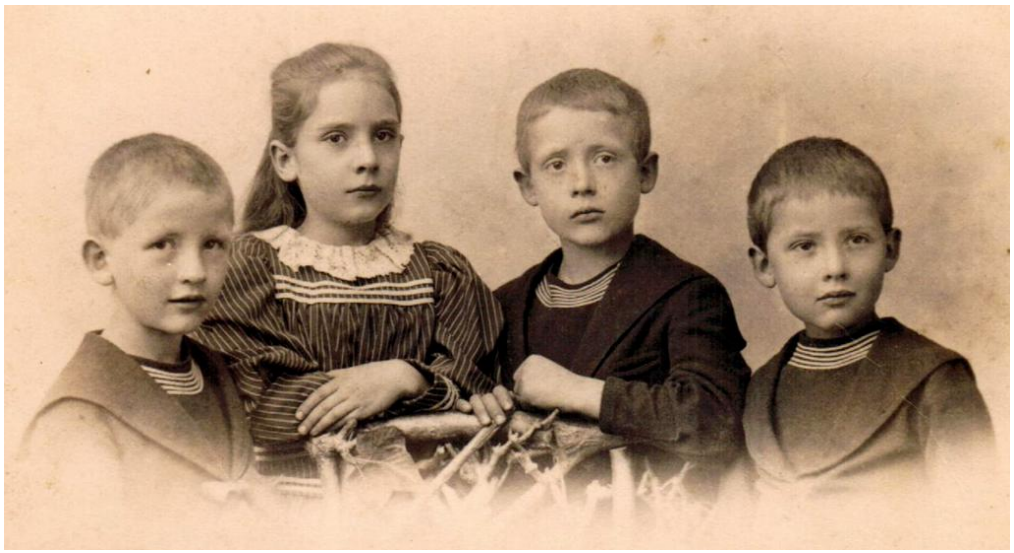
bereitet. Ich war ein gesundes, stilles und heiteres Kind, aber etwas bequem, um nicht zu sagen, faul. Meine Mutter brauchte mich nur mit einem Hühnerknochen in eine Zimmerecke zu setzen, damit vergnügte ich mich, daran lutschend, stundenlang allein und guckte Mutter mit strahlenden Augen an, wenn sie sich mal nach mir umsah. Sprechen lernte ich erst nach 2 Jahren, so spät, daß meine Eltern schon fürchteten, ich würde es überhaupt nicht lernen. Allmählich aber bequemte ich mich, einige mir vorgesprochene Worte nachzusprechen, und lernte auch, an der Familienkonversation einen sehr bescheidenen Anteil zu nehmen. Mutter hat später oft gesagt, ich hätte das Sprechen noch recht gut gelernt – das trifft nicht ganz zu. Ich bin mein Lebtag nicht sehr gesprächig gewesen. Gewiß im Unterricht ist mir das freie Sprechen nicht schwer gefallen, auch nicht bei dem Geschichtsvortrag. Aber wenn es galt, bei irgendwelchen feierlichen Gelegenheiten, bei öffentlichen oder privaten, eine Ansprache zu halten, dann zeigte sich meine geistige Schwerfälligkeit und sprachliche Unbeholfenheit. Dann mußte ich mir das, was ich zu sagen hatte, vorher genau überlegen, niederschreiben und es mir innerlich aneignen. Meiner guten Mutter ging es übrigens genauso, wenn sie als Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins in Itzehoe oder im Verwandtenkreise mal eine Rede halten mußte. Ich erinnere mich noch genau, daß ich in solch einem Falle mal im Wagen neben ihr saß und sie in einer Gesprächspause halblaut ihre Rede memorierte.

Zu den drei kleinen Kindern, die meinen Eltern in schneller Folge geschenkt wurden, kam im Januar 1889 noch ein Junge hinzu: Hugo. Vater weilte damals zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Davos. Mutter hatte ihre 3 Brüder bei sich, die ihre Studentenferien in Colenfeld verbrachten und ihr fleißig in Haus und Garten halfen. So hatten sie im Garten eine riesige Akazie gefällt, zersägt und zu Brennholz gespalten. Zum Lohn dafür stiftete Mutter auf Vaters brieflichen Wunsch ihnen vor ihrer Abreise nach Berlin eine Abschiedsbowle. Vergnügt saßen die 4 Geschwister mit Otto und Oskar Barkhausen bis tief in die Nacht bei dem wohlschmeckenden Getränk zusammen. Als die 3 Brüder am nächsten Tage, dem 6. Januar erwachten, hatte sich inzwischen der kleine Erdenbürger eingestellt, der 3 Wochen später, an Kaisers Geburtstage, von dem befreundeten Pastor Kölle aus Munzel getauft wurde und als Paten August Lohmeyer, Hermann Wilms und Tante Minna Hoyermann erhielt. Als Gäste waren bei der Tauffeier Großmutter Georgi und Emmy Wilms zugegen.

Mutter Elisabeth mit Karl, Hugo jr., Marie und Paul

Nun fehlte es in unserer Familie natürlich auch nicht an lustigen Kindergeschichten, an denen ich freilich nach meiner mundfaulen Art nur wenig beteiligt war; umso mehr aber Mariechen und Paul. Mariechen, als die Älteste schon verständig und etwas altklug, suchte den quirligen und ungestümen Paul, der mit seinen

krummen, flinken Beinen wie ein Wiesel ständig hin- und herrannte, schon mutterhaft mitzuerziehen. Sobald eine Stubentür offenstand, war er plötzlich verschwunden. Alles Rufen half nichts. Schließlich nach langem Suchen fand man ihn, geduckt hinter einem Stachelbeerbusch still und gefräßig seinen Hunger stillend, oder man ertappte ihn auf anderen verbotenen Wegen. Wenn er von seinen Streifzügen durch Garten oder Dorf wieder ins Zimmer gerannt kam, war nichts vor ihm sicher. Überall eckte er an, stieß gegen einen Tisch, sodaß die Vase mit Blumen herunterfiel und zerbrach, zog eine Decke mitsamt den auf ihr liegenden Gegenständen vom Tische oder richtete irgend ein anderes Unheil an. Daher



Karl, Marie, Paul und Hugo

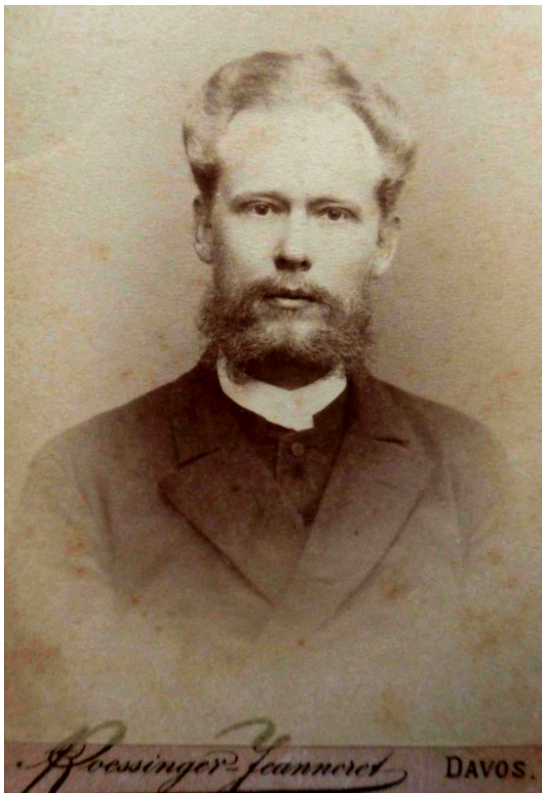
Mariechens angstvoller Ausruf, als Paulchen mal wieder ins Eßzimmer hineinstürmte: „Mutter, Mutter, rette, Paul kommt.“ Als den Kindern zu Weihnachten schöne Geschenke beschert waren, nahm sie Paul beiseite, zog ihn ans Fenster, durch das man den leuchtenden Sternenhimmel sah, und sagte: „So, Paul, nun bedank dich auch beim Christkind für die schönen Sachen.“ Als Mutter sie danach fragte, was Paul darauf erwidert habe, kam die Antwort: „Nichts, aber er machte ein so schönes Gesicht.“ Einmal fand Mutter Mariechen auf Vaters Sofa lang ausgestreckt liegen. Auf Mutters Frage, was das zu bedeuten habe, erklärte sie, einen oft gehörten Ausspruch ihres Vaters wiederholend: „Ach, Mutter, der alte Rücken will nicht mehr.“ Ein ander Mal, als uns der Iltis eine Klucke mit 12 Küchlein totgebissen hatte, lief Mariechen hinter den anderen her und rief: „Du, Huhn, bist du auch tot wie die Klucke?“ Paul hatte neben seiner Unrast auch andere, gute Seiten. So klopft er morgens wohlgesittet an Vaters Studierzimmertür und fragt: „Vater in?“ und als keine Antwort erfolgt, sagt er lakonisch: „Vater weg.“ Er liebte alles Getier, „was das da kreucht und fleugt“. Besonders hatte er es auf die Fliegen im Zimmer abgesehen. Doch bei dem Bemühen, sie zu schnappen, benahm er sich so täppisch und drollig, daß sie unter dem Gelächter der Zuschauer natürlich immer seiner ungelenken Hand entwischten. Nicht anders verbreitete er Heiterkeit um sich, als einmal Musikanten ins Dorf kamen und auf der großen Scheunendiele ihre Stückchen aufspielten. Die Musik versetzte Paul in solches Entzücken, daß er in ihren Kreis trat und mit solch unschuldiger Komik zu tanzen begann, daß die Musikanten vor lautem Prusten das Blasen vergaßen. Sehr zärtlich war er in seiner Liebe zu dem in der Ferne weilenden kranken Vater. Dessen Bilder konnte Mutter kaum vor seinen Liebkosungen retten. Denn alsbald zeigten sie Spuren seiner Lippen und schmutzigen Hände. Mutter stiftete daher ein altes Bild von Vater, an dem die Kinder ihr Bedürfnis zu küssen Genüge tun konnten.

Die Flemmings mit Hugos Eltern im Garten des Pastorats Colenfeld 1888

Mariechen spielte natürlich gern mit Puppen, und dazu zog sie auch Paul mit heran. Während sie selber als Puppenmutter fungierte, mußte der Bruder als „Onkel Paul“ herhalten. Sie nimmt morgens ihre Puppe aus dem Bette und stellt fest: „Kind, ich glaube, du hast geschwitzt oder dich naß gemacht.“ Daher muß Paul die angeblich nassen Windeln an den Ofen zum Trocknen halten. Ein Hauptvergnügen machte es den beiden Großen, zuzusehen, wenn das Brüderchen – und das war ich – gebadet wurde. Aufmerksam sahen sie dem kleinen Kerle zu, wenn er vergnügt in der Badewanne strampelte, und wenn die Morgenwäsche des Kleinen beendet war, durften sie nach Herzenslust in dem Badewasser plantschen ohne Rücksicht auf die Spritzer, die den Fußboden mit einer Lache bedeckten.

Dieses harmlos-fröhliche Spiel der Kinder brachte viel Licht und Erheiterung in das Alltagsleben, besonders meiner Mutter. Doch die Sorge um die zarte, gefährdete Gesundheit ihres Mannes wich nicht von ihrer Seite. Die auf den Rat des Detmolder Hausarztes Dr. Petri (S. 35) in Göttingen durchgeführte Operation an der Rippe verlief zwar befriedigend. Aber fortan mußte Vater zur Kräftigung seiner Gesundheit eine Kur an der See, in Borkum oder Norderney, durchmachen. Da mußte meine Eltern schon allein die Sorge bedrücken, wie sie bei dem schmalen Gehalt von 2100,– M die Kosten für solche Kuren aufbringen sollten. Doch da ward ihnen unerwartete große Hilfe zuteil, das Konsistorium leistete in großzügiger Weise Zuschüsse; vor allem aber bewährten sich wie schon früher August Fink und Hermann Wilms als tatkräftige Helfer. Nach einer dieser Kuren an der See reisten meine Eltern zu einer Fußwanderung in den Harz, wo sie außer Herzberg und Andreasberg auch das kleine Kirchdorf Sieber besuchten, das meines Vaters 1. Pfarrstelle gewesen war. Auf der Rückreise kehrten sie in Hoheneggelsen bei Tante Minna Hoyermann ein, wo sie die hübsche Aufführung eines Singspieles, das Prof. Hackmann nach dem Andersenschen Märchen „Die Schnee-Königin“ verfaßt hatte, miterlebten.

Vater Hugo als Kurgast in Davos im Winter 1889



Im Herbst 1888 ließ sich Vater in Göttingen von Professor Rosenberg gründlich untersuchen. Das Ergebnis war niederdrückend. Der Arzt stellte fest, daß Vater, um wieder gesund zu werden, dringend eines Winteraufenthaltes in Davos bedürfe. Meine Eltern wurden durch diesen ärztlichen Befund vor eine sehr schwere Entscheidung gestellt. Nicht nur, daß Vater damit eine halbjährige Trennung von seiner Familie in Kauf nehmen mußte. Auch die Überlegung, wie die schier unerschwinglichen Kosten eines solchen Kuraufenthaltes aufgebracht werden sollten, machte ihnen wieder schwere Sorge. Doch sie brachten das große Opfer in dem Vertrauen, daß der himmlische Vater, der ihnen bisher in so mancher Not gnädig geholfen hatte, sie auch jetzt nicht verlassen werde. Und wieder ließen das Konsistorium und die genannten Verwandten es nicht wirksamster Hilfe fehlen.

Der Aufenthalt in der reinen Luft des Hochgebirges tat meinem Vater gut. Er erfreute sich mit gleichgesinnten Patienten der treuen Obhut deutscher Diakonissen. Sein körperliches Befinden besserte sich langsam und auch seine seelische Stimmung hob sich. Der tägliche Anblick der großartigen Alpenwelt, die er bisher noch nicht kannte, und die jetzt in ein blendend-weißes Schneekleid gehüllt sich vor seinem Auge ausbreitete, erfüllte den für die Schönheiten der Natur so empfänglichen Mann mit großer Freude, lenkte ihn von den Gedanken an sein Leiden, denen er sich nur allzu leicht hingab, ab und erleichterte ihm die bittere Trennung von Frau und Kindern. Denn es war der Winter, in dem ihm der 3. Sohn, Hugo, geboren werden sollte, dem er nun nicht wie seinen drei anderen Kindern den Taufsegen erteilen konnte.

Meine Mutter richtete sich indessen in Colenfeld auf die einfachste und sparsamste Weise ein, damit Vater nichts von den für seine Gesundheit erforderlichen Heilmitteln versagt zu werden brauchte. Das Weihnachtsfest, zu dem Mutter ein kleines aufgeputztes Tannenbäumchen aus dem heimatlichen Wald nach Davos geschickt hatte, war für sie ohne den geliebten Mann natürlich schmerzlich. Aber es wurde ihr erleichtert durch den schon erwähnten Besuch ihrer 3 Brüder, die mit der Großmutter alles taten, um ihr über die schwere Zeit der Trennung hinwegzuhelfen. Auch eine unerwartete andere Erleichterung ihrer Lage trat ein. Frl. Vorwerk, die Leiterin des Wolfenbüttler Seminars, schickte ihr einen ansehnlichen Geldbetrag mit der Bitte, eine erholungsbedürftige ehemalige Mitschülerin für einige Wochen bei sich aufzunehmen. So kam Frl. Cläre Hesse in das Pfarrhaus, mit der Mutter nun alle die Erinnerun-

Elisabeths Brüder August, Heinz und Karl Lohmeyer 1884

gen an die gemeinsame schöne Seminarzeit austauschen konnte. Sie ist seitdem mit Mutter in herzlicher Freundschaft verbunden geblieben. Die stille und entsagungsreiche Zeit des Wartens auf die Gesundung Vaters wurde Mutter außerdem verkürzt durch die täglichen Besuche der Mönchehofer, die ihr immer wieder neuen Mut zusprachen.

Mariechen und Paul beteten jeden Abend für die Gesundheit des lieben Vaters in der Ferne, – ich war dazu wegen meines fast stummen Erdendaseins noch nicht fähig – dabei kamen merkwürdige Kinderansichten zu Tage. Paul meinte, die Doktors seien doch sehr böse Menschen, daß sie Vater immer mit dem Messer in den Leib schnitten; und Mariechen betete vor Tisch: „Lieber Gott, mach doch meinen lieben Vater schnell wieder gesund, und vergiß auch nicht meinen kleinen Wehwehfinger!“

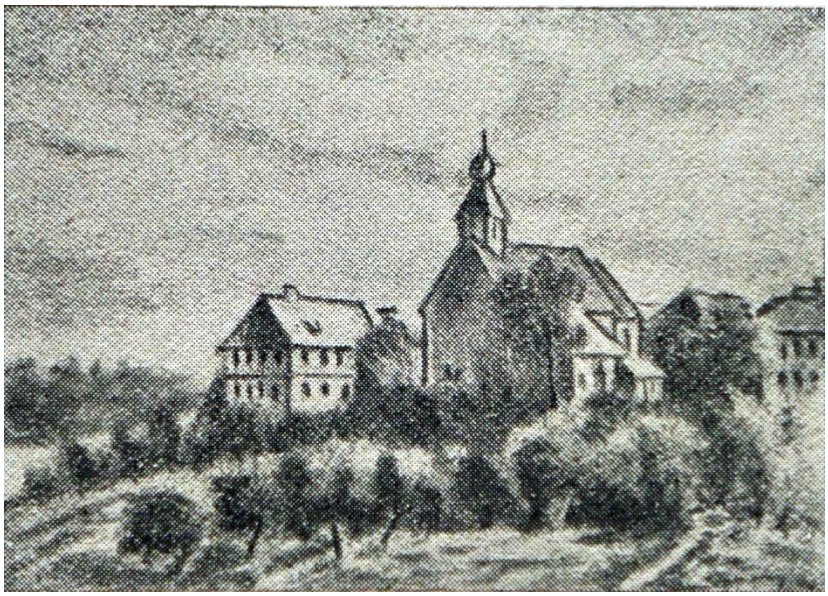
Als der Frühling 1889 einzog, kam für meine Eltern der sehnlich erwartete Tag der Wiedervereinigung. Mein Vater, von Davos als geheilt entlassen, fuhr über Honnef und Köln, wo er seinen Bruder Emanuel und Wilms besuchte, nach Detmold. Dort holte Mutter ihn ab. Wie froh genossen sie die Heimkehr nach Colenfeld, herzlich begrüßt von ihren Kindern und den an ihnen hängenden Gemeindegliedern! Zwar mußte Vater sich fortan sehr schonen und ganz seiner Gesundheit leben, doch konnte er seinen Amtspflichten im ganzen wieder genügen.

Kirche in Colenfeld (Foto: Losch)

Doch nun kehrte eine neue Sorge in das Pfarrhaus ein. Paul zog sich einen Keuchhusten zu, der ihn körperlich sehr mitnahm, da er mit Erstickungsanfällen verbunden war. Noch jahrelang neigte er zu dieser Krankheit, bis er durch ein homöopathisches Mittel davon geheilt wurde. Der kleine Hugo bekam eine Darmerkrankung, die auch ihn ganz von Kräften brachte. Erst als Mutter ihn in ihrer Angst auf eigene Verantwortung hin täglich etwas Tokayer einflößte, nahm er wieder etwas Haferschleim zu sich und erholte sich langsam. Sonst wuchsen wir Kinder in unserer ländlichen Freiheit fröhlich heran und machten weiter unsere kleinen ungewollten Scherze. Als Vater nach seiner Heimkehr Mariechen fragte, „Was hättet Ihr wohl gesagt, und was hätte unserer liebe Mutter wohl gemacht, wenn ich nicht gesund wieder aus Davos zurückgekommen wäre?“ – „Da hätte sie sich wohl nach einem anderen umgesehen“, war die prompte Antwort.

Im Sommer 1890 fand in Colenfeld eine Kirchenvisitation statt, die Vater viel Vorarbeit machte, aber sehr günstig verlief und ihm viel Anerkennung eintrug. In Norderney verlebte er wieder eine durch das Wiedersehen mit einem Studienfreunde aus Dresden innerlich bereicherte Erholungszeit. Zur Nachkur war er noch eine Zeitlang bei Maertens in Schieder auf der Oberförsterei. Mutter brachte ihn dorthin, wo sie einst als Mädchen so frohe Ferienwochen verlebt hatte. Von Schieder machten beide auch einen Besuch in Schwalenberg, wo Mutters

Kirche und Pastorat in Schwalenberg
(Zeichnung: Emil Zeiß)



Schwester Wilhelmine seit 1889 mit dem Paster Alexander Zeiß verheiratet war. In dem malerischen, am Hange des steilen Burgberges gelegenen Pfarrhause verlebten sie reizende Stunden, nicht ahnend, daß die liebe Schwester vier Wochen später nach der Geburt ihres zweiten Töchterchens dem Kindbettfieber erliegen sollte.

Im Dezember 1890 wurde August und Ella Fink nach achtjähriger Ehe ein Sohn geboren: August junior. Die Freude darüber war in der ganzen Familie sehr groß. An dem Tauffeste sollten auch meine Eltern teilnehmen. Allein Vater fühlte sich damals wieder so matt, daß Mutter allein nach Wolfenbüttel reisen mußte. Nach ihrer Heimkehr fühlte er sich noch immer sehr schwach. Als er dann gar am nächsten Sonntag unter heftigen Schmerzen vor dem Altar zusammenbrach, standen meine Eltern erneut vor schwersten Entschlüssen. Nun fuhren beide doch gemeinsam nach Wolfenbüttel, um mit Finks zu überlegen, was zu tun sei. Diese rieten zu einer Untersuchung in dem Braunschweiger Krankenhause durch den von ihnen hochgeschätzten Geheimrat Ehlers, der auch Tante Ella schon seit langem ärztlich betreute. Professor Ehlers stellte wie schon 1887 Dr. Petri in Detmold einen Abszeß am Rückenwirbel fest und riet zu einer erneuten Operation im Braunschweiger Krankenhause. Diese erwies sich als eine sehr schwere, auf Leben oder Tod gehende. Aber es fehlte dem lieben Patienten weder an der besten ärztlichen Versorgung noch an der rührendsten Pflege seines Krankenwärters, namens Hundertmark. Fast täglich besuchten die Wolfenbüttler den armen Kranken, der unbeweglich still auf dem Rücken liegen mußte und nur die Arme bewegen konnte. Wie oft hat Mutter in diesem Winter die Reise nach Wolfenbüttel gemacht, allein oder mit einem von uns Kindern, um wenigstens für einige Stunden am Bette des lieben Patienten zu sitzen! So schwer bedrückt es ihr dabei auch ums Herz war, immer ist sie getröstet und ermutigt von dem Krankenlager geschieden. Denn Vater trug sein Leiden, dessen volle Schwere ihm wohl nicht bewußt war, nicht nur mit christlicher Ergebung und Geduld, sondern auch mit der ihm eigenen, sonnigen Heiterkeit. Noch immer fand er Anlässe genug, sich zu freuen. Als Mutter am Frühlingsanfang 1891 das Krankenzimmer betrat, hatte man Vater auf eine Matratze, die auf 2 Tische vor dem geöffneten Fenster gelegt war, gebettet. Die warme Frühlingssonne und die durch das Fenster einströmende frische Luft taten ihm wohl; er schaute mit Entzücken in die Anlagen draußen hinaus, wo die ersten grünen Knospen sprossen, und sagte zu Mutter: „Ich habe heute den ganzen Tag gejubelt, o wie wunderschön ist doch die Frühlingszeit!“

Wilhelmine
(1863–1890)

„Solche Worte aus dem Munde eines todkranken Mannes“, schreibt meine Mutter, „gewähren einen tiefen Einblick in seine gottergebene, friedliche Stimmung; als rechtes Gotteskind wußte er, daß ihm nichts geschehen konnte als was Gott für ihn bestimmt hatte. Das wollte er in demütigem Gehorsam hinnehmen.“

Elisabeth 1890

Wir Kinder beschäftigten uns viel mit dem kranken Vater und suchten Mutter in unserer kindlichen Art zu trösten. Während bei Paul weiter die scharfen Messer der Doktors eine Rolle spielten, erklärte Mariechen: „Die Doktors sind nicht böse, sie wollen Vater wieder gesundmachen.“ Wir trugen Mutter, die alle 2 Tage nach Braunschweig schrieb, auf, unsere Grüße und guten Wünsche an Vater zu bestellen und schleppten alles Mögliche heran, was sie Vater mitschicken oder mitnehmen solle. Eines Tages war Hügelchen[12] spurlos verschwunden. Nach langem Suchen fand ihn Mutter auf der Dorfstraße rüstig ausschreitend. Auf ihre Aufforderung hin, schleunig wieder nach Hause zu kommen, antwortete er selbstbewußt: „Ich nach Krankenhause, nach Vater will.“ Zur Vertretung Vaters in seinem Amte hatte das Konsistorium den jungen Pastor Irrgang bestellt, der Mutter ein angenehmer Hausgenosse war, sich gut mit uns Kindern verstand und, wenn Mutter länger in Braunschweig blieb, ihr ausführlich über alle Vorgänge im Hause berichtete.

So verging für meine Eltern Monat für Monat, ohne daß sich Hoffnung auf volle Gesundung meines Vaters zeigen wollte. Schon hatten sie angesichts seines unheilbaren Zustandes – denn Vater würde nie wieder richtig gehen können – schwersten Herzens sich zu dem Entschlusse durchgerungen, daß er sein ihm so teures Amt aufgeben müsse. Sie wollten nach Wolfenbüttel ziehen, wo August Fink schon ein einfaches, passendes Haus am Neuen Wege für sie zum Kaufe bereithielt. Dort wollte Vater, der noch keine 10 Dienstjahre aufweisen konnte, durch Privatstunden geben sein sehr bescheidenes Ruhegehalt etwas aufbessern. Aber es kam anders, als meine Eltern erwartet hatten. Im Mai wurde für Vater ein Gypskorset angefertigt, in dem er wenigstens eine Zeitlang sitzen konnte; und da die Operationswunde ziemlich gut geheilt war, wurde ihm im Juni die Heimkehr nach Colenfeld gestattet. August Fink, der allzeit getreue Helfer, brachte ihn nach Hannover, wo Mutter ihn in Empfang nahm. Vom Zuge in den Wagen und vom Wagen ins Haus wurde Vater auf einem Stuhle getragen. Wie herzlich freute er sich nach so langer Trennung wieder daheim bei Frau und Kindern zu sein! Aber seine Erdentage waren nunmehr gezählt. Am nächsten Sonntag hatte man Vater – es war lindes, sonniges Frühlingswetter – in den Garten getragen, wo er frische Luft genießen und sich an der Blütenpracht des Gartens erfreuen sollte. Als dann aber das Geläute der Kirchenglocken einsetzte und er nicht wie sonst diesem Rufe folgen konnte, da übermannte den sonst so tapfer sein Leiden tragenden Mann doch der Schmerz über seinen traurigen Zustand mit unwiderstehlicher Gewalt auf seinem Ruhebette. Wie bang mag meiner armen Mutter bei dem praktischen Zusammenbruche des geliebten Mannes ums Herz gewesen sein, da sie sich ja dem Kranken und uns Kindern gegenüber immer stark und hoffnungsvoll hatte zeigen müssen, auch wenn sie in ihrem klaren, nüchternen Wirklichkeitssinn schon das Schlimmste kommen sah! Über den Verlauf der letzten Stunden, die meinem Vater beschieden sein sollten, lasse ich sie nach ihren Aufzeichnungen für uns selber sprechen.

<u>Meines Vaters Tod</u>

> In den folgenden Tagen blieb er im Bett, ohne Schmerzen, aber sehr matt; und als ich endlich durchgesetzt hatte, einen Arzt kommen zu lassen, sagte mir derselbe gleich, es seine eine schleichende Bauchfellentzündung und das Ende stünde nahe bevor.

[12] Hugo

Die Hände und Füße fingen schon an abzusterben. Das traf mich wie ein Blitz. Otto Barkhausen kam gleich auf die Nachricht und half mir bei der Pflege, dann kam Mutter aus Detmold; alle Wolfenbüttler kamen gleich. Sie brachten auch den Assistenzarzt aus dem braunschweiger Krankenhause mit, den Vater so gern hatte. Er und noch ein anderer Wunstorfer Arzt, den wir zugezogen hatten, stellte dieselbe Diagnose wie Dr. Halle. So kam Sonnabend, der 20. Juni. Vater und ich hatten uns früher versprochen, daß wir es uns sagen wollten, wenn es bei einem von uns zum Sterben ginge. Diese schwere Pflicht mußte ich nun erfüllen. Vater glaubte mir anfangs nicht u. meinte, die Ärzte sähen zu schwarz, er habe noch Kräfte. Dann aber wurde er ganz still und bat uns, wir möchten Superintendent Freybe aus Wunstorf holen, damit er noch einmal das hl. Abendmahl nehmen könnte. Freybe sprach über Jesu Wort an den Schächer: „Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein." Nie vergesse ich den Ausdruck seliger Freude in Vaters Augen bei den Worten der Absolution: „Ich spreche dich aller Sünden frei, los und ledig." Dann bat er Herrn Superintendent noch, seine Frau und seine Kinder nicht zu vergessen, und trug ihm Grüße an die ganze Gemeinde auf. Dann nahm er Abschied von den Hausgenossen: Großmutter Lohmeyer, August Fink, Marie Stünkel; dann kamt Ihr Kinder an die Reihe. Ihr standet alle an seinem Bette, Vater sah Euch an und gab Euch die Hand. Bei Karl sagte er: „Nun, Karlchen, was machst du?" Karl, der kürzlich mal gelogen hatte, sagte in seiner treuherzigen Art: „Vater, ich sage immer die Wahrheit." Das brachte einen Freudenschein auf das liebe Gesicht. Dann nahm er Abschied von mir und legte sich still hin, ab und an einen Bibelspruch sagend, den ich gleich für Euch aufgeschrieben habe. Dann betete er: „Ohne mich könnte Ihr nichts tun; dies Wort erkennen wir, o Herr, u. bitten Dich, die wir an Leib, Seele und Geist geschlagen sind, um Kraft." Dann wollte er den Himmel nochmal sehen. Wir schoben sein Bett vor das Fenster, sodaß er den blauen Sommerhimmel, den Garten in seinem Blütenschmuck nochmal sehen konnte. Und dann saßen Otto und ich still am Bette des lieben Kranken. Später wollte er auch noch gern den Rücken eingerieben haben. Nachdem ich es getan hatte, legte er sich zurück, sprach noch ganz klar, es ging ein Strecken und Dehnen durch den Körper, er legte den Kopf auf die Seite, und alles war vorüber. „Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Superintendent Freybe

Der treue Freund August Fink war all die letzten Tage bei uns, er half bei allem und jedem in der rührendsten Weise, den 23. Juni haben wir den geliebten Entschlafenen begraben. Sein Sarg stand unten in dem Wohnzimmer rechts von der Haustür, das August Fink mit Grün und schönen Sprüchen und dem segnenden Christus zu Häupten des Sarges geschmückt hatte. Der treue Freund, Pastor Semler, hielt die Trauerrede. Dann ging der Zug durch die große Scheunendiele, die Otto Barkhausen mit Tannengrün hatte ausschlagen lassen, zur Kirche, wo der Sarg vor dem Altar niedergestellt wurde. Unser guter Freund Sup. Freybe hielt eine ergreifende Leichenrede. Am Grabe erteilte Bruder Edo aus Beuchte den letzten Segen. Die ganze Gemeinde war versammelt. Die Grabstätte hatte der alte emeritierte Lehrer Stünkel mir geschenkt. Die Begräbniskosten hatte die Gemeinde gebeten übernehmen zu dürfen. Es waren viele Verwandte von fern und nah gekommen: Hermann Wilms, August und Karl Lohmeyer, Alexander Zeiß, Wippermanns aus Bückeburg und Stadthagen, alle Finks aus Wolfenbüttel, Minna Hoyermann, dazu alle Pastoren des Kreises.

Gestern Abend nahm der Herr meinen lieben Mann,
den Pastor

Hugo Flemming,

durch einen seligen Tod zu sich. [544]

Colenfeld, den 21. Juni 1891.

Elisabeth Flemming,
geb. Lohmeyer.

Beerdigung Dienstag Nachmittag 4 Uhr.

Soweit die Aufzeichnungen meiner Mutter.

NACH VATERS TODE.

Die letzte Zeit in Colenfeld.

Nachdem die letzten auswärtigen Trauergäste abgereist und auch Großmutter Georgi mit ihrer Tochter Martha wieder heimgefahren waren, stand meine Mutter mit ihren vier kleinen vaterlosen Kindern, die fortan allein auf ihre Fürsorge und Erziehung angewiesen waren, allein im Leben da. Nur sieben Jahre ehelichen Glückes waren ihr vergönnt gewesen, und auch diese waren trotz der herzlichen Liebe, die Vater und Mutter verband, infolge der vielen Krankheiten Vaters mit Sorgen und Nöten reichlich angefüllt. Nur in dem ersten Jahre ihrer Ehe, als Vater noch ganz gesund und leistungsfähig war, hatten sich beide des vollen ungetrübten Eheglückes erfreuen dürfen. Von da ab blieben die Sorgen um Vaters Gesundheit nicht aus und steigerten sich von Jahr zu Jahr. Nur kurze Zeiten lagen dazwischen, in denen sie zuversichtlich und froh der Zukunft glaubten entgegensehen zu dürfen und sich an dem erfreuen konnten, was ihnen das harmlos-heitere Spiel ihrer Kinder und das Leben sonst an Schönem bot.

Es gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen im Menschenleben und zu den unbegreiflichen Fügungen des allmächtigen Gottes, der unser aller Leben in seinen Vaterhänden hält, daß sich in manchen Familien ein hartes Schicksal wiederholt. Schon Großmutter Lohmeyer hatte, wie berichtet, nach 16 glücklichen Ehejahren ihren Mann verloren und war mit ihren kleinen oder noch nicht erwachsenen 8 Kindern allein zurückgeblieben. Nun war ihrer Tochter, unserer Mutter, das gleiche bittere Witwenlos zugefallen. Nicht anders sollte es auch meiner Schwester Mariechen ergehen, als nach 11-jähriger Ehe ihr prächtiger Mann, Dr. Adolf Kern, 1918 als Offizier an der Westfront den Soldatentod fand und er sie mit ihren vier unversorgten kleinen Kindern allein zurückließ. Alle 3 Frauen, Großmutter, Mutter und Schwester, mußten daher, in jungen Jahren Witwen geworden, den noch vor ihnen liegenden langen, oft notvollen Lebensweg allein gehen ohne den Beistand, den der Ehemann in bedrängter Lage seiner Frau und Mutter seiner Kinder durch guten Rat, tatkräftiges Zugreifen oder seelischen Zuspruch zu leisten vermag, alle 3 Frauen mußten die oft schweren Entscheidungen in Bezug auf die Erziehung und Berufswahl ihrer Kinder allein treffen und verantworten. Kein Wunder also, daß unsere Mutter bei der ihr von Natur eigenen Güte und Mutterliebe später nicht nur resolut durchgreifen, sondern bei der Erziehung von uns drei nicht immer gutwilligen Jungen mal härtere Mittel anwenden mußte! Wir können ihr nur dafür dankbar sein, daß sie uns so zur Redlichkeit, Bescheidenheit und gesittetem Betragen erzog.

Karls Schwester Marie mit Mann Adolf Kern und ihren Kindern 1913

Die wenigen Monate, die meine Mutter noch in dem Colenfelder Pfarrhause bleiben konnte, waren für sie wohl die schmerzlichsten ihres Lebens. Wenn ihr auch vorübergehend durch den Besuch der Großeltern Flemming über das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit etwas hinweggeholfen wurde, so blieb es ihr doch nicht erspart, mit dem schmerzlichen Verlust ihres ehelichen Glückes und der bangen Sorge um die

Friedhof Colenfeld: Vater Hugos Grab

Zukunft allein fertigzuwerden. Wie manche Nacht mögen ihr Kummer und Sorge den Schlaf geraubt haben! Freilich wir Kinder, die wir immer mit dem toten Vater beschäftigt waren, bereiteten ihr in unserer unschuldigen Art manchen kleinen Trost. Wenn Mutter morgens früh auf den Friedhof ging, um das liebe Grab mit frischen Blumen zu schmücken, war Hugo ihr steter Begleiter. Er hat wie kein anderes meiner Geschwister immer ihr wundes Herz getröstet. Wenn er sah, daß sie weinte, zog er sein oft schmutziges Taschentuch hervor und wischte ihr die Tränen ab. Einmal sagte er: „Mutterchen, hast du nun gar keinen Papa mehr? Weine nur nicht, ich gehe nach Scheibe (dem Handelsmann, der alles, was in Colenfeld nicht zu kaufen war, in Hannover besorgte) und bestelle dir einen anderen Vater.“ Dann wieder kam er und sagte: „Mutterchen, hättet du wohl mal Küsse nötig?“ Aber auch wir anderen Kinder bemühten uns, der betrübten Mutter Liebes zu erweisen. Mariechen sagte mal zu ihr: „Sei man still, Mutter, weil Vater nicht mehr da ist, haben wir dich auch am allerliebsten.“ Und als es eines Tages schon dunkel geworden war, ohne daß Mutter vom Kirchhofe zurückgekehrt war, kam sie an das Grab gelaufen und sagte: „Ich dachte mir wohl, daß du hier so allein wärst, und wollte dich abholen.“ Bei mir und Paul äußerte sich unsere Verbundenheit mit dem heimberufenen Vater in anderer Weise. Paul meinte, daß Vater jetzt ein Engel sei und als solcher im Himmel allerlei Arbeit tun müsse. So sagte er am Tage nach der Beerdigung, als ein Gewitter mit heftigen Donnerschlägen niederging, „Hör mal, Mutter, wie schön Vater schon donnern kann!“ Ich fragte, als man mir eröffnet hatte, wir hätten unsern Vater verloren, „Kann man denn einen Vater verlieren?“

Trotz dieser kleinen Tröstungen beschäftigte die bange Frage, wie sich unser künftiges Leben gestalten sollte, unsere Mutter unablässig. Schon am Tage nach der Beerdigung, als sie mit ihrem Schwager Hermann Wilms durch den Garten ging, berührte dieser das sorgenvolle Problem. Mutter setzte ihm auseinander, daß sie nur auf eine ganz kleine Pension rechnen könne, da Vater keine 10 Dienstjahre aufweisen konnte. Außerdem wurde das Witwengehalt nicht aus der Landeskirchenkasse, sondern aus dem Vermögen der Pfarrstelle Colenfeld bezahlt. Da sei-

In Köln brachte es Elisabeths Schwager Hermann Wilms mit seiner Eisengießerei zu großem Wohlstand

en aber noch zwei Witwen vormaliger Pastoren, die ihre Pensionen daraus bezögen. Für sie und ihre Kinder bleibe daher nur sehr wenig an Unterhaltsgeldern übrig. Da erklärte ihr der hochherzige Schwager, er werde, um etwas zur Erleichterung unserer bedrängten Lage beizutragen, ihr monatlich 50,– M schicken. Das hat er 30 lange Jahre pünktlich durchgeführt, bis meine Mutter, deren Pensionsbezüge sich inzwischen durch den Tod ihrer Vorgängerinnen verbessert hatten, ihn darum bat, davon abzusehen. Die wirksame Hilfe hat meine Mutter und uns, ihre Kinder, dem treuen, freigiebigen Spender gegenüber zu höchstem Danke unser Leben lang verpflichtet. (Später bot sich mir eine Gelegenheit, diese Dankesschuld gegenüber dem Hause Wilms in etwa abzutragen. Als nach dem Tode von Hermann Wilms und nach dem Zusammenbruche der Fa. Wiedenbrück u. Wilms meine Schwiegermutter Emmy Wilms auf ein im Vergleich zu ihrem früheren Wohlstand recht bescheidenes Einkommen angewiesen war, habe ich monatlich bis zu ihrem Tode einen Zuschuß von 80,– M zu ihrer Lebenshaltung beigesteuert.)

Aber auch trotz dieser gütigen Unterstützung durch Hermann Wilms blieb die finanzielle Lage meiner Mutter äußerst bedrängt. Denn ihr Witweneinkommen betrug in den folgenden

Das Haus in Wolfenbüttel, das von Hugo und Elisabeth gekauft, aber nie bewohnt wurde

Jahren nur 340,– M jährlich. Sie mußte sich daher in ihrer künftigen Lebenshaltung aufs Äußerste einschränken. Zwar war noch eine kleine Erbschaft meines Vaters von einigen 1000 M vorhanden, die aber kürzlich für den Kauf des Hauses in Wolfenbüttel verwandt waren und nun, als Notgroschen für künftige größere Ausgaben aufgespart, wenigstens noch etwas Zinsen einbrachten.

Die Frage, wo Mutter nach Ablauf der ihr vom Konsistorium noch in Colenfeld gewährten halbjährigen Wohnzeit sich mit uns niederlassen sollte, verlangte nun eine baldige Entscheidung. Sie fand eine glückliche Lösung. Denn Großmutter Georgi bot ihrer Tochter in liebevoller Fürsorge die untere Etage ihres Detmolder Hauses Lagesche Str. 55 als Wohnung an. Das war wieder eine große Hilfe und finanzielle Erleichterung für meine Mutter, die Zuflucht

in dem Hause, wo sie ja einen Teil ihrer schönen, sorglosen Jugendjahre verlebt hatte. Bei allen diesen für unsere Zukunft entscheidenden Überlegungen fand Mutter auch eine unschätzbare Stütze in dem ihr so eng verbundenen, stets hilfsbereiten Vetter Otto Barkhausen, der nunmehr auch die Vormundschaft für uns Kinder übernahm. Das Wohnhaus in Wolfenbüttel wurde wieder verkauft und der Erlös in einer Hypothek angelegt. Später nach vielen Jahren hat sie Mutter dazu gedient, ihrer inzwischen verwitweten Tochter den Kauf des Hauses in Itzehoe, Lessingstraße 7, zu ermöglichen. So wurde dieses von meiner Mutter wohlbehütete kleine Kapital vor der völligen Entwertung durch die 1918 einsetzende Inflation glücklich bewahrt.

Den Sommer und Herbst 1891 benutzte Mutter dazu, aus dem großen Garten möglichst viel an Gemüse und Obst einzuernten und einzumachen, um nicht mit leeren Händen nach Detmold zu kommen. Das entbehrliche, in einer kleinen Wohnung nicht mehr unterzubringende

Itzehoe, Lessingstraße 7: Elisabeths letzte Adresse (1919–1938)

Mobiliar des großen, weiträumigen Pfarrhauses wurde auf einer Auktion versteigert und von dem Erlös der Umzug bestritten. Ende November galt es, von dem trauten Pfarrhause Abschied zu nehmen. Wir Kinder fuhren am 24. unter der Obhut der getreuen Marie Stünkel, unseres Hausmädchens, das in den schweren Jahren der Krankheit meines Vaters sich aufs beste bewährt hatte, voraus nach Detmold. Als am 25. November, gerade 8 Jahre, nachdem mein Vater in Colenfeld eingezogen war, das Letzte des Hausrates verpackt war, ging Mutter mit Otto B. noch einmal durch die leeren Räume des Hauses und den Garten, wo sie und Vater so glücklich gelebt hatten. Am Abend begleitete sie der treue Vetter auf ihrer Fahrt bis Herford, wo ihre Mutter sie in Empfang nahm. Mit dieser reiste sie weiter nach Detmold – einer ungewissen Zukunft entgegen.

DIE KINDERJAHRE IN DETMOLD

Wie wir uns ins Detmold einrichteten.

So hielt Mutter ihren Einzug in das wohlvertraute Haus ihrer Jugend. Doch wie anders, als sie es sich als junge Frau gedacht hatte, hatte sich ihr Lebensweg gestaltet!

Großmutter hatte die untere Etage ihres Hauses für uns freigemacht. Sie behielt für sich den 1. Stock und die kleinen Räume des Dachgeschosses. Denn die drei älteren Töchter waren ja verheiratet und hatten in Köln, Lemgo und Schwalenberg an der Seite ihrer Männer eine neue Heimat gefunden. Heinz und August waren mit ihrer Berufsausbildung fertig und nur noch vorübergehend in ihrer Mutter Hause zu Besuch. Karl, noch Studiosus, steuerte auch auf den Abschluß seiner Studien zu. So lebte Großmutter nur noch mit ihrer jüngsten Tochter Martha zusammen. Es war also stiller in ihrem Hause geworden, in das wir nun freilich etwas Leben brachten.

Die Wohnung.

Die uns zugewiesene Etage enthielt 4 Wohnräume und eine kleine Kammer, die wegen des dort aufgestellten Schranks die Schrankkammer hieß. Die beiden Zimmer links von dem Flur wurden als Schlafstuben eingerichtet, die vordere für die Jungen, die hintere für Mariechen. Das erste rechts wurde Mutters Zimmer, die Besuchsstube, in der ihre mit dunkelgrünem Rips[13] überzogenen Polstermöbel, die 3 schönen, geschnitzten Eichenstühle meines Vater mit den hohen Rückenlehnen, der als Blumentisch dienende, von Onkel Leo Flemming geschenkte chinesische Rundtisch und ihr kleiner Schreibtisch Platz fanden. Das Zimmer dahinter wurde Eß- und Wohnzimmer, in dem an der inneren Längsseite vor Vaters großem Sofa ein viereckiger Tisch, gleich beim Eingang rechts neben dem Ofen ein wackeliger „stummer Diener“[14] und vor dem Fenster zum Garten Mutters Nähtisch standen. In der Südostecke fand eines der hohen Bücherborte Vaters Aufstellung, dessen untere Fächer zur Unterbringung unserer Spielsachen, später unserer Schulbücher dienten. Endlich gehörte zu der schlichten Ausstattung des Wohnzimmers noch ein kleiner Tisch neben dem nach hinten schauenden Fenster, der, wenn der Eßtisch für unsere Arbeiten und sonstigen Hantierungen nicht ausreichte, noch zu Hilfe genommen wurde.

Detmold, Lagesche Straße. Links die Stirnseite des Hauses Nr. 55

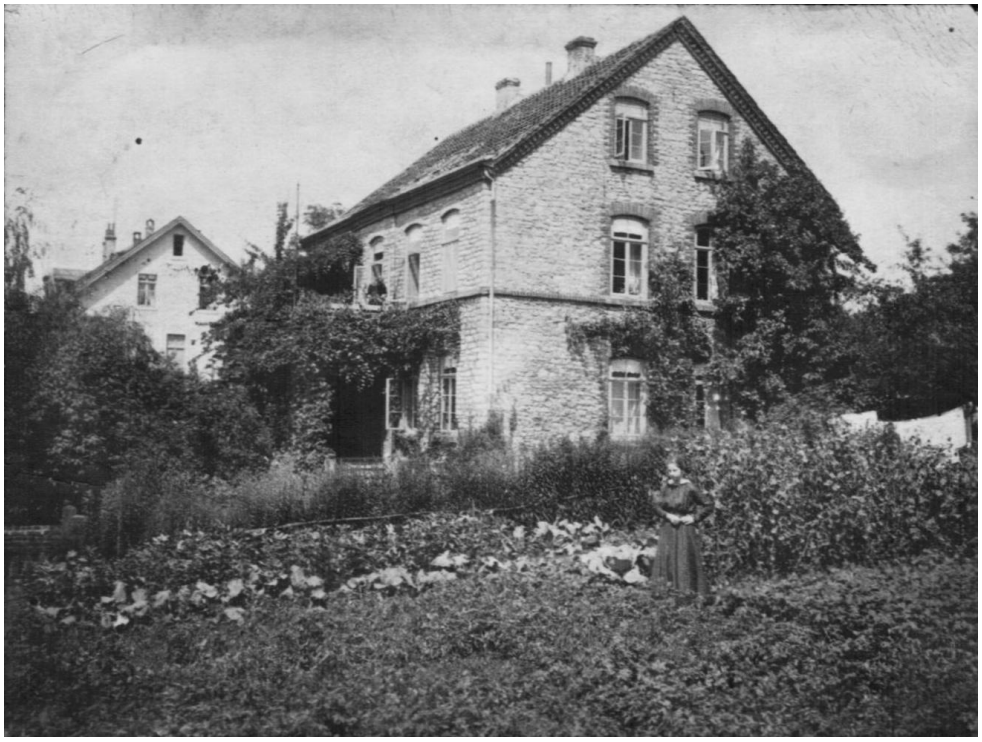
Der Garten

Auch den Garten teilte Großmutter mit uns, die obere Hälfte behielt sie für sich, die untere überließ sie uns. Am Ende des von dem Gartentor nach hinten füh-

[13] Gerippter Stoff
[14] Serviertisch

renden Weges stand eine Schwengelpumpe, die in strengen Wintern mit Stroh umflochten werden mußte. Hinter dem Hause befand sich noch der schon etwas verfallene „Ziegenstall“, der zu unserer Zeit schon seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet war. Er diente nur noch der nächtlichen Behausung unserer Hühner, die in dem dahinter gelegenen, mit Maschendrahte umgebenen Hofe ihren Auslauf hatten.

So sah das Haus aus, das uns unsere Heimat werden sollte. Es war ein großes Glück für uns Kinder, daß wir unter Großmutters wachsamen Augen aufwachsen durften und, was unsere Erziehung betraf, manchen guten Ratschlag oder auch mal eine ernste Ermahnung von ihr empfingen. Von weiteren Vorzügen, die das Zusammenleben mit ihr unter einem Dache mit sich brachte, wird noch die Rede sein.



Haus Nr. 55 vom Garten aus

Ernährung

Angesichts der so kargen Witwenpension, die Mutter bezog, war sie genötigt, den Haushalt auf die sparsamste Weise einzurichten. Denn sie war entschlossen, mit den ihr zur Verfügung stehenden Geldmitteln unter allen Umständen, ohne Schulden zu machen, auszukommen. In dieser schwierigen Lage hat sie sich als wahre Lebenskünstlerin erwiesen. Denn so knapp wir Kinder auch gehalten werden mußten, es sollte uns an den kostenlosen Freuden, die zu einer glücklichen Jugend gehören, wahrlich nicht fehlen.

In punkto Ernährung vertrat Mutter den Standpunkt: sie sollte einfach, ausreichend, kräftig und wohlschmeckend sein. Alles Überflüssige, was zu nicht erfüllbaren Ansprüchen an das Leben verleitete, mußte vermieden werden. Für jedes von uns Kindern stand täglich ein Liter Vollmilch zur Verfügung. Zum Frühstück bekamen wir ein frisches Weißbrötchen und Schwarzbrot, natürlich ohne Aufstrich. Wir liebten es, das Weißbrot in die Milch „einzuplocken“, es aufzuweichen, die Milch abzutrinken und, nachdem das Brot mit dem Teelöffel zusammengeknetet war, es aus dem Becher auf einer Untertasse auszustülpen und einen Weißbrotpudding daraus zu machen, den wir manchmal auch mit Zucker bestreuen durften. Zu Mittag gab es meist dicke Hülsenfruchtsuppen oder zusammengekochtes Gemüse, das mit einem Stück Fleisch oder Speck schmackhaft gemacht war. Fleisch gab es wenig, einen Braten nur Sonntags und den Rest dann an den folgenden Wochentagen. Als Nachtisch gab es, besonders an den fleischlosen Tagen, häufiger Stärkepudding mit eingemachten Früchten darunter, im Sommer auch rote Grütze mit Milch darüber. Selbstverständlich mußten wir alles essen, was auf den Tisch kam, auch wenn es unserem Geschmack nicht zusagte. Wer die ihm von Mutter zugeteilte Portion nicht aufaß, bekam den Rest aufgewärmt zum Nachmittagskaffee wieder vorgesetzt, der aus Milch oder Milchkaffee mit trockenem Brot bestand,

Großmutter Georgine und mit ihrem Sohn Karl Lohmeyer 1901

das wir, wenn vorhanden, mit Apfelbrei oder Sirup (Rübensaft) bestrichen. Zum Abendessen gab es zum Sattessen meist eine kräftige, dicke Suppe oder Aufgewärmtes vom Mittag, hinterher eine mit Wurst oder Kochkäse bestrichene Scheibe Brot. Wurst, Schinken oder sonstiger Brotbelag war eine höchstens mal bei Besuch spendierte Delikatesse. Denn jeden Sonnabend wurde bei Müllermeier ein Pfund Butter für die sechsköpfige Familie eingekauft, eine längliche Rolle, die in 7 Scheiben, für jeden Wochentag eine, aufgeteilt wurde. Außerdem kaufte Mutter allwöchentlich von der Wurstfabrik Sickmann eine zum Brotaufstrich dienende Leber- oder weiche Braunschweiger Mettwurst. Damit mußten wir in der Woche auskommen. Am Sonnabend aßen wir das Abendbrot mit Marie Stünkel zusammen in der frischgescheuerten Küche. Da standen regelmäßig Pellkartoffeln mit Hering und Speck- und Zwiebelsauce auf dem Tische, die alle besonders gern aßen.

In den nächsten Jahren war Martha Averdieck, die ehemalige Erzieherin der Lohmeyerschen Kinder, die in der Nachbarschaft wohnte, unser ständiger Mittagsgast. Für sie mußte Mutter, da sie ja ein Kostgeld dafür bekam, häufig etwas Besonderes auf den Tisch bringen. Denn Tante Martha war als Hamburgerin etwas verwöhnt und eigen mit dem Essen. Als wir eines Tages grüne Erbsensuppe mit Schwammklößen und sie darin einige Stengelchen, mit denen die Erbsen in der Schote angewachsen sind, entdeckte, erklärte sie etwas betroffen: „Elisabeth, ehrlich gesagt, ich glaube, in der Suppe sind Würmer.“ Später hatten wir Dienstags und Freitags noch einen anderen Mittagsgast bei uns: Erich Zeiß, den Sohn des Superintendenten Emil Z. und Bruder von Alexander Z. Er verbrachte die Zeit zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht bei uns und teilte mit uns das Mittagsmahl. Freitags gab es bei uns meist Schellfisch mit Senfsauce. Das war gerade das Richtige für ihn, denn er hatte eine große Vorliebe für Fische. Er bekam jedes Mal auch den Kopf, den er mit Sachkennerschaft zerlegte und als besondere Delikatesse mit Wohlbehagen verzehrte.

Superintendent Emil Zeiß aus Heiligenkirchen bei Detmold, bekannt auch als Maler. Sein Sohn Alexander war Karl Flemmings Onkel

Kleidung

Daß Mutter sich auch mit unserer Bekleidung sehr einrichten mußte, versteht sich nach dem Gesagten von selber. Sofern nicht abgelegte Kleider von Verwandten zur Verfügung waren, wurde ein billiger Kleiderstoff gekauft. Zu seiner Verarbeitung erschienen dann bei uns die Schneiderinnen Geschwister Meier, achtbare ältere Jungfrauen, die aber immer einen merkwürdigen Muff im Zimmer hinterließen, der erst durch mehrmalige gründliche Zimmerlüftung vertrieben werden konnte. So wurden für uns Blusen, Ho-

sen und andere Kleidungsstücke angefertigt. Die Sonntagsanzüge, blaue Marineanzüge, schenkte uns die gütige Tante Emilie Fink zu Weihnachten. Waren sie nach Jahren abgetragen, wurden sie durch sie durch neue ersetzt. Ich sehe noch meine Mutter vor mir, wie sie regelmäßig Montags auf der Veranda diese Anzüge mit Fleckenwasser reinigte, damit sie für den nächsten Sonntag wieder proper waren. Wintermäntel trugen wir Jungen nicht, ich glaube, daß ich erst als Student einen von einem Verwandten abgelegten Mantel bekommen habe. Als Ersatz dafür erhielten wir mehrmals dicke Joppen, für die Mutter den Stoff bei einer Tuchfirma in Gnadenfrei[15] einkaufte. Gearbeitet wurden die Joppen von einem armseligen Schneider in Heiligenkirchen, der wahrlich kein begnadeter Künstler in seinem Handwerk war. Eine seiner an Großmutter ausgestellten Rechnungen lautete: „Für Enkel Anzug gemacht." In diesen dicken Joppen fühlten wir uns auch bei Winterkälte warm und mollig. Wenn das Winterhalbjahr der Schule Ende Oktober begann, traten wir mit den Winterjoppen an und trugen sie täglich bis zum Frühjahr.

Nachbarschaft

Dieser Nachkriegsbau trägt heute (2015) die Adresse LagescheStr. 55

Wie sah es nun in unserer Nachbarschaft der Lageschen Straße aus? Von den Bewohnern dieser Straße hieß es damals bei den alten Detmoldern immer nur, sie wohnten „hinter dem Lustgarten", dem Fürstlichen Garten, der ehemals von dem Theater bis zur Werre reichte, zu unserer Zeit aber nur noch als Gemüsegarten diente. Hier wohnte auf unserer Straßenseite jenseits der schmalen Twete[16] der schon S. 25 erwähnte Vetter Großmutters, Dr. Theodor Piderit, der nach dem frühen Tode seiner Frau mit seiner jüngsten Tochter Änne, einer von Mutter sehr geliebten und von uns sehr geschätzten, künstlerisch begabten und von Humor und Witz übersprudelnden Verwandten, zusammenlebte. Der damals schon

[15] Das Textilzentrum Ober Peilau in Schlesien (heute Piława Górna) hieß von 1928–1945 Gnadenfrei (in dem Bezirk war 1742 die gleichnamige Herrnhuter Kolonie gegründet worden).
[16] Durchgang, Gasse

Der von Karl als „Twete“ bezeichnete Durchgang zwischen Haus 51 und 55 hieß damals schon offiziell „Pideritstraße“. In der Nr. 27 wohnte Nachbarin Christine Starke

<u>Lagesche Straße in Detmold – die Nachbarschaft der Flemmings</u> (Haus Nr. 55):

49 – Missionar Nachtigal
51 – Dr. med. Theodor Piderit
55 – Witwe Lohmeyer, Witwe Flemming
57 – Postsekretär Schweiger
----
36 – Postbote Baumeister, später Lokomotivführer Klocke
38 – Essigsprit- und Weinessigfabrik Hermann Knöner
40 – Schneider Helper, Schmied Hermann Schmidt
42 – „Kolonial- und Materialwaaren Willms“
44 – Tischler August Lesemann
46 – Regierungsrat Wilhelm Ernst, Martha Averdieck

alte, würdige Herr arbeitete morgens ein paar Stunden in seinem wohlgepflegten Park, im übrigen war er schriftstellerisch tätig. Jeden Nachmittag um 5 Uhr – man konnte die Uhr danach stellen – ging er in seiner grauen „steifen Dohle“[17] mit dem Spazierstock in der Rechten zur Ressource, um Zeitungen zu lesen, und wenn er uns dabei begegnete, richtete er mit seinem wohlklingenden Bariton ein freundliches Wort an uns. Hinter Piderits wohnte in einem kleinen Häuschen der ehemalige Missionar Nachtigal mit Frau, 2 Töchtern und 2 Söhnen, mit denen das Haus Lohmeyer in freundnachbarlichem Verkehr stand. Dann kam das Krankenhaus, mit dessen Schwestern, den ein weißes Rüschehäubchen tragenden Kaiserswerther Diakonissen, uns auch ein gutnachbarliches Verhältnis verband. Rechts von uns wohnte ein pensionierter Postsekretär, namens Schweiger, mit vielen Kindern, mit denen wir aber, da sie erheblich jünger als wir waren, wenig Berührung hatten.

Auf der anderen Straßenseite lag das Knönersche Doppelhaus. In dem einen Teile wohnte zunächst der Postbriefbote Baumeister, ein von Natur ordentlicher Beamter, der aber, weil seine bequeme Frau ihm an den kalten Wintermorgen keinen heißen Kaffee vorsetzte, sich die nötige innere Erwärmung durch Branntwein zuzuführen pflegte und so zum Trinker und seines Amtes entsetzt wurde. Unvergeßlich ist mir das traurige Bild, wie der unglückliche Mann täglich mehrmals zu dem Kaufladen von Wilms schwankte und alsbald noch schwan-

[17] Hut

Gegenüber im Doppelhaus Nr. 36/38 wohnten Postbote Baumeister, Lokführer Klocke und Essigfabrikant Knöner

kender wieder aus dem Laden heraustorkelte. Nach seiner Absetzung zog dort der Lokomotivführer Klocke ein, dessen strebsamer Sohn, Heini, das Seminar besuchte und uns, besonders mir, ein lieber Jugendfreund war. In dem anderen Teile Knönerschen Hauses war in dem Anbau eine Essigfabrik, die einen beißenden Geruch in der Straße verbreitete. Der Besitzer der Fabrik, Hermann Knöner, wohnte dort mit seiner alten Mutter, auch er ein Mann, der dem Trunke ergeben war und daran vorzeitig zugrunde ging. Dann kam das Haus des Schneidermeisters Helper, der frühzeitig einem Lungenleiden erlag und eine Witwe mit vielen Kindern, unsere Spielgefährten, hinterließ. Die Witwe vermietete die Werkstatt an einen Fachgenossen namens Schmidt, der bei uns nur Schmidt-Schmied hieß. Dies war ein griesgrämiger, unzugänglicher Mann. Wenn wir ihn am Amboß das glühende Eisen schmieden sahen und uns schüchtern in die Schmiede hineinwagten, würdigte er uns kaum eines Blickes; baten wir ihn aber mal um einen blanken Hufnagel, dann sagte er mit seiner schnarrenden Stimme: „Ihr kriegt gorrnichts“ und setzte uns vor die Tür. Neben dem Helperschen Hause, uns gerade gegenüber, war der Laden des Kaufmannes Wilms. Dieser, ein kleiner, untersetzter, dickbäuchiger Mann mit einer von einem blonden Lockenkranz umgebenen Glatze und stets mit einer fleckigen Joppe bekleidet, verkaufte alles, was die Hausfrauen zum täglichen Gebrauch an Kolonialwaren, Hülsenfrüchten, Mehl, Zucker und Salz benötigten, und hatte, wie schon erwähnt, auch einen gewinnbringenden Schnapsausschank. In dem dumpfen Laden, in dem wir auch manches einkauften, roch es ständig nach sauren Heringen und Petroleum. Nebenan von Wilms wohnte der Tischlermeister Lesemann mit seiner schlampigen Frau, 2 Söhnen in unserem Alter und einer eitlen, später etwas abgerutschten Tochter. In seiner Werkstatt sahen wir oft seiner geschickten Hantierung zu. Wenn er am Feierabend, seine lange Pfeife rauchend, vor dem Hause mit seinen Nachbarn klönte, war es uns ein Vergnügen, dabei als still geduldete Gäste zuhören zu dürfen.

An Lesemanns Grundstück schloß sich das des alten Amtsrates Ernst an. Dessen Tochter Mimmi war mit dem Lohmeyerschen Hause befreundet; sie war musikalisch begabt und hatte eine gute Altstimme. Noch immer höre ich sie im Geiste die Zeile aus „Der Blumen Rache“[18]: „Blumenduft hat sie getötet“ mit ihrer wohlklingenden Stimme singen. Nach dem Tode des Amtsrates Ernst bezog sein bisher als Amtsrichter in Hohenhausen tätiger Sohn das elterliche Haus: Geheimrat Willy Ernst, der an die hiesige Regierung berufen war. Auch er und seine lebhafte, etwas naive Frau waren große Musikfreunde. Er spielte gut Geige und seine Frau, die täglich stundenlang übte, war eine gewandte Klavierspielerin. Bei ihnen ging

[18] Text: ein Gedicht von Ferdinand Freiligrath. Vertont von Carl Loewe. Letzte Strophe:

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange selbst gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getötet.

Mutter mit ein und aus und wurde gelegentlich auch zu Gesellschaften eingeladen, bei denen Streichquartette und Duos gespielt wurden. Der große, breitschultrige „Geheimrat“ mit dem glattrasierten, kahlen Schädel, dem wohlgepflegten Vollbart und den hinter seiner randlosen Brille verschmitzt guckenden klugen Augen machte eine stattliche, auf Würde bedachte Figur. An beruflichem Ehrgeiz fehlte es ihm nicht, und später in der republikanischen Zeit stieg er auch noch zum Regierungspräsidenten auf. Zu uns Kindern war er väterlich freundlich. Er zog uns gern zur Mitarbeit in seinem Garten heran und entlohnte uns immer nobel, sei es mit einem vollen Korb des von uns gepflückten Obstes, sei es mit ein paar Groschen. Als eifriger Nimrod[19] nahm er mich später auch mal mit auf die Jagd als seinen Treiber. Da mußte ich dann stumm und möglichst geräuschlos vor ihm hergehen und mit einem Knüppel gegen das Buschwerk schlagen, um die Hasen aus ihren Verstecken aufzuscheuchen. Zuletzt sei aus unserer Nachbarschaft auch noch Fräulein Starke erwähnt, die Schwägerin des um die Erforschung der lippischen Vogelwelt hochverdienten Lehrers Heinrich Schacht. „Tante Christine“ arbeitete unermüdlich in ihrem großen an unseren angrenzenden Garten. Sie war eine gutherzige Frau und spendete uns im Herbst häufig über die Hecke hinweg von ihrem reichen Obstsegen. Nur wenn unsere Hühner freien Auslauf hatten, durch ein Loch in der Hecke in ihren Garten schlüpften und auf ihren Beeten scharrten, ergaben sich mal kleinere Reibereien mit ihr, die aber schnell vergessen wurden.

Im Haus Nr. 46 wohnten Regierungsrat Ernst und die ehemalige Flemming-Hauslehrerin Martha Averdieck

Unsere Nachbarschaft war also sehr vielseitig. Mit allen Familien standen wir auf gutem Fuße, wir Geschwister besonders mit den Nachbarkindern, die unsere gegebenen Spielgefährten waren. Die Lagesche Straße war damals noch eine ziemlich stille Straße, noch nicht gepflastert und kanalisiert, sondern mit einer Kalksteindecke belegt, auf der im Sommer eine dicke Staubschicht, bei Regenwetter eine gelblich-weiße Schlammschicht lag. Täglich frühmorgens trotteten die 3 Milchkühe des Krankenhauses mit ihrem trägen, schleppenden Gange bei uns vorbei zur Weide auf dem Bruche, allein ohne Aufsicht, und abends kamen sie von da gesättigt wieder zurück.

Als wir Geschwister noch klein waren und nicht zur Schule gingen, spielten wir vorzugsweise im Garten. Nachmittags ging Mutter mit uns auch nach dem ein Halbstündchen entfernten Herberhäuser Wäldchen, wo sie in einer Kuhle vor dem Waldrande sich mit einem Strickzeug niedersetzte und wir unter ihren Augen spielten, Blumen pflückten oder auch in dem vorbeifließenden Bache Fische und Krebse beobachteten. Manchmal wurde dort von Mutter

[19] Herrscher von Babylon; hier: Synonym für einen leidenschaftlichen Jäger

auch eine Geschichte erzählt und vorgelesen. Ein anderer Ruhe- und Spielplatz war die Jerxer Heide, eine großräumige, grasbewachsene Fläche, die dem hiesigen Bataillon des Inf. Regimentes Nr. 55 als Exerzierplatz diente. Für den Rückweg von dort holte die Regimentsmusik unter der Leitung des strammen Kapellmeisters Hubert die Kompanien ab und lockte mir ihrem Trompetengeschmetter und dumpfen Paukenschlag die Kinder der ganzen Umgebung heran. Wenn wir nachmittags mit Mutter zur Jerxer Heide gingen, war es dort still und einsam. Wir pflückten dort gern Zittergras und dunkelblaue Enziane.

Je größer wir wurden, umso mehr wurde die Lagesche Straße der Schauplatz unserer Spiele. Da spielten wir mit den Jungen und Mädchen der Nachbarschaft Schlagball, „Knipfern“ (Spiel mit bunten u. Glaskugeln) u. a. Noch ein anderes merkwürdiges Spiel, dem wir uns mit Leidenschaft hingaben, muß ich erwähnen: die Lausekäferjagd. Die braven Pferde, mit bei uns mit ihrem Wagen vorbeizogen, ließen wie noch heute unbekümmert ihre Roßäpfel zu Boden fallen, die, wenn nicht passionierte Gartenbesitzer sie als kostbaren Dünger aufsammelten, ein Eldorado für die blauschillernden Mistkäfer waren. Auf diese hatten wir es abgesehen. Wir brachen uns aus dem Gebüsch einen starkbelaubten Fliederzweig ab und hieben nun mit kräftigen Schlägen auf die sich in dem wohlduftenden Kot delektierenden armen Tiere ein, bis sie tot dalagen. Sieger bei dieser Jagd war der, der die größte Strecke an toten Käfern aufzuweisen hatte.

Die Werre in Detmold (Foto: Tsungam CC BY-SA 4.0)

Ein besonders interessantes Gebiet für unsere Räuber- und Schlonz-Spiele, für unsere Jugendstreiche und „Entdeckungsreisen“ waren die Ufer der hinter den uns gegenüberliegenden Häusern fließenden Werre und die Mühlenwiese. Gerade weil die Nachbarn es ungern sahen, daß wir Jungen da umherstrichen, hatte das Gelände für uns einen besonderen Reiz. Da lockte uns immer wieder die Werre mit ihren Weißfischen und Elritzen. Das Herumplantschen im Wasser, nach starken Regenfällen das ans Ufer geschwemmte Strandgut und andere Jugendliebhabereien. Anführer bei diesen Streifzügen war Bernd Helper, ein gewitzter Junge mit einem häßlich entstellten Gesicht und verschmitztem, oft scheuem Blicke, als ob er ein schlechtes Gewissen habe. Denn er trieb sich gern auf verbotenen Wegen herum und klaute „Hüchte“, d. h. Blumenpflanzen aus benachbarten Gärten, um sie in seinem zwischen den Strebepfeilern seines Elternhauses gelegenen Gärtchens anzupflanzen oder auch um sie uns anzubieten. Mutter sah daher unseren Umgang mit Berndchen nicht gern. Trotzdem strolchten wir gern mit ihm an der Werre herum und vergaßen darüber das Dunkelwerden und die Stunde des Abendessen, daher mußte Mariechen, um uns heimzuholen, in der Lücke zwischen dem Helperschen und

Wilmsschen Hause über die Mauer hinweg wiederholt Paul, Karl Hugo rufen, bis wir uns endlich bequemten, dem Rufe zu folgen.

Arbeiten in Haus u. Garten.

Nun aber waren unsere Kinderjahre keineswegs nur mit Spielen angefüllt. Schon frühzeitig zogen Mutter und Großmutter uns zum Helfen im Garten heran: wenn im Frühjahr das Land bestellt wurde, Kartoffeln gelegt, Gemüse gepflanzt, im Herbst die Obstbäume abgeerntet wurden, immer gab es für uns etwas Nützliches zu tun. Am Sonnabend mußten die Gartenwege für den Sonntag schön geharkt werden, die Gartenwege wurden von Unkraut gesäubert, im Gebüsch die abgefallenen Äste und „Spricker“ gesammelt, die, kleingemacht, zum Feueranmachen dienten. Keiner der Ausflüge verging, ohne daß wir in die eigens dafür mitgenommenen Rucksäcke oder Taschen Tannenzapfen zu dem gleichen Zwecke einsammelten. Natürlich wurden wir auch zu Besorgungen in der Stadt herangezogen.

Die Mittelmühle in Detmold (heute: Naturkundemuseum) (Foto: Tsungam)

Schwarzbrot backten wir selber, weil es kräftiger und wohlschmeckender als das vom Bäcker gelieferte Brot war. Dazu holte einer von uns Jungen mit unserem ehemaligen Kinderwagen, dessen brüchig gewordenes Flechtwerk durch ein grün gestrichenes Brett im erhöhten Rande ersetzt war, und der auch zur Kofferbeförderung von und zur Bahn benutzt wurde, in einem Sack 10 Pfd Mehl von der Mittelmühle. Marie Stünkel rührte den Teig an, setzte Hefe zu, knetete ihn und formte daraus 3 bis 4 stattliche Brote. Diese brachten wir wieder zu dem benachbarten Bäckermeister Peters, der sie für ein geringes Entgelt mit den eigenen Broten in den Backofen schob. Wenn wir sie am andern Tage abholten, waren sie noch warm. Dann konnten wir es uns nicht versagen, auf dem kurzen Nachhausewege einige knusprige Stücke von dem frischen Brote abzubröckeln und uns einzuverleiben.

Meine persönlichen Schulerlebnisse

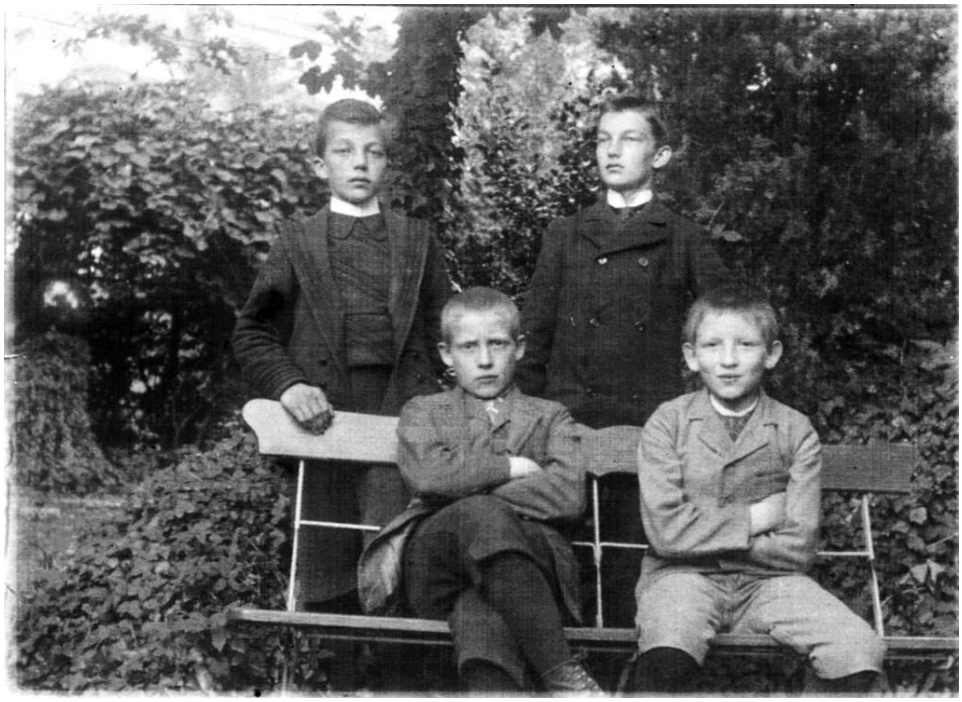
Nun aber ist von der Schule zu reden, ein vielschichtiges Kapitel, das bei allen Kindern eine gewichtige Rolle zu spielen pflegt, auch wenn sie die Klassen glatt ohne Schwierigkeiten durchlaufen. Mariechen besuchte die höhere Töchterschule am Wall, wir Jungen zunächst die dem Gymnasium Leopoldinum, einem humanistischen Gymnasium, angegliederte Vorschule. Den Anforderungen der Schule zu genügen fiel uns außer Paul nicht schwer. Mariechen und ich hatten bei durchschnittlicher Begabung keine Schwierigkeiten mit dem Lernen, noch viel weniger Hugo mit seinen hohen geistigen Gaben, vor allem bei seinem erstaunlichen Gedächtnis, kraft dessen er ein Gedicht nach zwei- oder dreimaligem Durchlesen auswendig hersagen konnte. Um unsere täglichen Schularbeiten brauchte Mutter sich kaum zu

Das Detmolder Gymnasium Leopoldinum (heute: Stadtbücherei)

kümmern, nur hielt sie darauf, daß wir sie am frühen Nachmittag erledigten, um dann frei für eine andere Beschäftigung zu sein.

Aber der arme Paul! Er ist ein charakteristisches Beispiel dafür, daß die Schulnöte eines Kindes die gesamte Familie in bedrückende Mitleidenschaft ziehen kann. Bezeichnend ist folgender, kommende Schwierigkeiten vorausahnender Ausspruch von ihm: Als Mutter ihn nach seinem ersten Gange zur Schule an der Haustür empfing und fragte: „Nun Paul, wie war es denn?“, sagte er etwas beklommen: „Ach, Mutter, ich wollte, ich wäre erst in der Oberprima!“ Er hatte recht mit diesem sorgenvollen Wunsche. So begabt und aufgeschlossen er für alle Dinge des praktischen Lebens war, wie er später als umsichtiger und erfolgreicher Kaufmann bewies, für die besonderen Anforderungen der Schule, besonders der höheren, war er wenig veranlagt. Seine besondere Schwäche war zunächst das Diktatschreiben mit seiner zugegebenermaßen willkürlichen Rechtschreibung. Wer bei seinem Elementarlehrer, Herrn Kluckhohn, mehr als 3 Fehler hatte, wurde kurzerhand übergelegt und bekam mit dem Rohrstock einige Schläge hinten vor. Zu diesen Delinquenten gehörte auch häufig unser Paul. Als eines Tages sein prächtiger Mitschüler Hans Schnitger, Sohn eines hiesigen Rechtsanwaltes, nach Hause kam und von seiner Mutter gefragt wurde, wie es heute im Unterricht gegangen sei, antwortete er: „Ach, Mutter, Herr Kluckhohn hat heute wieder so viel geprügelt, und die Jungen, auch Paul Flemming, haben wieder so bitterlich geweint.“ Daraufhin besuchte die teilnahmsvolle Frau Schnitger meine Mutter, um Paul kennen zu lernen. Daraus erwuchs eine herzlich-vertrauensvolle Freundschaft zwischen beiden Familien fürs ganze Leben.

Marie und Paul 1901



Paul und Karl (vorn) mit Hans und Wilhelm Schnitger

Paul (oben 1. von links) und Karl (3. von links) in der Untertertia 1900

Eine andere Schulanforderung, die Paul trotz guten Willens größte Mühe und Plage bereitete, war das Auswendiglernen von Gedichten, das damals, anders als heute, noch eifrig geübt werden mußte. Zwei Beispiele nur für Pauls Nöte beim Auswendiglernen, die unser Familienleben beschatteten: Es war die Zeit vor Pfingsten, in der Paul das Gesangbuchlied „O, heilger Geist, kehr bei uns ein“ lernen mußte. 4 Verse davon waren schon vor Himmelfahrt gelernt, zwei weitere war für den Tag darauf aufgegeben worden. Für den Himmelfahrtstag aber hatten wir uns einen Ausflug mit Picknick ins Ochsental vorgenommen. Wie uns allen dieser sonnige Festtag verleidet wurde, habe ich später für Pauls Hochzeitszeitung in Verse gebracht. (siehe Anhang Seite 119)

Ein anderes Mal hatte Paul Geibels Gedicht „Mit dem alten Förster heut bin ich durch den Wald gegangen“ zu lernen. Schon hatte sich Mutter lange Zeit vergeblich damit abgemüht, Paul dieses Gedicht beizubringen. Da erbot sich Tante Martha Averdieck, es noch einmal mit Paul zu versuchen. Einige Stunden verweilte Paul bei ihr in ihrem traulichen Dachstübchen. Anderntags beim Mittagessen erkundigte sich Mutter bei ihr, wie die Lektion verlaufen sei. Da erklärte die alte, bewährte, noch immer über gute Nerven verfügende Lehrerin: „Am Ende haben wir beide bittere Tränen vergossen.“

Bei dieser für die Schule nicht ausreichenden Begabung Pauls war es kein Wunder, daß er sich in seiner Schullaufbahn dreimal „rasten“ mußte, d. h. sitzen blieb. Zunächst in der 1. Vorschulklasse (3. Schuljahr). Später in der Untertertia, wo ihm neben dem Lateinischen auch das Griechische Not machte. So kam er mit mir, als ich in die UIII versetzt war, in dieselbe Klasse. Nun konnte ich ihm zwar bei den Schularbeiten noch mehr helfen als zuvor, trotzdem quälte er sich mühevoll durch die Tertiajahre hindurch. Nach Ablauf unseres gemeinsamen Untersekundajahres aber blieb er nochmals sitzen, während ich das Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst erlangte. Tiefgebeugt mit Tränen in den Augen zeigte Paul Mutter sein Zeugnis mit dem Vermerk „nicht versetzt“. Auch Mutter brach, schmerzlich getroffen, in Tränen aus, und uns andern Kindern – ich saß gerade, als Paul mit der Unglücksbotschaft ins Zimmer trat, am Klavier und übte – erging es nicht anders. So schwamm

die ganze Familie in Tränen. Paul mußte nun noch ein halbes Jahr in der UII verbringen. Dann aber hatte er sein „Einjährigenzeugnis“ in der Tasche, die ganze Familie atmete er-

Karl (ganz links) als Lehrer mit seiner Klasse im Leopoldinum 1930

leichtert auf und freute sich mit ihm. Von der schweren Last, zu der ihm die 10jährige Schulzeit geworden war, befreit, trat er als Lehrling in das uns empfohlene Kaufmannsgeschäft des Herrn Bargsten in Hitfeld ein, wo er sich bewährte.

Aus den bitteren Erfahrungen, die Paul und wir alle mit ihm in seiner Schulzeit gemacht hatten, habe ich später als Lehrer und Erzieher meine Lehren gezogen. Wenn ich in den Mittelklassen Deutschunterricht zu geben hatte, habe ich natürlich auch fleißig Gedichte auswendig lernen lassen. Waren sie leicht faßbar und nicht zu lang, ließ ich sie von der ganzen Klasse lernen; wenn sie aber sprachlich schwierig und sehr lang waren, wie z. B. das bekannte Lied von den Kölner Heinzelmännchen mit seinen lautmalerischen Wortkünsteleien, dann gab ich allen Schülern eben nur die beiden ersten Strophen auf, die übrigen zu lernen überließ ich der Freiwilligkeit der gedächtnismäßig begabten Schüler.

Nun aber muß ich auch von meinen eigenen Schulerlebnissen etwas berichten. Das Lernen fiel mir nicht schwer. Ich hielt mich immer in dem oberen Drittel meiner Klasse. Denn es gab noch Klassenplätze, die in dem Vierteljahreszeugnisse vermerkt waren. Trotzdem hatte ich wie die meisten meiner Mitschüler in der Sexta Angst vor dem Lateinunterricht. Diesen Unterricht gab der Oberlehrer v. Kobilinski, körperlich ein wahrer Hüne, preußischer Reserveoffizier, der an der Kaiser-Geburtstagsfeier in schmucker Uniform auftrat und auch an der Militärparade auf dem Kaiser-Wilhelmsplatze teilnahm. Er war als Lehrer mehr als stramm und strenge. Wer bei dem täglichen Vokabelabhören nur wenig versagte, mußte aus der Bank vortreten, eine oder beide Hände, je nach seinem Verlangen, flach hinhalten, damit „Kobel“ ihm mit dem Rohrstocke daraufschlug. Das war eine peinvolle Scene, vor der wir uns fürchteten. In der Angst davor war mir morgens nach dem Frühstück so bang ums Herz, daß ich die eben erst getrunkene Milch an einem hinter unserem Hause stehenden Kirschbaume wieder ausbrach. Dieser rohe Mißbrauch der Amtsgewalt durch Kobel kam dem Anstaltslei-

Quarta 1899: Ferry von Hiddesen (hinten Mitte), Karl (2. von rechts), Oberlehrer Dr. Lorenz

ter wohl nicht zu Ohren, jedenfalls wurde nicht dagegen eingeschritten, und Kobel verschwand auch bald wieder nach Preußen. Natürlich ist auch das Gegenteil dieser barbarischen Strenge, eine schlappe Gutmütigkeit, in der Erziehung von Übel, weil sie bekanntlich von den Schülern ausgenutzt und mißbraucht wird. Das Richtige ist auch hier die von Horaz gepriesene „aurea mediocritas“, die goldene Mitte zwischen beiden Extremen. Man kann gern strenge mit den Schülern umgehen, ja, man muß es um ihrer selbst willen, wenn man nur, ohne viele Worte zu machen, sie fühlen läßt, daß man ein Herz für sie hat und gerecht zu sein bemüht ist.

Unter meinen Mitschülern in der Quarta war auch Ferry von Hiddesen, Sohn des hiesigen Hauptmanns v. H., von seinem Vater strenge erzogen, von seiner Mutter dagegen stark verzogen. Er war völlig verspielt, und Lernen wie Schule war ihm ein Greuel. Nun kam eines Tages Herr v. Hiddesen zu meiner Mutter und fragte, ob sie wohl erlaubte, daß ich nachmittags zu ihnen käme, um mit Ferry zu spielen und dann ihm, Herrn v. H., über die Schulaufgaben zu berichten. Er versprach sich wohl von dem Umgang Ferrys mit mir einen günstigen Einfluß. Ich sollte im übrigen bei ihnen wie ein Kind des Hauses gehalten werden. Mutter erklärte sich damit einverstanden. So ging ich täglich nach dem Mittagessen in die Palaisstraße und spielte zunächst mit Ferry und seinen Freunden aus der Nachbarschaft. Beim Kaffeetrinken fragte dann der Herr Hauptmann nach den Schularbeiten für den nächsten Tag. Kaum begann ich darüber Auskunft zu geben, da stieß mich Ferry unter dem Tische gegen meine Schienbeine, damit ich nur ja nicht zuviel angebe. Ich ließ mich dadurch zwar nicht von einer wahrheitsgemäßen Berichterstattung abbringen, zog mir dadurch aber Ferrys Unwillen für den Tag zu. Bei der Verabschiedung mußte ich manchmal, da Ferry dazu nicht den Mut hatte, dem Vater eröffnen, daß Ferry in der Schule irgendwas „gewirrt“ hatte. Dann zeigte sich eine Unmutsfalte in Herrn v. Hiddesens Gesichte, und ich entfernte mich schleunig, denn Ferry erwartete nun eine Tracht Prügel. Aber das geschah nur selten. Ich erlebte auch sehr schöne Stunden in Hiddesens Hause. Wenn sie eine große Gesellschaft gaben, warteten Ferry und ich begierig darauf, daß die halbleeren Schüsseln von den Burschen aus dem Eßzimmer herausgetragen wurden. Wir machten uns dann über die übrig gebliebenen

Leckerbissen, Geflügel oder feinen Nachtisch, her und aßen uns daran rundum satt. Besonders Süßigkeiten: Kompott, Puddinge, Eis reizten Ferrys Geschmack. Er war nämlich im Essen sehr verwöhnt und bekam jeden Abend seinen geliebten Pfannkuchen mit Zucker oder eingemachten Früchten.

An Kaisers Geburtstag gaben damals die Hauptleute unserer Garnison in einem der Stadtsääle ein Kompagniefest. Dazu wurde auch ich immer eingeladen. Nach einem nahrhaften Essen begann der Tanz. Für die ihn einleitende Polonaise forderte der Kompagniechef die Frau des Feldwebels und dieser die Frau seines Hauptmanns auf. Diese beiden Paare führten die Polonaise an, ihnen schloß sich der lange Zug der Unteroffiziere und Musketiere mit

<u>Obertertia 1903</u>:
Obere Reihe: Ludwig Schlingmann, Otto Burre, Carl Heithecker, Emil Meyer, Hans Herbert
Mittlere Reihe: Karl Schlingmann, Hans Lindner, Fritz Hansen, Wilhelm Berghahn, Wilhelm Böke, Matinem, Harry Cäsar
Untere Reihe: Karl Flemming, Schnittger, Paul Hansen, Fritz Cordes, Curt Sauerländer, Ernst Geißler

ihren Schätzen an, die sich in dem überfüllten Saale der „Krone“ aneinander vorbeischlängeln mußten, wobei es manchen ungewollten Puff gab.

Noch ein Erlebnis mit Ferry v. Hiddesen bedarf der Erwähnung. Das Ehepaar v. Hiddesen mußte einmal in der Schulzeit eine Reise machen. Um Ferry währenddessen wohlversorgt zu wissen, baten sie Mutter, ihn so lange in Pension zu nehmen. Meine Mutter wurde dadurch vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Denn sie kannte ja durch mich die Eigenart des verwöhnten Muttersöhnchens. Nach einigem Bedenken, ob Ferry sich mit unserer einfachen Lebensweise zufrieden geben werde, stimmte sie aber zu. Mutter fiel nun die heikle Aufgabe zu, einerseits den verwöhnten kleinen Gast einigermaßen zufriedenzustellen, andererseits aber das gewohnte Niveau unserer Mahlzeiten nicht allzusehr zu überschreiten. Dies fertigzubringen war ein wahres Kunststück. Aber es gelang ihr dank ihrer praktischen Geschicklichkeit. Einen Pfannkuchen konnte sie freilich Ferry nicht jeden Abend vorsetzen.

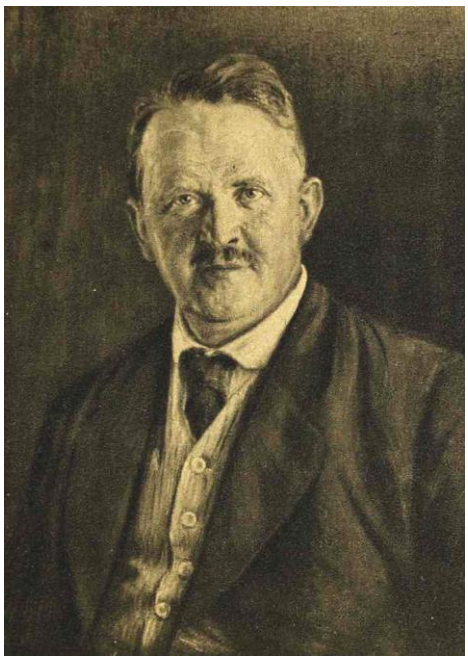
Auch die Butterbrotfrage mußte angemessen gelöst werden, denn gegen Butter hatte Ferry einen unüberwindlichen Widerwillen. Auch da wußte Mutter einen Ausweg, und die Zeit der Gastfreundschaft, die Ferry bei uns genoß, endete zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Mutter Elisabeth mit
Hugo, Karl und Paul ca. 1902

Bevor ich nun von meinen Lehrern in den letzten Schuljahren berichte, die noch heute bei mir und meinen Mitschülern ein sehr beliebtes Gesprächsthema bilden, noch ein Wort über die kirchlichen Verhältnisse in Detmold. Es versteht sich von selber, daß wir als Pastorenkinder von Mutter zum Kirchgang angehalten wurden. Zunächst besuchten wir, solange wir noch klein waren, den Kindergottesdienst in der alten Marktkirche, wo Mutter ja getraut war. Dort wurden wir von dem kinderlieben Frl. Neuburg weiter in die biblische Geschichte eingeführt, die wir natürlich schon aus Mutters und Großmutters Erzählungen und aus einer Bilderbibel kannten. Als dann für uns die Zeit der Konfirmation heranrückte, war es selbstverständlich, daß Mutter, die, von Hause aus zur reformierten Kirche gehörig, durch die Heirat mit einem Pfarrer der hannoversch-lutherischen Landeskirche aber natürlich zur lutherischen Kirche übergewechselt war, uns zur Vorbereitung auf die kirchliche Einsegnung in den Konfirmandenunterricht der luth. Gemeinde schickte. Diese hatte damals in der Schülerstraße noch ein im 18. Jahrhundert erbautes hübsches Kirchlein, einen sechseckigen Bau mit einem ansehnlichen barocken Hauptturm und einigen kleinen Türmchen über dem polygonalen, schön gewölbten Dach. Leider wurde dieser der Stadt zu Zierde gereichende schmucke Bau, weil er für die inzwischen erheblich angewachsene Gemeinde zu klein geworden war, gerade zu der Zeit, wo wir ihn Sonntags regelmäßig besuchen sollten, abgerissen und durch eine größere, baulich unbedeutende neugotische Kirche ersetzt. In ihr amtierte der Konsistorialrat Engel, ein würdiger alter Herr, der sich ehrlich bemühte, uns in den lutherischen Glauben einzuführen, aber in seinem vorgerückten Alter bei der Undisziplinierheit der halbwüchsigen Jungen manchmal Schwierigkeiten mit uns hatte. Zu seiner Unterstützung hatte er junge Hilfsprediger, darunter auch den lebendig-

Detmold, Martin-Luther-Kirche

frischen, rotblonden Pastor Diderich Speckmann, der sich später als Verfasser von Heideromanen einen Namen machte. Als Konfirmanden besuchten wir alle die lutherische Kirche, was nicht ausschloß, daß wir wie schon früher manchmal mit Großmutter oder Mutter auch zum Gottesdienst in die reformierte Marktkirche gingen, wo Großmutter ihren festen Platz hatte. Denn in unserer Familie wurden die konfessionellen Unterschiede nicht so wichtig genommen, wenn nur ein von seiner geistlichen Aufgabe innerlich erfüllter Prediger auf der Kanzel stand. Im lutherischen Gottesdienst sang ich die Liturgie andächtig mit, besonders angetan war ich, wenn an kirchlichen Festtagen der von unserem Vorschullehrer Kluckhohn geleitete Chor die große Doxologie[20] vierstimmig vortrug. Von Konsistorialrat Engel sind wir alle 4 konfirmiert worden, ich am Palmsonntag 1902; als Einsegnungsspruch erhielt ich Sprüche 23,26: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.



Diedrich Speckmann

Das Konfirmationsfest wurde natürlich auch zu Hause würdig, wenn auch schlicht gefeiert. Es gab nicht eine solche Menge üppiger Geschenke, wie sie heute auf Konfirmationstischen zu sehen sind. Freilich einige Verwandte oder Paten erschienen zu diesem Feste, zumal bei der Konfirmationsfeier von Mariechen und Paul, die am gleichen Tage von Pastor Engel eingesegnet wurden.

An dieser Stelle muß ich noch ein Wort über die christliche Denkungsart unserer lieben Mutter sagen. Sie war eine fromme, überzeugte Christin. Viele Worte darüber zu machen lag ihr freilich fern, umsomehr aber war sie ständig bemüht, ihren Glauben durch hilfreiche Tat zu bewähren. In Dingen der Dogmatik war sie von enger, rechthaberischer Auffassung weit entfernt. So verstand sie auch, als wir, Hugo und ich, inzwischen geistig reifer und kritischer geworden, ihr mal unsere inneren Bedenken gegen die Abendmahlsfeier zum Ausdruck brachten, unsere Zweifel durchaus und hielt es nicht für ratsam, uns zum Besuche der kirchlichen Feier zu nötigen, wenn wir nicht aus innerem Drang und Bedürfnis daran teilnehmen konnten. Diese weise Zurückhaltung habe ich meiner Mutter hoch angerechnet, sie wußte sehr wohl, daß christlicher Glaube durch innere Kämpfe hindurchgehen muß und daß mit Zwang nichts erreicht wird.

Meine alten Lehrer.

Nun darf ich wohl auch über dieses Kapitel einiges berichten. Zwei habe ich schon erwähnt, die zu den schlechteren gehörten. Umso mehr ist es geboten, nun auch von den guten oder besseren zu reden. Die höheren Schulen Lippes waren für ihre akademisch gebildeten Lehrer auf Preußen angewiesen. Da aber die lippischen Beamtengehälter deutlich unter den preußischen lagen, meldeten sich von dort im allgemeinen nur solche Lehrer, die in Preußen keine zusagende Anstellung finden konnten, und das waren nicht gerade die besten Pädagogen. Noch eine andere in Lippe wie auch anderswo übliche Gewohnheit bei der Unterrichtsverteilung wirkte sich für unser Leopoldinum übel aus: Die jüngeren Lehrer mußten sich

[20] Lobpreisung Gottes/der Dreifaltigkeit in der christlichen Liturgie

Horaz (63–8 vor Christus)
Denkmal in Venosa

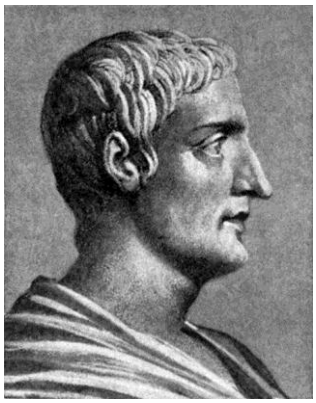
sozusagen den Unterricht in der Oberstufe erst dadurch verdienen, daß sie langsam von den Unterklassen über die Mittelklassen zum Primaunterricht aufstiegen und z. B. lange Zeit Jahr um Jahr in der Tertia „Das leidige bellum gallicum“ traktierten. Dieses System mußte ihre lebendige Frische im Unterricht wie auch ihr Interesse an dem Lehrstoffe allmählich lähmen. So kamen sie erst im vorgerückten Alter etwas verbraucht und müde zu dem für die Bildung der Gymnasiasten entscheidenden Primaunterricht. Diese Methode war 1919, als ich in das Lehrerkollegium des Leopoldinum eintrat, zum Besten von Lehrern und Schülern inzwischen aufgehoben worden. Zu den anerkannten Myrmidonen[21] des Kollegiums gehörten der Direktor Gebhard und die Professoren Winkelsesser, Thorbecke und Weerth, die beiden letzten alteingesessenen lippischen Familien zugehörig.

Professor Gebhard

Wilhelm Gebhard, ein kleiner, untersetzter, dickbäuchiger, lebhafter Mann, war sehr gebildet und kenntnisreich. Er gab uns in der Prima Latein, das er meisterlich beherrschte. Er bemühte sich, uns für die regelmäßig anzufertigenden Übersetzungen in das Lateinische den rechten Color Latinus[22] beizubringen. Wie auch bei vielen anderen Gymnasialdirektoren gehörte seine ganze Liebe unter den römischen Autoren dem Horaz, dessen Oden und Satiren er uns sehr lebendig zu machen verstand. Nur tat er bei der Verfertigung der Trinklieder – wenigstens nach meiner heutigen Auffassung – des Guten etwas zuviel, offenbar weil er als täglicher

Gast in der Ressource sich eine Flasche Rotspon[23] einflößte. Auch die 15 Oden, die er uns auswendig lernen ließ, erschienen uns Schülern mehr als genug. Ganz unvergeßlich aber ist mir eine Vertretungsstunde in der Geographie, wo er uns aus der Fülle seiner aus Büchern und auf Reisen geschöpften, ihm jederzeit gegenwärtigen Kenntnisse reichste Belehrung bot, und, als ein Schüler, der die Umrisse der spanischen Halbinsel an die Tafel zeichnen sollte, nur einen kümmerlichen Sack dahinmalte, mit geschickter Hand im Nu die Gestalt der Halbinsel mit allen Landvorsprüngen u. Meeresbuchten auf die Tafel zeichnete. Die Verwaltungsarbeit des Direktors lag ihm nicht. Aber bei Schulfestlichkeiten war der temperamentvolle Mann ganz in seinem Element. Wenn er bei einer Feier in der Aula vor der versammelte Schüler- und Lehrerschaft die Ansprache hielt, hatte er immer, auch wenn er sich bei den ihm im Augenblick zuströmenden Gedanken meist in einem Anakoluth[24] verhaspelte, etwas Bedeutendes zu sagen, und niemals fehlte es ihm dabei an einem geeigneten Dichterwort oder Spruch. Seine Reden waren – wie auch seine Interpretation der „Germania“ des Tacitus – gekennzeichnet durch warme Vaterlandsliebe und ein fast überschäumendes Pathos, das aus der Tiefe seines Herzens

[21] Antiker Volksstamm, tapfere Gefolgsleute des Achilles im trojanischen Krieg
[22] Sprachkolorit, Stil
[23] Französischer Rotwein
[24] Satzabbruch



Tacitus
(ca. 55–115 A.D.)

emporquoll und auf uns Schüler einen mächtigen Eindruck machte, so etwa, als er bei der Grundsteinlegung des neuen Leopoldinumbaus am 21. Dez. 1905 gewichtig die drei Hammerschläge vollführte und mit weithin schallender Stimme Freude und Glück der festlichen Stunde in dem feingewählten Spruche zum Ausdruck brachte: „Wintersonnenwende ists, die uns vereint, Sommersonnenspende uns ins Herze scheint." Da blieb kein Herz ungerührt.

Professor Winkelsesser

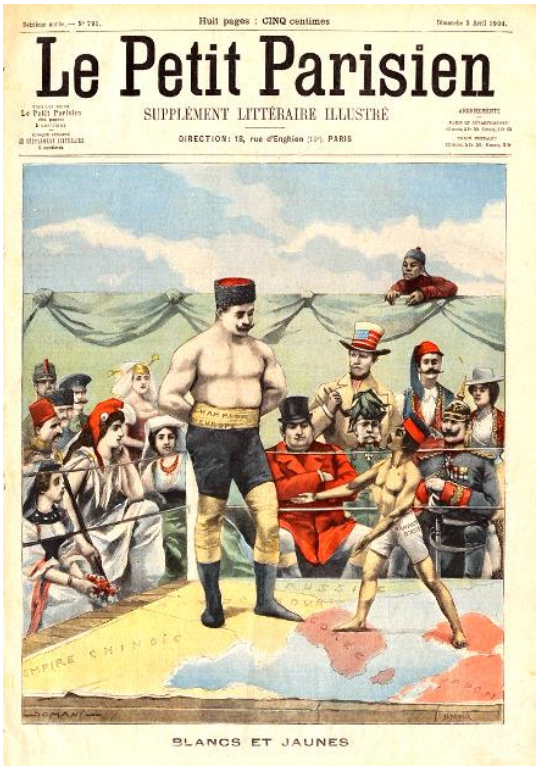
Professor Winkelsesser

Der zweite der alten Garde war Professor Winkelsesser, genannt „Papa", denn er hatte, die feine, zierliche Figur mit dem wallenden Vollbart, im Umgang mit uns Schülern, etwas ausgesprochen Väterliches. Trotz seiner gezierten Bewegungen und merkwürdigen Gesten verehrten wir ihn sehr. Denn er behandelte uns Schüler auf eine vornehme Weise, als ob wir schon Studenten wären. Er war ein vorzüglich gebildeter Geschichtslehrer und hielt uns in jeder Stunde in feiner Rede einen wissenschaftlich fundierten, wohlgeformten Lehrvortrag von akademischem Format. Nur hörten leider viele von uns noch unreifen Jungen garnicht zu. Denn er hatte die im Schulunterricht unangebrachte Methode, in der nächsten Stunde beim Aufsagen der aufgegebenen Lektion die Schüler immer nach der Reihe ihres Sitzplatzes heranzunehmen. Die Folge war, daß nur immer 1–2 Schüler sich den Lehrstoff zu Hause aneigneten, die große Masse aber die gute Gelegenheit, sich gründliche Geschichtskenntnisse zu erwerben, leichtfertig verpaßte, und daß beim Abitur die Geschichtsprüfung manchmal höchst beschämend für den Schüler und auch für den Fachlehrer peinlich ausfiel.

Prof. Dr. Heinrich Thorbecke

Als dritter der alten Paladine[25] taucht Prof. Dr. Heinrich Thorbecke aus der Erinnerung herauf, von uns nur „der alte Heini" genannt. Er war eine hochgewachsene Gestalt mit grader, straffer Haltung, alter Burschenschaftler mit einem griesgrämigen, durch eine Brille noch verstärkten strengen Gesichtsausdruck und einem von dem Ohre bis zum Mundwinkel reichenden „Durchzieher" auf der linken Backe[26]. Zunächst liberaler Theologe, hatte er es vorgezogen, nach einem zusätzlichen Studium das Predigtamt gegen den Lehrberuf einzutauschen. Er gab vor allem Französisch und zwar den gesamten Unterricht von Quarta bis Prima hinauf. Das hatte in Punkto Lehrerfolg entschieden sein Gutes. Für uns war er in den Mittelklassen ein gefürchteter, unangenehmer Pauker mit einem päpstlichen Unfehlbarkeitsbewußtsein. Denn durch ein fein ausgeklügeltes System sich steigernder, mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführter Disziplinarstrafen machte er, auch wenn wir darunter seufzten und ächzten, selbst den dickfelligsten Schüler seinem Willen gefügig und brachte ihm Französisch bei. Sein Steckenpferd waren neben den unregelmäßigen Verben, die wir am Schnürchen können mußten, die Regeln über den Subjonctif. Da bot sich uns eines Tages

[25] Paladin – treuer Gefolgsmann
[26] Narbe aus einem Fechtkampf der schlagenden Studentenverbindungen


Huit pages : CINQ centimes

Le Petit Parisien

SUPPLÉMENT LITTÉRAIRE ILLUSTRÉ

DIRECTION : 18, rue d'Enghien (10e). PARIS

BLANCS ET JAUNES

ein heiteres Erlebnis im Unterricht. Heini eröffnete uns in etwas verdrossenem Tone: „Ihr habt bisher gelernt, daß ‚fürchten, daß …' que ne mit dem Subjonctif heißt. Nach der neuesten Verfügung des französischen Kultusministeriums aber kann das ne wegbleiben." Und dem fügte er mit wieder erhellter Miene hinzu: „Wir setzen es aber weiter, und zwar in Klammern!" Doch nicht nur französische Grammatik lernten wir bei ihm gründlich. Auch dank der in jeder Stunde geübten Konversation anhand der „phrases pour tous les jours"[27] und des „Petit Parisien" brachte er uns im Parlieren so weit, daß wir uns später als Soldaten in Frankreich ganz leidlich mit den Franzosen verständigen konnten. Die Strenge des alten Heini milderte sich später in der Prima, wo wir Historiker wie y und 2 Molièresche Komödien mit gewissem Genuß lasen. Auch hob sich unser Interesse am französischen Unterricht dadurch, daß er uns in Etymologie und Bedeutungslehre der französischen Sprache einführte. Richtigen Spaß machte uns der gestrenge Herr auch in der großen Pause. Dann schaute er, auf der hinteren Treppe des Schulgebäudes stehend, wie einst Polykrates von Samos „mit vergnügten Sinnen"[28] (soweit der Griesgram das vermochte) auf das Gewimmel der Schüler in dem Hofe herab und verzehrte sein Frühstück, ein belegtes Brötchen. Auch damit nahm er es pedantisch genau. Denn wir Schüler zählten dann gespannt, wie oft er auf einem Bissen herumkaute. Wahrhaftig, er brachte es auf 72 Male! In der Bürgerschaft genoß Thorbecke großes Ansehen, denn er war in der hiesigen Loge Meister vom Stuhl; auch da führte er, wie man sich erzählte, ein strammes Regiment. Außerdem war er Vorsitzender des Teutoburger Waldvereins, für den er einen Wanderführer geschrieben hatte. Die Unterschrift der zahlreichen in unserem Walde angebrachten Wegschilder T. W. V. deuteten wir Schüler daher so: Thorbecke will verdienen, denn den Mammon verachtete er auch nicht, was sich darin zeigte, daß die ständig in seinem Hause wohnenden Pensionäre stets aus wohlhabenden, zahlungskräftigen Familien stammten.

Pierre Lanfrey
(1828–1877)

Professor Dr. Otto Weerth

Als vierten der von uns geschätzten alten Lehrer nenne ich mit Dankbarkeit Prof. Dr. Otto Weerth, genannt „Otto", Vertreter einer eingesessenen lippischen Familie, die einen guten Klang hatte. Er war ein nüchterner, sachlich und gerecht denkender Mann, der uns Mathematik und Naturwissenschaften lehrte. Sein Unterricht war klar verständlich, gewissenhaft und erfolgreich. Besonderen Wert legte er auf präzise, jedes überflüssige Wort vermeidende,

[27] Sätze für den Alltag
[28] Aus Friedrich Schillers Ballade „Der Ring des Polykrates"

Dr. Otto Weerth
(1849–1930)

logische mündliche und schriftliche Ausdrucksweise. Darin haben wir ihm viel zu verdanken. Seine Autorität bei uns war groß und echt. Er verkehrte mit uns in einem natürlichen, manchmal etwas saloppen Tone. Manche seiner regelmäßigen Redewendungen brachten uns zum Lachen, so wenn er auf eine törichte Schülerantwort in seinem unverfälschten Lippisch trocken bemerkte: „Ihr habt ja Flöhe im Gehirn“ oder „Das ist ja zum Junge-Hunde-Kriegen!“ Wenn jemand sich im Unterricht unter Ausnützung seiner väterlichen Güte mal ungebührlich benahm, wurde er kurz zurechtgewiesen. Witterte Otto aber groben Unfug, dann wurde er mehr als ungemütlich. Dann fing er, zwischen den Bänken hin- und hergehend, mit seiner hellen, bellenden Stimme an zu wettern, zwischendurch legte er längere Pausen ein, die durch ihre lautlose Stille auf uns zitternd in unseren Bänken dasitzenden Jungen noch bedeutsamer wirkten als das polternde Donnerwetter, das dann, wenn sich Otto allmählich beruhigte, langsam abklang. Diese immer wohlverdiente Strafpredigt nahm keiner von uns Schülern dem verehrten Lehrer übel. „Otto“ verstand es auch, unser Interesse für die Natur anzuregen, für Blumen, Tiere und Versteinerungen. Er selbst hatte sich als naturwissenschaftlich und historisch sehr gebildeter Mann hohe Verdienste um die lippische Heimatforschung erworben, durch wissenschaftliche Bücher und Aufsätze, durch die Leitung und Mehrung des Landesmuseums, durch den Vorsitz im Naturwissenschaftlichen Verein und nicht zuletzt durch die im Verein mit Prof. Schuchardt durchgeführten vorgeschichtlichen Ausgrabungen innerhalb und außerhalb des lippischen Raumes. Rückschauend muß ich bekennen, daß von den 4 genannten alten Lehrern Weerth, charakterlich und menschlich betrachtet, doch die Palme verdient.

Professor Jensen

Ehe ich mich nun auch über die die unzulänglichen oder gar unbrauchbaren Lehrer meiner Anstalt äußere, nenne ich noch „Lude Jensen“, der einen passenden Übergang dazu bildet. Auch er preußischer Reserveoffizier, war schneidig und stramm, hielt sehr auf guten modernen Anzug, war klug und gut belesen, aber auch sehr schnodderig. Der Unterricht in der Tertia, den wir zunächst beim ihm ausgiebig genossen, machte ihm nicht den geringsten Spaß, offenbar weil er ihn schon zu lange Jahre hatte exerzieren müssen. Häufig, wenn er am Abend zuvor eine bis in die Nacht dauernde Gesellschaft mitgemacht hatte, – er wurde oft eingeladen, um die ominöse Zahl von 13 Gästen zu vermeiden, und wurde daher scherzhaft Ludwig XIV. genannt – ließ er uns ein Stück aus dem Übungsbuche ins Lateinische übersetzen, ohne daß er daran dachte, die dabei gemachten Fehler hinterher festzustellen und zu berichtigen. Er selber saß währenddessen auf dem Podium, müde mit hochrotem Gesicht, das er wohl auch fast schamhaft mit seinem Taschentuche verhüllte. Wenn in der lateinischen Grammatik ein neues Kapitel durchgenommen wurde, ließ er einen der Schüler den betreffenden Paragraphen lesen. Natürlich verstanden wir den wohlformulierten Wortlaut der grammatischen Regel, die nicht von ihm erklärt wurde, oft nicht recht. Die Crux dieses öden Grammatiklesens aber waren für uns die auf die Regel folgenden, manchmal nicht leichten Mustersätze. So wurde eines Tages Freund Austermann herangenommen. In seiner Bank stehend druckste er stumm über dem Satze aus Vergils Aeneis: „o passi graviora, dabit deus his quoque finem“[29], dem Rufe, mit dem Aeneas seine durch die Irrfahrten müde und verzagt gewordenen Gefährten anfeuert. Auf Jensens Aufforderung zu sprechen schwieg Auster-

[29] Ihr habt schon größeres Unglück erlitten als dieses – Gott wird euch auch in diesem ein Ende zugestehen.

Professor Jensen

mann weiter. Schließlich mußte er zu dem Podium kommen in die Reichweite von Ludes Stock. Noch immer blieb er stumm, obwohl Jensen ihn beschwor, er solle endlich den Mund aufmachen und, wenn er nur sage: Heute ist Montag. Als Austermann auch jetzt noch im Schweigen verharrte, riß dem verständnislosen Lehrer die Geduld; er gab dem unglücklichen Austermann, der nichts Törichtes von sich zu geben wagte, zornig mit dem Rohrstock was um die Beine. Da erst öffnete sich Austermanns Mund zu dem lapidaren Ausspruch: „O schwerer Tritt!“ Nun hatte Lude von ihm genug und schrie ihn an: „Scher dich weg!“ Austermanns Nachfolger im Übersetzen hatte es dann leichter, da ihm Lude einige Hilfen bot.

Dieses Beispiel von pädagogischer Verständnislosigkeit, Gleichgültigkeit und unerhörter Zeitvergeudung ist nun aber nicht das einzige, was von Professor Jensen zu sagen ist. Als wir ihn, der inzwischen des Unterrichts in der Prima gewürdigt war, dort wieder als Lehrer in Deutsch und Griechisch bekamen, war er wie umgewandelt. Er deutete uns bei der Ilias-Lektüre die Charaktere der Helden, las uns zur Erläuterung interessiert aus einem neu erschienenen Buche über Homer aufschlußreiche Abschnitte vor und erregte so unser lebhaftes Interesse an dem immer noch unerreichten „Vater der Dichtkunst“. Noch nachhaltiger aber wirkte Jensen auf uns im Deutschunterricht ein. Da las er mit uns die klassischen Dramen, besprach mit uns ausführlich die behandelten Probleme und ließ uns auch Referate über von uns selbstgewählte Dichter halten. So hat sich bei uns, seinen Schülern, das Urteil über ihn zum Guten gewendet, und auch er lebt in unserer Erinnerung fort als einer der Lehrer, denen wir viel für unsere geistige Ausbildung zu danken haben.

Professor Reinhold Brückner

Dieses Gefühl der Dankbarkeit gegenüber unserer alten Schule wird auch nicht gemindert durch die offenbaren Versager unter unsern Lehrern, an denen es nicht fehlte. Ich beschränke mich da auf einen, der in der Erinnerung der ehemaligen Leopoldiner fortlebt als ein Leidensgefährte des von Heinrich Mann so erbarmungslos verspotteten Prof. Unrath: Prof. Reinhold Brückner. Ganz ohne Mitleid konnten wir ihn freilich nicht betrachten. Denn er, ein Theologe, der sich der Kanzeltätigkeit nicht gewachsen fühlte und sich daher nach Erwerb einer halben facultas[30] in Französisch und Erdkunde zum Leidwesen seiner Schüler dem Lehrberuf zugewandt hatte, war von Natur ein anständiger, gutmütiger, aber vor der Klasse leider sehr beschränkter und hilfloser Mann. Seine Lektionen im Religionsunterricht: Bibelkunde, Glaubenslehre und Kirchengeschichte hatte er offenbar auswendig gelernt, sie standen ihm jederzeit zu Gebote und in seinem komischen, singenden schlesischen Dialekt, der uns natürlich zur Nachahmung reizte, leierte er sie sozusagen im Religionsunterricht vor uns herunter. Er gab seit langen Jahren als „erster Religionslehrer der Anstalt“ diesen für die charakterliche Bildung der Schüler überaus wichtigen Unterricht in der Prima.

Obwohl ein Lehrbuch für den Religionsunterricht eingeführt war und von uns angeschafft werden mußte, nahm Brückner darauf keine Rücksicht. Er fragte den in der vorigen Stunde vorgetragenen Lehrstoff zunächst ab und trug dann den neuen vor, damit verging gut die Hälfte der Unterrichtsstunde. Den Rest aber füllte er damit aus, daß er uns – den Primanern!

[30] Facultas Docendi – Lehrauftrag an höheren Schulen, Lehrbefähigung

– dann den eben mündlich dargebotenen gesamten Lehrstoff einschließlich der „Spröche“, häufig auch im griechischen Urtext, in die Feder diktierte, wofür wir uns eigens besondere Oktavheftchen anzuschaffen hatten. Dieses öde, unglaubliche Unterrichtsverfahren übte er seit Jahrzehnten aus, obwohl der den Religionsunterricht gelegentlich inspizierende Generalsuperintendent Weßel[31] kräftig dagegen Einspruch erhob. Doch Brückner ließ sich dadurch in seiner Gewohnheit nicht stören. Denn wenn er auf das „Dekteren“ verzichtet hätte, wäre er mit seinem Lehrstoff kurz nach Michaelis zuende gewesen. Kein Wunder, daß uns diese zu Stumpfsinn und religiöser Gleichgültigkeit führende Lehrmethode verärgerte und zu immer neuen Dummheiten reizte! Es wurde unter uns über ihn eigentlich immer nur gewitzelt. Sein Spitzname „Kök“ stand an allen Straßenecken und Gartentoren mit Kreide geschrieben, wurde ihm auch auf seinen täglichen Spaziergängen nachgerufen, ohne daß der Übeltäter gefaßt und bestraft werden konnte. So war dieser in sich unfruchtbare, ja sich verderblich für uns auswirkende Unterricht ein in der gesamten Schüler- und Elternschaft allbekannter, nach Abhilfe schreiender Notstand, den aber weder der Direktor noch die vorgesetzte Regierungsstelle zu beseitigen vermochte. So hat erst zu Anfang der 20er Jahre ein leichter Schlaganfall während einer Lehrerkonferenz den bedauernswerten Lehrer, der übrigens wie manche andere disziplinarisch und unterrichtlich versagende Kollegen sich seiner traurigen Situation nicht bewußt zu sein schien, von seinem Lehramt am Leopoldinum befreit.

Der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844)

Noch eines unvergeßlichen Erlebnisses mit Brückner muß ich hier gedenken. Er hatte als junger Oberlehrer hier in Detmold Frl. Mathilde Koppen, eine Tochter des hochangesehenen Superintendenten Koppen[32], kennen gelernt und geheiratet. Diese, eine Jugendfreundin meiner Mutter, hatte ihrem Bewerber, dem sie in jeder Hinsicht weit überlegen war, offenbar nur deshalb ihre Hand fürs Leben geboten, weil sie in ihrem nicht mehr jungen Lebensalter wohl sonst nicht mehr auf eheliches Glück hoffen durfte. Nun bot sich uns eines Tages folgendes ergötzliches Erlebnis mit Brückner. Wir drei Jungen gingen mit unserer Mutter gleich nach den Sommerferien in der Allee spazieren. Da sahen wir schon von weitem Brückner mit Frau daherkommen, die Mutter von ihrer Ferienreise nach Kopenhagen eine über die in dem Thorwaldsen-Museum gesehenen Kunstschätze begeisterte Ansichtskarte geschrieben hatte. Mutter ging sogleich auf ihre Freundin zu und bedankte sich herzlich für diesen Feriengruß. Dann begrüßte sie den Professor und erklärte ihm, er sei ja fast um die in Kopenhagen genossenen Kunstschätze und um die empfangenen geistigen Anregungen zu beneiden. Darauf erwiderte er nur in seiner trockenen, komischen Art: „Ja, denken Sie nur, Frau Pastorin, fönf neue Sorten Käse habe ich dort kennen gelernt!“ Es fiel uns, meiner Mutter und uns Jungen, schwer, nach dieser mehr als harmlosen Bemerkung ein lautes Lachen zu verbeißen.

Während ich dies niederschreibe, stelle ich mir die ernste Frage, ob ich als ehemaliger Schüler und späterer Kollege von Brückner das Recht habe, so verfängliche Dinge über ihn zu

[31] August Wessel, Superintendent der lippischen Landeskirche von 1901 bis 1930
[32] Adolf Koppen, Superintendent der lippischen Landeskirche von 1869 bis 1886

berichten. Denn ich bin mir meiner eigenen Unzulänglichkeit nur zu gut bewußt und weiß genau, wie häufig ich als Lehrer und Erzieher versagt habe. Denn wenn ich etwas aus meiner lebenslangen Beschäftigung mit dem klassischen Altertum gelernt habe, so ist es die Beherzigung des auf der Stirnseite des Apollotempels in Delphi eingemeißelten Spruches Γνῶθι σεαυτόν[33]. Trotzdem glaube ich in diesen natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen die für Brückner ja nicht schmeichelhaften Schulerlebnisse unterdrücken zu sollen. Denn einerseits habe ich mich ehrlich bemüht, bei der Wahrheit zu bleiben und den Tatsachen nichts hinzuzufügen, um sie noch etwas pikanter zu machen. Andererseits scheinen mir diese auf menschlicher Unzulänglichkeit beruhenden Zustände am ehemaligen Leopoldinum charakteristisch für die Schulverhältnisse um 1900 zu sein. Ich weiß sehr wohl, wir sind alle fehlerhafte Menschen mit zahlreichen Mängeln und Verkehrtheiten, und eine Generation ist nicht besser als die vorangegangene. Wenn wir die Fehler vergangener Zeiten abzustellen versuchen, tauschen wir meist nur neue dagegen ein. Auch unter meinen Kollegen am Leopoldinum gab es in der Nachkriegszeit natürlich Versager, die den Direktoren große Not bereiteten. Allein solche Abnormitäten, wie der Fall Brückner, gab es in meiner Dienstzeit nicht mehr. Um 1900 wurden die auf das Lehramt zusteuernden jungen Akademiker nach Absolvierung ihres Staatsexamens in der Regel gleich auf die Schüler losgelassen, ohne für diesen Beruf vorher pädagogisch und methodisch gründlich geschult zu sein, wie das bei den seminaristisch gebildeten Lehrern längst der Fall war. Das einzige, was für die Anleitung unserer jungen Kandidaten geschah, war das, daß ihnen ein Mentor an die Seite gegeben wurde, der, weil er selber vollbeschäftigt war, sich nur wenig um die jungen Kollegen kümmern konnte. Dieser unzulängliche Zustand wurde erst um 1900 geändert. So mußte ich nach bestandenem Staatsexamen als „Kandidat des höheren Lehramtes“ noch eine zweijährige Ausbildung durchmachen. Der Gymnasialdirektor selber führte uns in wöchentlicher Unterweisung in die Pädagogik und Jugendpsychologie ein, ferner machten uns bewährte Lehrkräfte, bei denen wir hospitierten, mit den Lehrmethoden ihres Faches bekannt, ehe wir zu kleinen Unterrichtsversuchen zugelassen wurden. So wurde durch regelmäßige, streng kritisierte Probelektionen und eine pädagogische Abschlußprüfung wenigstens einigermaßen dafür gesorgt, daß keine für den Unterricht und den Umgang mit Schülern ganz untaugliche Kandidaten als Oberlehrer angestellt wurden.

Später habe ich jahrelang die methodische Ausbildung der klassischen Philologen unter den unserem Leopoldinum zugewiesenen Lehramtskandidaten durchgeführt. Obwohl ich diese Sonderaufgabe gern übernahm und selber viel dabei gelernt habe, war mir doch anfangs dabei nicht ganz wohl zumute. Denn der Lauf der politischen Ereignisse hatte es mit sich gebracht, daß ich, der ich im Herbst 1914 die pädagogische Prüfung ablegen sollte, nie dazu gekommen bin. Denn um diese Zeit stand ich als Soldat im Felde, und da ich 1916 in absentia[34] zum Oberlehrer am fürstlichen Gymnasium in Lemgo bestellt war, fragte nach meiner Heimkehr aus dem Kriege niemand mehr nach meinem pädagogischen Examen. Das brachte ich einmal in einer von dem preußischen Oberschulrat geleiteten Lehrerkonferenz vor, erhielt aber von dem sonst strengen Vorgesetzten nur ein freundliches Lächeln als Antwort.

Doch nach dieser Abschweifung zurück zu meinen Schulerlebnissen. Bisher war nur von dem wissenschaftlichen Unterricht am Leopoldinum die Rede. Mit dem damals sogenannten technischen Unterricht, dem Zeichnen, Singen und Turnen, war es bei uns nicht weit her. Im Zeichnen kamen wir nicht darüber hinaus, Vorlagen jeder Art, Gipsabdrücke von Blättern,

[33] Gnōthi seautón – Erkenne dich selbst
[34] in Abwesenheit

Tongefäße in Blei oder Rötel[35] nachzuzeichnen. Ja es galt schon als großer Fortschritt, daß wir auch ausgestopfte Vögel aus der zoologischen Sammlung abkonterfeien durften. Aber es fehlte bei August Ebert, dem „Schmierchen“ genannten Zeichenlehrer, an jeglicher Einführung in das Wesen der Kunst oder auch in die Kunstgeschichte, vor allem auch an der Anregung, aus unserer eigenen Phantasie heraus etwas zu produzieren. Da ist der heutige „Kunstunterricht“ gewaltig über unsere Schulzeit hinaus fortgeschritten. Den anschaulichen Beweis dafür bieten die regelmäßigen Ausstellungen von Schülerarbeiten, Zeichnungen, Malereien und Bastelarbeiten, bei denen man nur staunen kann, was die kleinen Sextaner oder Quartaner infolge geschickter Anregung ihrer Phantasiebegabung da zustandebringen. Diese Erzeugnisse der kleinen Künstler unterscheiden sich im allgemeinen nur wenig von denen der erwachsenen, hochangesehenen Maler. Nur ein Unterschied ist vorhanden: Die kleinen Künstler werden für ihre Leistung mit Lob und Anerkennung abgespeist, während die großen 1000,– DM oder erheblich mehr für eine primitive Kunstschöpfung erhalten.

In der Gesangstunde, die uns der würdige, weißhaarige Küster Meyer gab, sangen wir zunächst einige Verse aus dem kirchlichen Gesangbuche, wobei er die Melodie auf seiner Geige mehr laut als schön mitspielte. Häufig übten wir Canons ein, die uns sehr belustigten, wie „Die Wiesen grünen wieder, die Lerche singt in blauer Luft“ oder „Große Uhren machen Tícktáck, kleinen Uhren machen Tícktack-Tícktack, und die kleinen Taschenuhren machen Tícketácke, Tícketácke.“ Auch mehrstimmige Lieder wurden für Schulfeiern vom Schülerchor eingeübt. Dabei lernten wir auch etwas Notenlesen. An diesem Chorgesang habe ich mich zunächst als Mitglied des Alts, später des Tenors gern beteiligt.

Der Turnunterricht lag bei uns im Argen. Denn es fehlte an ausgebildeten Fachlehrern. So fühlten wir uns von diesem langweiligen, meist aus Freiübungen und Geh- und Marschbewegungen bestehenden Unterricht mehr angeödet als gefördert. Das Fußballspielen artete meist mangels jeglicher Disziplin zu einem wilden Getobe und Gewühle aus. Diese von uns turnfreudigen Schülern bedauerte Lücke in der körperlichen Ertüchtigung wurde nun freilich ausgefüllt durch den vom Direx protegierten freiwilligen Gymnasialturnverein, in dem wir unter selbstgewählten Riegenvorturnern eifrig am Reck, Barren u. anderen Geräten unsere Glieder übten.

Nun aber war das Leopoldinum auch darauf bedacht, uns neben dem wissenschaftlich-musischen Unterricht auch Gelegenheit zur Übung unserer praktischen Handfertigkeit zu bieten. Das geschah in der sogenannten „Pappstunde“, die von dem Gymnasiallehrer Wilhelm Meyer geleitet wurde. Da lernten wir kleineren Schüler buntbeklebte Schachteln und Schalen aus Pappe herzustellen, Bücher einzubinden, mit der Laubsäge zu arbeiten und andere manuelle Fertigkeiten, die mir bis heute noch zustatten kommen.

Schulfeste und Feiern

Schulfeste und Feiern bildeten eine angenehme Unterbrechung der alltäglichen, nicht wie heutzutage so häufig gestörten oder ausgesetzten Unterrichtes. Da waren zunächst die jährlichen Kaiser- und Fürsten-Geburtstagsfeiern. Sie waren einander sehr ähnlich. Denn die von einem der Oberlehrer gehaltene Festrede handelte meist von einem ihm besonders liegenden Arbeitsgebiete und suchte dann am Schlusse mit einem mehr oder minder kühnen Salto mortale den Übergang zu dem dreifachen Hoch auf das fürstliche Geburtstagskind, in das wir laut jubelnd einstimmten. Zum Abschluß der Feier sangen wir dann „Heil dir im Sie-

[35] mit Bleistift oder Rötelstift (Rötel – rotbrauner Farbstoff aus Roteisenstein und Ton oder Kreide)

Ernst zur Lippe-Biesterfeld
(1842–1904)

gerkranz“ mit dem ausklingenden Verse: „Heil Kaiser dir!“ oder wenn es dem Grafregenten Ernst galt: „Heil Regent dir!“ Dabei trompetete der Direx das „Regent“ mit besonderer Lautstärke in die vollbesetzte Aula hinein, da natürlich nicht wenige von uns Schülern gewohnheitsmäßig „Heil, Kaiser, dir!“ sangen.

Eines der wenigen regelmäßigen Schulfeste war die Sedanfeier am 2. September. Da marschierten frühmorgens die oberen und mittleren Klassen mit ihren schwarz-weiß-roten Fahnen, geführt von ihren Ordinarien[36], in feierlichem Zug hinauf zum Hermannsdenkmal. Voran schritt das uniformierte Trommler- und Pfeiferkorps, das schneidige Märsche aufspielte, dahinter die weißseidene, buntgestreifte Schulfahne, die ein Primaner trug, dem ebenso wie seinen 2 Begleitern eine schwarzweißrote Schärpe die Brust schmückte. Vor der Freitreppe des Hermannsdenkmals, auf der der Primus omnium[37] und die Fahnenträger sich postierten, stellten wir uns im Halbkreise klassenweise auf, in dessen Mitte der Direktor mit dem Kollegium. Dann hatte der Primus omnium das Wort. Seine Rede begann Jahr für Jahr stereotyp mit den Worten: „32 Jahre sind nunmehr vergangen seit dem ruhmreichen Tage, an dem unter den Augen und dem Oberbefehl des greisen Preußenkönigs Wilhelm die verbündeten Truppen aller deutschen Stämme den übermütigen Erbfeind bei Sedan besiegten und zur Kapitulation zwangen.“ Nach dem dreifachen Hoch auf das deutsche Vaterland, das, von Hunderten von alten und jungen Stimmen ausgebracht, durch den Teutoburger Wald hallte, wurden auf dem breiten Platze vor dem Denkmal gymnastische Wettkämpfe durchgeführt, deren Sieger mit einem frischen Eichenkranze ausgezeichnet wurden. Gegen Mittag kehrten wir dann klassenweise auf verschiedenen Wegen nach Detmold zurück. Als wir 3 Brüder einmal nach einer solchen Feier hungrig nach Hause kamen und uns auf das von Mutter bereitgehaltene Mittagessen freuten, waren wir, noch ganz von patriotischer Begeisterung erfüllt, arg enttäuscht. Denn ausgerechnet an diesem Festtage setzte uns Mutter Sauerampfersuppe und zusammengekochte Steckrüben vor, zwei Gerichte, die wir sehr wenig schätzten. Wir empfanden das als eine Entweihung unserer Feiertagsstimmung, mußten uns aber wohl oder übel mit Mutters Anordnung abfinden.

Unvergeßlich sind mir auch die Weihnachtsfeiern. Da standen auf dem Podium der Aula beiderseits der Rednerbühne 2 Tannenbäume in hellem Lichterglanze. Ein vom Chor eingeübtes mehrstimmiges Lied leitete die Feier ein. Dann betrat Wilhelm Gebhard, ganz von der Weihe der festlichen Stunde erfüllt, mit geröteten Wangen das Rednerpult und las mit lauter Stimme in seinem unverfälschten Braunschweiger Idiom aus Lukas 2 die Weihnachtsgeschichte vor: „Und es bejab sich, daß aan Jebot ausging.“ Den Abschluß der Feier bildete das von uns allen gemeinsam gesungene „O du fröhliche“. Bei der Weihnachtsfeier wirkte auch wohl das von einem musikbegabten Primaner geleitete Schülerorchester mit, in dem ich als 2. Geiger eine bescheidene Rolle spielte. Bei einem der vom Orchester veranstalteten Winterkonzerte kam es vor, daß „Fisse“, der von uns wegen seiner Strenge gefürchtete Schuldiener, in den runden Bulleröfen der Aula allzu kräftig geheizt hatte. Infolgedessen wa-

[36] Ordinarius – Hochschulprofessor; hier: Lehrer
[37] Offizielle Bezeichnung für den besten Abiturienten eines Gymnasiums

ren die Saiteninstrumente der Geiger binnen kurzem so verstimmt, daß aus der Ouvertüre des „Kalifen von Bagdad“ durch das Zusammenspiel der verschieden gestimmten Streich- und Blasinstrumente eine schaurige Katzenmusik wurde.

Mächtigen Eindruck machten auf uns jüngere Schüler die Abiturientenentlassungsfeiern zu Ostern, bei denen regelmäßig Gebhard eine hochpathetische, gedankenreiche Ansprache hielt und die scheidenden Schüler mit den besten Wünschen für ihre Zukunft und mit kräftigem Handschlag aus dem Schulverbande „in das Leben“ entließ. Bei dem feierlichen Auszuge der Abiturienten aus der Aula sang der Chor ein passendes Lied, wir übrigen aber, Lehrer wie Schüler, erhoben uns zu Ehren der in gemessenem Schritte die Schule verlassenden Muli[38] von unseren Sitzen. Zu den von dem Schülerchor bei festlichen Gelegenheiten vorgetragenen „passenden“ Liedern gehörte auch das von Gebhard, dem großen Horazfreunde, so beliebte „Integer vitae“. Als Schüler habe ich mir bei dem häufigen Singen dieses Liedes weiter nichts gedacht und die lateinischen Verse bieder mitgesungen. Erst sehr viel später ist mir der Widerspruch aufgegangen, der zwischen den Worten und der Vertonung dieser Ode

besteht. Denn die Melodie dieses – nebenbei – von einem Vetter meines Urgroßvaters, dem Berliner Augenarzt Dr. Ferd. Flemming, komponierten Liedes ist beinahe von dem feierlichen Ernste eines Klagegesanges erfüllt, während das Gedicht trotz der biederernsten Eingangsstrophen ein in einem hellen Jubelschrei auf die angebetete Lalage ausklingendes Liebeslied ist, zu dem die grabesernsten Töne wenig passen.

Die großartigste Schulfeier, die ich miterlebte, war aber die 300-Jahrfeier unseres Leopoldinum im September 1902. 1602 hatte Graf Simon VI., ein bedeutender, vielseitig gebildeter Mann aus der Reihe unserer lippischen Landesherren, in dem verlassenen Nonnenkloster Marienanger an der damaligen Süstern-, jetzt Schülerstraße eine humanistische „Provinzialschule“ gegründet, die 1833 bei der Übersiedlung in das neuerrichtete Schulgebäude an

[38] Mehrzahl von Mulus – frühere Bezeichnung für die Abiturienten in der Phase, in der sie die Schule schon verlassen haben, aber noch nicht an der Universität immatrikuliert sind. Metaphorisch hergeleitet von lateinisch: mulus – Maultier (das weder Esel noch Pferd ist)

Graf Simon VI. zur Lippe
(1554–1613)

der Leopoldstraße zu Ehren des damaligen Fürsten Leopold II. den Beinamen Leopoldinum erhielt. Von den festlichen Veranstaltungen habe ich, da ich erst Untersekundaner war, nur wenig mit abbekommen. Bei der Hauptfeier im Lippischen Hofe, die nur die zahlreichen auswärtigen und einheimischen Gaste mit dem Lehrerkollegium vereinte, wurden, wie man mir berichtete, viele bedeutende und auch humorvolle Reden gewechselt. Natürlich verfehlte Wilhelm Gebhard nicht, mit seiner von volltönendem Pathos durchpulsten Festrede die Teilnehmer in die festlichste Stimmung zu erheben. Im Hoftheater wurden von den Oberklassen dramatische Aufführungen gezeigt: Eine Gruppe von Oberprimanern rezitierte, in das Gewand thebanischer Greise gekleidet, im Chor die griechischen Strophen des Siegerliedes aus Sophokles' „Antigone", laut hallte durch den weiten Raum: ἀκτὶς ἀελίου, τὸ κάλλιστον ἑπταπύλῳ φανὲν – Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος κτλ[39]. Sodann wurden von der Prima „Wallensteins Lager" und von der OII Scenen aus Uhlands „Ernst von Schwaben" aufgeführt, wobei Wilhelm Schnitger als Werner von Kyburg durch sein begeistertes und begeisterndes Spiel großen Beifall gefunden haben soll. Ein Festkommerß, bei dem das Horazische „Nunc est bibendum"[40] voll zu seinem Rechte kam, und ein Schülerball für die Oberklassen bildeten den Abschluß des außerordentlichen Festes.

Leopold II. von Lippe-Detmold
(1796–1851)

Schulwanderungen, bei denen die Klassen mit ihrem Ordinarius einen halben oder ganzen Tag durch den Teutoburger Wald streiften, gab es im Jahre eine oder höchstens 2. Im Winter wurde auch wohl mal, wenn eine Schneedecke die Berge bekleidete, ein Tag zum Schlittenfahren oder zum Eislaufen auf dem Burggraben freigegeben. Eine mehrtägige Turnfahrt aber, wie sie heutzutage als Wander- oder Studienfahrten den Schülern überreichlich geboten werden, habe ich nur eine einzige in meiner ganzen Schulzeit erlebt. Der „alte Heini" stellte sich dazu zur Verfügung; er zeigte dabei eine für uns ungewohnte, menschliche Umgänglichkeit und Großzügigkeit, ja, er machte mit uns sogar einen regelrechten Bierkommers. Die Fahrt führte, teils zu Fuß, teils per Bahn, am ersten Tage über den Kammweg des Eggegebirges nach Driburg und Uslar, am zweiten quer durch den Solling nach Holzminden und von da mit dem Weserdampfer nach Hameln; am 3. Tage strebten wir dann westwärts wandernd wieder unseren heimatlichen Penaten[41] zu.

Baden und Schwimmen standen bei uns hoch im Kurse. Das taten wir aber auf eigene Faust. In den Sommertagen fanden wir uns regelmäßig in der Werrebadeanstalt ein. Wir tummelten uns lustig in der kühlen Flut, sprangen von einem der Sprungbretter in mehr oder weniger eleganter Körperhaltung in das Wasser hinab. Den größeren Schülern machte es

[39] Aktis aeliou, to kalliston heptapylō phanen Thebai tōn proterōn phaos ktl (kai ta loipa) – O Blick der Sonne, du schönster, der dem siebentorigen Theben seit langem scheint etc.
[40] Jetzt lasst uns trinken
[41] Hausgötter

besonderen Spaß, uns kleinere vom dem Sprungbrett ins Wasser hinabzustoßen oder einen von uns „zu stoppen“, d. h. eine Zeitlang mit dem Kopfe unter das Wasser zu halten, bis ihm die Puste ausging. Es galt bei uns als Ehrensache, das Schwimmen nicht an der Angel des Bademeisters zu lernen, sondern uns diese Kunst selber anzueignen; dadurch, daß wir uns ein paar Male den Korkschwimmgürtel liehen, mit seiner Hilfe auf dem Wasser liegend die Schwimmbewegungen exerzierten und dann ohne den Gürtel weiter übten, bis wir das eben 50 m breite Becken der Werre durchschwimmen und als Schwimmer gelten konnten. Ein besonderer Genuß war es für uns, wenn wir bei Kasse waren, nackt am Tische des bärbeißigen Bademeisters Fricke sitzend, uns für einen Groschen ein Soolei[42] mit scharfem Mostrich zu erstehen.

Soviel über die Schule, die unser, der heranwachsenden Jungen, Leben weithin bestimmte und mit ihren mannigfachen Verordnungen wie der Pflicht, ständig die Klassenmütze zu tra-

gen, und dem Verbote, allein Gasthäuser zu besuchen, im Sommer nach Abends 8 Uhr, im Winter nach 6 Uhr uns allein ohne Erwachsene auf der Straße zu zeigen, nach heutigen Begriffen auch wesentlich einengte. Natürlich führten diese allzu strengen Verbote zu häufigen Übertretungen, die, wenn sie entdeckt wurden, disziplinarische Bestrafung zur Folge hatten. So wurden für wüstes Kneipen, wie es damals üblich war, die gefaßten Delinquenten für eine ganze Stunde in den Karzer[43] oben auf dem Boden des Leopoldinums eingesperrt.

Geistige und künstlerische Genüsse in der Residenzstadt

Da ich ein leidlich gutes musikalisches Gehör hatte, nahm ich an den freien Nachmittagen auch Musikunterricht. In die Anfangsgründe des Klavierspiels führte mich freundlicher Weise Tante Martha Averdieck ein. Doch habe ich es darin nicht weit gebracht, weil ich es an dem notwendigen Üben und auch wohl an der nötigen Begabung fehlen ließ. Nicht anders erging es mir bei dem Geigenunterricht, den mir zwei Hoboisten der Regimentskapelle erteilten, zunächst der feinsinnige Herr Karnatz, danach der von sich und seinem Künstlertum etwas überzogene, aber sonst im Umgang sehr amüsante Emil Liefke, der in der Bläserkapelle das

[42] Solei – ein in Salzlake eingelegtes, hart gekochtes Ei
[43] Arrestraum

Glockenspiel bearbeitete und im Orchester der erste Geiger war. Später habe ich es sehr bedauert, daß ich die mir zweifach gebotene Gelegenheit, ein Instrument spielen zu lernen, nicht besser genutzt habe. Denn die Freude an der Musik ist mir bis heute geblieben, auch war es mir ein Bedürfnis, Lieder oder Melodien, die ich lieb gewonnen hatte, auf dem Klavier nach dem Gehör zu improvisieren, Versuche, die über ein primitives Stammeln nicht hinauskamen, da ich von Harmonielehre nichts verstand.

Zu einem rechten Pennälerleben gehörte natürlich auch die Tanzstunde. Auch dieses Vergnügen wurde uns von unserer Mutter nicht versagt. So lernten wir bei dem würdigen Tanzlehrer Schmidt und seiner Frau im Ressourcensaale außer Walzer, Rheinländer und Polka auch die feineren Gesellschaftstänze wie Quadrille und Polonaise und nebenbei die Formen des höflichen Umganges mit jungen Damen. Bei solchen Begegnungen mit dem schönen Geschlechte pflegen sich ja nun auch zarte Fäden von Herz zu Herz anzuspinnen. Die innere Bereitschaft dazu war bei mir durchaus vorhanden; allein die von mir erwählte Jungdame, Agnes Sieg, ein rötlich blondes, etwas scheues Mädchen, ließ es an der Erwiderung fehlen. Denn meiner Begleitung auf dem Nachhausewege versuchte sie sich fast immer zu entziehen, mein liebebedürftiges Herz kam daher nicht zu seinem Recht.

Die kleine Residenz mit einem Hoftheater und einer Regimentskapelle bot im Winter mancherlei geistige und künstlerische Genüsse. Am Theater wurden unter der Leitung des Fürstl. Intendanten Berthold Schau- und Lustspiele, Opern und Operetten aufgeführt und manchmal recht achtbare Leistungen geboten. Der Kapellmeister Herbert veranstaltete in jeder Wintersaison 6 Sinfoniekonzerte, in denen klassische Musikwerke mit manchmal vorzüglichen Solisten aufgeführt wurden. Für diese feinen, aber kostspieligen Genüsse hatte nun freilich Mutter kein Geld übrig. (– Für den großen Jahrmarkt, der Ende November stattfindenden Andreasmesse, bekamen wir von ihr pro Kind einen Groschen und von Großmutter eine zweiten dazu. Das reichte gerade dazu, einmal Karussel zu fahren oder „die Spinne mit dem Mädchenkopf“ staunend zu betrachten, die Schiffsschaukel zu besteigen oder uns einen „Kermiß“, d. i. ein mit weißem Zuckerguß überzogener Honigkuchen zu erstehen. –) Trotzdem habe ich von den künstlerischen Genüssen unserer Stadt meinen vollen Anteil mitabbekommen. Denn in Obersekunda und Prima gab ich kleineren Schülern Privatunterricht und erwarb mir dadurch mein erstes selbstverdientes Geld. So habe ich nicht nur manches gute Konzert genossen, sondern auch die bekanntesten klassischen Dramen und die gängigsten Opern schon als Schüler in dem Theater kennen gelernt. Wir Schüler saßen dabei für 30 Pf hochoben auf „dem Olymp“, dem 3. Range. Um dort einen guten, den vollen Überblick über die Bühne bietenden Platz zu bekommen, mußten wir vorher eine peinliche, körperliche Drängelei in Kauf nehmen. Eine halbe Stunde vor Öffnung der Theatertür versammelten sich die schaulustigen jüngeren und älteren Leute unter der Vorhalle. Bis 5 Minuten vor 7 Uhr stand die Menge ruhig wartend da. Je näher aber der Glockenschlag der nahen Schloßuhr herankam, umso stärker ballte sich der Menschenhaufen zusammen, und es entstand ein minutenlanges rücksichtsloses, wüstes Gedränge, bei dem man leicht einen Rippenbruch riskieren konnte. Dabei bemühte sich ein jeder unter dem Zetergeschrei der eingequetschten Frauen durch den schmalen Spalt der Tür, die der Theaterdiener geöffnet hatte, hindurchzuschlüpfen, um dann in großen Sätzen, immer 2 Stufen der Treppe auf einmal nehmend, zum Olymp hinaufzueilen. Auch hier bewahrheitete sich das kluge Wort Hesiods „Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.“

Zu den in Detmold gebotenen Konzertgenüssen gehörten auch die Oratorienaufführungen des Kirchenchores. Ihn leitete der schon erwähnte Gesangslehrer, der ehrwürdige Küster

Meyer. Gewiß konnte der vielköpfige Chor nicht allen musikalischen Ansprüchen genügen, denn vor allem im Sopran sangen einige schon hochbetagte „ältere Jungfrauen“ mit, deren Stimmausbildung den schwierigen Passagen der Chöre nicht ganz gewachsen war, was auch uns Schülern nicht verborgen blieb. Immerhin wartete der Kirchenchor in jedem Winter oder Frühjahr mit einem der leichteren Oratorien auf. So hörten wir von ihm Händels „Messias“ und „Samson“, Haydns „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“. Es gelang dem musikbegeisterten Chorleiter auch oft, bedeutende Sänger und Sängerinnen für die Solistenpartien zu gewinnen. So boten die Oratorienkonzerte auch Hörern von höheren musikalischen Ansprüchen manchen Genuß. Im Alt sangen Mutter und Tante Martha eifrig mit. Mutter gehörte auch dem Vorstande des Kirchenchores an. Als solche nahm sie auch an der geselligen Veranstaltung teil, die die Solisten und den Vorstand in kleinem Kreise vereinte und die der Seminardirektor Sauerländer immer mit seinen geistreichen und humorvollen Ansprachen würzte. So trat Mutter auch mit einigen der Gesangskünstler in persönliche Beziehungen wie der wiederholt hier gastierenden Altistin Frau Geller-Wolter.

Mutter Elisabeth 1904

Auch sonst ließ das künstlerische Leben in Detmold es nicht an geistiger Anregung für uns Schüler fehlen. Da war der Bildungsverein, der alljährlich im Winter eine Reihe von Vorträgen aus allen möglichen Wissensgebieten veranstaltete. Regelmäßig erschien da der berühmte Rezitator Sternberg, um aus Fritz Reuters klassischen Dichtungen vorzutragen. Diesen vortrefflichen sprachlichen Darbietungen lauschten wir mit lebendigstem Interesse. Denn ab und an hatte uns Mutter in einer gemütlichen Abendstunde auch die köstlichen Geschichten von „Onkel Bräsig“ und „Hanne Nüte“ vorgetragen.

Luise Geller-Wolter (1863–1934)

An guter, für uns geeigneter Lektüre fehlte es uns Kindern auch nicht. Da sind mir noch in bester Erinnerung die ersten Romane, die ich lesen durfte, wie Hauffs „Liechtenstein“ und Scheffels „Ekkehard.“ Voller Begeisterung habe ich diese Romane als heranwachsender Junge gelesen, und als ich sie als alter Mann noch einmal vornahm, habe ich wieder großen Genuß an dieser Lektüre gehabt, besonders von „Ekkehard“. Denn es gibt wohl kaum ein anschaulicheres, plastischeres Bild von dem buntbewegten Leben des 10. Jahrhunderts als dieses Buch.

Das Zusammenleben mit Großmutter Georgi

Nun aber ist es notwendig, noch etwas von unserem Zusammenleben mit Großmutter zu berichten. Es war, wie schon S. 49 erwähnt, ein großer Vorzug für uns 4 Geschwister, daß wir unter Großmutters Augen aufwachsen durften. Sie hatte, ohne daß sie in Mutters Rechte eingriff, die natürlich alle wichtigen Dinge mit ihr besprach und sich von ihr beraten ließ, einen starken Einfluß auf unsere Erziehung, für den wir ihr nicht dankbar genug sein können. Wir gingen oft zu ihr hinauf in ihr behagliches Wohnzimmer, wo sie im Sofa oder in ihrem Sessel sitzend, mit Strümpfestricken oder einer anderen Handarbeit (später bei Nachlassen ihres Augenlichtes mit Korbflechten) beschäftigt, uns etwas erzählte. Natürlich wurde auch immer mal einer von uns von ihr zu einer Mahlzeit eingeladen, die uns besonders gut schmeckte. Dankbar habe ich es empfunden, daß ich bei ihr meine Vorbereitung für die französische Lektüre machen durfte. Denn sie hatte einst als junges Mädchen in Bückeburg einen vorzüglichen Sprachunterricht im Englischen und Französischen durch die Baronin von Leetzen, die Erzieherin der englischen Prinzessin Victoria, der späteren Queen, genossen. So durfte ich Großmutter den französischen Lektüretext, Lanfrey oder Molière, vorübersetzen und bei schwierigen Stellen ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

Großmutter Georgine Lohmeyer an ihrem Fensterplatz

Baronin von Lehzen (1784–1870), gezeichnet von Prinzessin Victoria 1835

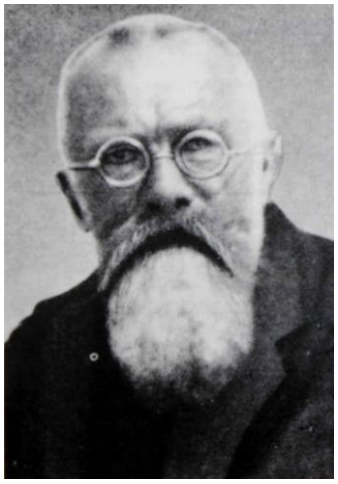
Die Weihnachtsfeste

Das Weihnachtsfest feierten wir stets gemeinsam mit Großmutter und Tante Martha oben in der „großen Stube“, die am Heiligen Abend für uns Kinder zu betreten verboten war, bis nach Besuch der Christvesper die Klingel ertönte u. wir erwartungsvoll das von dem strahlenden Lichterbaum erhellte Weihnachtszimmer betraten. Da las uns Großmutter zunächst die Weihnachtsgeschichte aus Lukas 2 aus ihrer großen Bibel vor, wir sangen gemeinsam ein paar Liederverse, und dann durften wir unsere Geschenke, zumeist nützliche Sachen, besehen. Zu der Weihnachtsfeier gehörte auch, daß Tante Martha Averdieck mit Mariechen und mir ein Musikstück eingeübt hatte, das wir dann vor dem nachfestlichen Familienauditorium vorspielten.

Einen ganz besonderen Vorteil hatten wir Flemminge durch unser Zusammenwohnen mit Großmutter vor allen unseren Vettern und Basen voraus, dadurch daß wir von den bei Großmutter zu Besuch weilenden Verwandten immer unser Teil mitbekamen. So lernten wir Mutters Geschwister alle genau kennen. Am häufigsten erschien Onkel August, der „Hersug“, der von Schlangen aus allmonatlich zu den Pastorenkonferenzen über die

Onkel August Lohmeyer (rechts) mit Neffe Hugo 1907

Gauseköte[44] herübergewandert kam. Gewöhnlich klopfte er erst unten bei uns an, und wenn wir gerade beim Essen waren, fragte er an, ob wir für einen hungrigen Handwerksburschen noch einen Löffel Suppe übrig hätten. Natürlich nahm er am Eßtisch Platz und ließ es sich gut schmecken. Danach stieg er die Treppe hinauf, um bei Großmutter die Mahlzeit fortzusetzen. Auch Onkel Alexander Zeiß war häufiger bei Großmutter zu Besuch. Denn außer auf Pfarrerkonferenzen hatte der durch Gründung einer Zieglergewerkschaft[45] bekannt gewordene „Zieglerpastor“ auch als Landtagsabgeordneter hier in Detmold zu tun. Onkel Karl verbrachte häufig einen Teil seiner Ferien bei seiner Mutter. Mit ihm verband uns ein besonders nahes Verhältnis, denn er verstand es ausgezeichnet, mit Kindern umzugehen und sie durch spannende Geschichten oder drollige Scherze zu erfreuen. Einmal im Jahre kam auch Onkel Heinz aus Schlesien, meist kurz nach Weihnachten, wenn in der Landwirtschaft ruhige Zeit war. Da er stets von Berlin aus den Nachtzug benutzte, klingelte er frühmorgens, um 7 Uhr, wenn es noch stockdunkel war, an unserer Haustür. Gelegentlich kam er auch in Begleitung seiner



Onkel Alexander Zeiß

Frau, der Tante Bertha, oder seines Ältesten, des Vetters Georg. Wilms aus Köln verbrachten mehrmals ihren Urlaub mit ihren Kindern in der Sommerfrische Johannaberg, einem vornehmen Hotel oberhalb der Berlebecker Quellen gelegen. Dann wurden wir auch mal allesamt dorthin eingeladen und durften dann mit ihnen in dem großen Speisesaal fein zubereitete Speisen genießen, die wir nur vom Hörensagen kannten. Natürlich kam auch Tante Marie Overbeck manchmal aus dem nahen Lemgo, auch Onkel Robert, der als Geh. Medizinalrat zu den Fürstlichen Hofkonzerten eingeladen wurde und sich

Onkel Heinz Lohmeyer mit Frau Bertha und Kindern. Oben: Karls Schwester Marie

[44] Gebirgspass im Teutoburger Wald
[45] Ziegler – Ziegelbrenner (Backsteinherstellung).

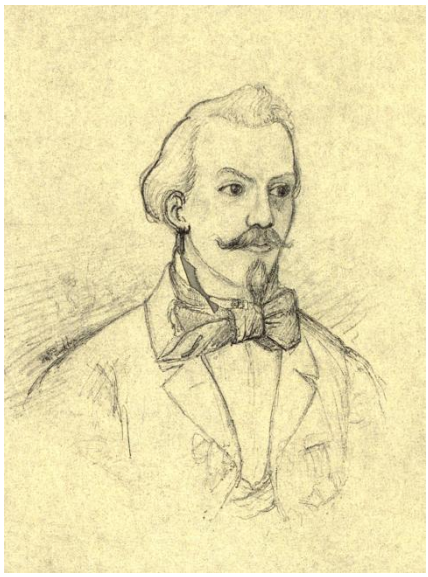
dann im schwarzen Frack mit weißer Binde und seinen Orden vor uns präsentierte. So lernten wir im Laufe unserer Jugendjahre alle Kinder und Enkel Großmutters kennen.

Tante Emmy und Onkel Hermann Wilms mit Enkeln, 1917

Tante Marie und Onkel Robert Overbeck Detmold, 1907

Freundschaftlicher Verkehr.

Hiervon ist schon gelegentlich die Rede gewesen, aber es muß dem noch einiges hinzugefügt werden. Das älteste uns befreundete Haus, in dem wir ein- und ausgingen, war das des Rechtsanwaltes Schnitger (S. 57). Der alte, sehr angesehene und kluge Geheime Justizrat war infolge einer leichten Sprachbehinderung zwar im Umgang zurückhaltend, aber von großer Güte. Seine energische Frau, gleichfalls sehr gescheit, aber dem Leben offen zugewandt, hatte ein warmes Herz für alle Nöte, die in ihrem Bekanntenkreise auftauchten. Beide waren keine Freunde des gesellschaftlichen Verkehrs, wie er in den hiesigen Juristenkreisen damals üblich war, und lebten mit ihren beiden Söhnen, Hans und Wilhelm, abseits ihr eigenes Leben, für ihre Freunde aber hatten sie ein stets offenes Haus. Ihr Familienleben wurde dadurch bereichert, daß Frau Schnitger ständig eine ihrer vielen Nichten zur Anleitung im Haushalt bei sich hatte. Im Hause Schnitger herrschte immer ein fröhlicher, ungezwungener Ton. Wie schöne Stunden haben wir in diesem Hause verlebt, zunächst in ihrer Mietwohnung unmittelbar bei dem Landgericht, danach in Schnitgers Eigenhause an der Moltkestraße. Da war der mit Obstbäumen bepflanzte, an den Knochenbach angrenzende Garten, der damals noch mit wilden, ungepflegten Ufern einsam durchs Gelände floß und uns zu Räuber- und Schlonzspielen anlockte. Im Winter vergnügten wir uns in den weiträumigen Zimmern auf mancherlei Art. Beiden Eltern war eine hohe Auffassung von der Bedeutung des Rechtes in der menschlichen Gesellschaft eigen, die sich auch auf beide Söhne übertrug. Denn beide wurden später Rechtsanwälte, „um für das Recht zu kämpfen“. Kein Wunder also, daß bei Schnitgers das „Prozeßspiel“ obenan stand. Dann war der bedächtig kluge Hans der Richter, der temperamentvolle, redegewandte Wilhelm der Ankläger und unser Paul gewöhnlich der Angeklagte, der durch einen andern der Hausfreunde recht unzulänglich verteidigt wurde. Denn in der Regel wurde er zu einer Prügelstrafe verurteilt, die gleich nach dem Urteilsspruch, wenn auch nur andeutungsweise, vollstreckt wurde. Wilhelm, schon damals für Politik und Geschichte so lebhaft interessiert, daß die Eltern ihm die Zeitungen entziehen mußten, war für Mutter der Experte für Politik. Wie häufig forderte sie ihn auf: „Nun, Wilhelm, sag mir mal, wie es in der Politik aussieht.“ Dann hielt er ihr einen flüssigen, formgewandten Vortrag über die Zeitereignisse. Zu den Hausfreunden gesellte sich dann auch noch der zwar äußerlich kleine, aber sehr muntere und gewitzte Helmut Petri, aus der Nachbarschaft in der Moltkestraße. Im Ganzen waren wir wohl häufiger bei Schnitgers als sie bei uns. Förmliche Einladungen waren bei ihnen seltener. Aber auch daran fehlte es nicht. So machte uns Frau Schnitger, als wir noch klein waren, die Freude, daß wir bei ihr Weihnachtskuchen backen durften. Jeder von uns bekam eine Portion gemengten Kuchenteig zugewiesen, den er dann ausrollte und mit Kuchenformen in Sterne und Herzen zerschnitt. Dabei wurde dafür gesorgt, daß jeder das von ihm fabrizierte, aus dem Ofen kommende Gebäck zu seiner eigenen Verfügung bekam. Die Unterscheidung war nicht ganz leicht; nur Hugos Backwerk zeichnete sich von dem übrigen deutlich ab durch eine von seinen beschmutzten Fingern herrührende dunkle Färbung. Das soll nun aber beileibe keinen Schatten auf Mutters Reinlichkeitsfürsorge werfen. Denn ehe wir zu Schul- oder anderem Besuche das Haus verließen, versäumte sie es nie, sich davon zu überzeugen, daß wir uns Gesicht, Ohren und vor allem die Hände reingewaschen hatten. Manchmal waren wir auch bei Schnitgers zum Essen eingeladen. Dann setzte uns die in der Kochkunst wohlerfahrene mütterliche Freundin immer ein besonders schmackhaftes Gericht vor. Zu Mittagsmahlzeiten lud uns auch die mit Schnitgers wie mit uns befreundete gütige Frau Pastor Philipps ein. Sie wohnte mit ihren 3 geistig sehr angeregten Töchtern Sophie, Marie und Martha auch in der Moltkestraße. Vor solchen Familieneinladungen wurden wir immer vorher ernstlich ermahnt, uns anständig zu benehmen, vor allem beim Essen bescheiden zu sein. Obwohl nun unsere



Emil Zeiß, Selbstbildnis

Gastgeber uns gern ermunterten, uns tüchtig den Teller zu füllen, vergaßen wir die mütterliche Ermahnung nicht. Denn, ohne aufzusehen, fühlten wir die beobachtenden Blicke unserer Mutter auf uns ruhen.

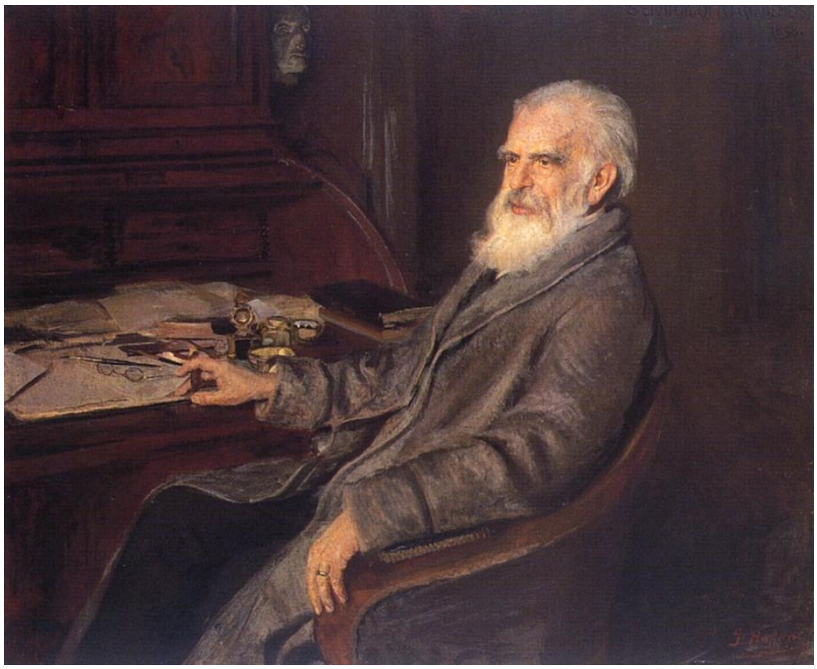
Ein gastfreies Haus, in dem wir häufig einkehrten, war auch das Pfarrhaus in Heiligenkirchen, in dem der hochgewachsene ehrwürdige Superintendent Emil Zeiß mit seiner zweiten Frau, Tante Agathe, und dem Sohne Erich wohnte. Onkel Emil war als Pastor nicht so bedeutend wie als künstlerisch tätiger Mann. Denn außer daß er gut Cello spielte, war er ein ausgezeichneter Maler. Alle denkwürdigen Bauwerke des Lipperlandes, die alten Kirchen und adligen Ritterschlösser, sowie sonstige Naturschönheiten unserer Heimat hat er in Aquarellen und feinen Federzeichnungen in ihrer damaligen, jetzt veränderten Gestalt festgehalten. Diese Bilder sind gerade in heutiger Zeit zu großem Ansehen gelangt. In dem Pfarrhause mit Scheune und umfangreichem Garten gab es für uns Jungen viel Gelegenheit zu kurzweiligem Spiel. Besonders beliebt war das Fischen in der den Garten begrenzenden Berlebecke, bei dem wir uns nur zu häufig nasse Füße holten und dafür eine gehörige Strafpredigt empfingen. Bei dem abendlichen Nachhausewege ließ es sich der ritterliche Onkel Emil niemals nehmen, uns für das dunkle Stück des Weges seine männliche Begleitung zu bieten.

Ein herzlich-freundnachbarlicher Verkehr verband uns später auch mit Frau Meta Plump. Sie, die Frau des Bremer Kaufmannes Heinrich Plump, hatte sich nach dem Tode ihres Mannes unmittelbar neben uns ein zwar äußerlich unscheinbares, dafür aber innen umso vornehmer und behaglicher ausgestattetes Haus bauen lassen. Sie, eine Schwester des innerhalb und außerhalb Bremens hochangesehenen Senators Otto Gildemeister, der als Politiker wie als Übersetzer ausländischer Dichter, vor allem Shakespeares, sich einen großen Namen gemacht hatte, war eine äußerst lebhafte, literarisch hochgebildete Frau, die mit ihrer sprudelnden Mitteilungsfreudigkeit immer geistige Anregung bot. Eine entfernte Beziehung zu Großmutter veranlaßte sie, bei ihrer „lieben Georgi“ und auch bei uns einen nachbarlichen Besuch zu machen,

Emil Zeiß, Schlossmühle bei Heidelbeck, 1874

Meta Plump

der alsbald zu einem regen Verkehr zu uns führte. Sie hatte in Marie Stünkel, unserer in 17 Jahren bestbewährten Hausangestellten, die nach Mariechens vollendeter Schulausbildung für Mutter entbehrlich geworden war, eine vortrefflich für sie sorgende, aber auch etwas selbstbewußte Haushälterin gefunden. Wenn Frau Plump uns zum Mittag oder Abendbrot einlud, setzte Marie St. uns immer ein an sich einfaches, aber umso leckerer zubereitetes Mahl vor. Doch nicht nur leiblich wollte Meta Plump uns etwas bieten. Stets hatte sie etwas Literarisches zur Hand, das uns anregen und erfreuen sollte. So las sie uns gern eines der geistvollen und formvollendeten Essays ihres Bruders über Shakespeare oder andere Dichter vor. Sehr häufig kam aber Frau Plump auch bei uns herein zu einem kleinen speech. Auch luden wir sie mal zu uns ein, z. B. zu einer einfachen Kartoffelsuppe, die Mutter freilich sehr schmackhaft zubereitet hatte und die der an sich verwöhnten Bremer Patrizierin ebenso gut wie ein feines Souper schmeckte. Frau Plump fand die Suppe „wundervoll“; das war einer der bei ihr so beliebten Ausdrücke. Nach der Mahlzeit las sie uns dann einen Essay ihres Bruders vor, der zu einer angeregten Aussprache führte. Die liebe Nachbarin war auch eine große Verehrerin von Goethe. Nach bestandenem Abitur schenkte sie mir die Cottasche Gesamtausgabe in 18 Bänden mit einem hübschen Gedicht, das so begann: „Immer heilet Leid und Nöte unser großer Dichter Goethe.“[46] Als Frau Plump alt und pflegebedürftig geworden war, begab sie sich in ein Sanatorium bei Bremen, wo sie, leider einsam und ohne die von ihr erwartete menschliche Betreuung, ihre letzten Lebensjahre verbrachte und eben 93jährig starb.



Senator Otto Gildemeister (1823–1902)

[46] Siehe Anhang Seite 109

REISEN.

Besuche bei Verwandten: Lemgo, Schieder, Schwalenberg, Wolfenbüttel

An Vergnügungsreisen im heutigen Sine war bei uns in Anbetracht der beengten Finanzlage unserer Mutter nicht zu denken. Dennoch haben wir in den Ferien häufig Verwandte besuchen dürfen, vor allem die im Lipperlande wohnenden. Kosten durch Fahrgeld durften dabei nach Möglichkeit nicht entstehen. So machten wir die Reisen gewöhnlich zu Fuß. Mariechen und ich wurden oft von Tante Marie Overbeck eingeladen, damit Mutter mal für ein Kind weniger zu sorgen hatte. Da wurden wir einem Bekannten, der gerade nach Lemgo gehen wollte, als Reisebegleiter anvertraut. Oder wir vereinbarten mit Overbecks ein Zusammentreffen auf dem Rotenberge. Auf der Kuppe, wo man im Norden die Türme von Lemgo, im Süden die von Detmold sieht, machten wir ein Picknick.

Wenn dann die Stunde des Aufbruches schlug, kam für mich, der sehr an Heimweh litt, der schmerzliche Abschied, bei dem die Tränen reichlich flossen. Doch der Abschiedskummer wurde durch Tante Maries freundlichen Zuspruch auf dem Wege nach Lemgo schnell überwunden. In Overbecks Hause fühlte ich mich im Zusammenleben mit der gleichaltrigen Cousine Lilly ganz heimisch. Denn Tante Marie sorgte liebevoll wie eine Mutter für mich. Bei schlechtem Wetter wurden wir für die Reise nach Lemgo auch wohl „der Schafmeisterin“ anvertraut, die mit ihrem Planwagen zweimal in der Woche Waren von Detmold nach Lemgo und umgekehrt beförderte. Da passierte es Mariechen einmal, daß sie bei strömendem Regen unter das Zeltdach des Wagens schlüpfte und sich unversehens auf einen daliegenden Sack mit Mehl setzte. Als sie dann in Lemgo von Tante Marie in Empfang genommen wurde, war das Hinterteil ihres dunklen Rockes mit einer weißen Kleisterschicht überzogen. Besuche bei Onkel August in Schlangen wurden auch per pedes apostolorum[47] gemacht. Dann wanderten wir von Berlebeck über die Gauseköte und durch die prächtige Fürstenallee unsere 3–4 Stunden, bis wir im Pfarrhause eintrafen und uns dort stärken und ausruhen konnten.

Zu den Verwandten, die uns mal für die Ferien einluden, gehörte auch Tante Alma Treviranus in Schieder, wo es auf dem Domänenhofe und in dem von einem Bache durchflossenen Schloßgarten viel Neues für uns zu sehen gab. Mit „Mariechen Tre“ und ihren Brüdern Reinhold und Otto standen wir auf gutem Fuße. Ihr ältester Bruder Heinrich bewirtschaftete als Nachfolger seines Vaters die fürstliche Domäne. In seinem Hause war schon damals ein fröhliches Gewimmel von kleinen Kindern, die von seiner Frau Maggi geb. Stuart liebevoll betreut wurden.

[47] Zu Fuß wie die Apostel

Pächterhaus in Schieder

Gern kehrten wir in den Ferien auch in dem gastfreien Schwalenberger Pfarrhause ein, das, am Hange des Burgberges liegend, eine einzigartige Weitsicht über das lippische Bergland bietet. Hier lebte der allzufrüh verwitwete Onkel Alexander mit seinen beiden Töchtern Matilde und Wilhelmine und mit seiner die Hausfrau und Mutter ersetzenden Schwester, der Tante Hanna. Onkel Alexander hatte ein besonderes, warmherziges Verständnis für Kinder und sah in seiner Güte über manchen Dummen-Jungenstreich, den wir uns erlaubten, nachsichtig hinweg. Anders die kleine, rundliche, selbstbewußte und temperamentvolle Tante Hanna. Sie führte ein strammes Regiment im Hause, dem sich manchmal auch ihr Bruder beugen mußte. Der kleine Mann mit dem krummen Rücken, dem langen Vollbarte und den hinter der Brille aufblitzenden dunklen Augen gab sehr wenig auf sein Äußeres. Wenn er auf seinem Rade gebückt über die Landstraße flitzte, glaubte man einen Bart mit Beinen vorbeisausen zu sehen. Umso mehr fühlte sich seine Schwester verpflichtet, um des Ansehens des Pfarrhauses willen da einzugreifen. Einstmals zog er, um einen Besuch in der Stadt zu machen, einen alten, verschossenen Mantel an. Als Mimmi das bemerkte, rief sie laut durch das Haus: „Tante Hanna, darf Vater den ‚chelben' anziehen?" Und schon erschien die Tante mit der ganzen Autorität der Pfarrfrau und nötigte den Bruder, den „chelben" Mantel mit einem besseren zu vertauschen. In dem Pfarrhause, das immerfort Gäste in seinen Räumen sah, wurde ein Fremdenbuch geführt, in das sich

Pastor Alexander Zeiß in seiner Studierstube

Schwalenberg, Kirche und Pastorat

Schwalenberg, Kirche

jeder Besucher eintragen mußte, jedoch mit dem strengen, bei Übertretung mit einer Geldbuße für die Mission bedachten Verbote, sich für die Bewirtung zu bedanken. Das geschah meist mit hübschen humoristischen Versen. Mein Bruder Hugo, dem das Reimen leicht fiel, trug nun einmal, als er sich über Tante Hannas scharfes Regiment geärgert hatte, auch sein Gedicht ein, in dem der respektlos-freche Reim „alte Kröte, etepetete“ vorkam. Als diese Ungezogenheit bemerkt wurde, war bei Tante Hanna helle Empörung, bei den beiden Basen betretenes Schweigen, nur bei dem guten Onkel verständnisvolles Lächeln zu bemerken. Immerhin – das freche Gedicht mußte ausgetilgt werden. Also wurde es mit einem weißen Blatte überklebt. Jetzt, 1961, hat Matilde Wilkens die humorvollen Fremdenbuchgedichte in dem „Familienbriefe“ der weiteren Verwandtschaft bekannt gegeben; da heißt es im November 1907 „Hugo Flemming, Eintrag überklebt“.

Schwalenberg, Grabstein Alexander Zeiß

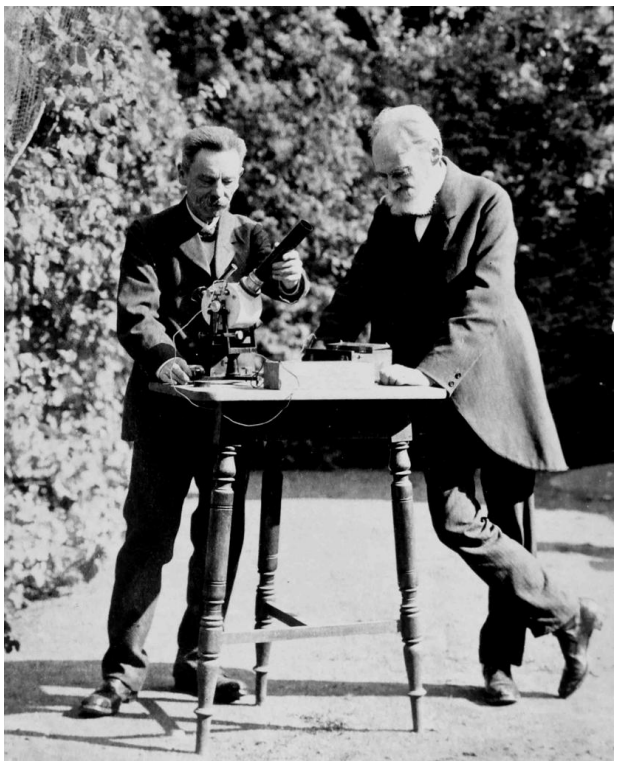
Es ist mir ein inneres Bedürfnis, an dieser Stelle dem guten Onkel Alexander ein Wort tiefen Dankesgefühls auszusprechen. Denn – von seinem großen Verständnis für jugendlichen Übermut ganz abgesehen – er war fast der einzige unter unseren vielen Onkeln, der sich offenbar bemühte, uns vaterlos aufgewachsenen Jungen eine uns ungewohnte väterliche Güte zu erzeigen; diese Wohltat soll ihm unvergessen bleiben.

Wolfenbüttel, Neuer Weg 77: Das „Gartenhaus“ von August und Ella Fink

Weitere Ferienreisen führten uns zu Onkel August Fink und Tante Ella nach Wolfenbüttel, die mit meinen Eltern von jeher aufs innigste verbunden waren. Sie wohnten in dem großen, parkartigen „Finkschen Garten“ in einem kleinen, behaglichen Hause, das gerade für sie und die beiden heranwachsenden Kinder, August und Mariechen, Platz genug bot. Wie schön ließ sich in dem mit großen Bäumen bestandenen, mit Schaukeln, Rundlauf und anderem Spielgerät versehenen Garten spielen! In einem zweiten, an der Landstraße gelegenen Hause wohnte die alte Tante Fink mit zweien ihrer Söhne. Nach dem Tode ihres Mannes, des Banquiers Fink, hatte sie das weiträumige Geschäftshaus an der Reichenstraße mit dem stillen Gartenhause vertauscht. In dem Bankhause, einem herrschaftlichen, ehemals den Hofbeamten vorbehaltenen Gebäude, wohnte ihr Schwiegersohn und jetzige Bankinhaber Karl Schünemann mit einer Schar großer und kleiner Kinder, die

Wolfenbüttel, Bankhaus Fink

nach dem Tode ihrer Mutter von der etwas wunderlichen Hausdame, Tante Ida, bemuttert wurden, ihr aber mit ihren Neckereien das Leben nicht gerade leicht machten. Ihre Tochter Mila war mit dem Professor Julius Elster verheiratet, der ebenso wie sein Studienfreund Prof. Hans Geitel am Gymnasium Mathematik und Naturwissenschaften lehrte. Doch neben ihrem Unterricht betrieben sie eifrige wissenschaftliche Studien und haben sich in der Radiumforschung ein großes Ansehen erworben. Im Gegensatz zu dem stillen, zurückhaltenden Onkel Julius war der Professor Geitel ein sehr umgänglicher, liebenswürdiger, stets zu Scherzen aufgelegter Mann. Immer hatte er irgendetwas lebendes Getier in seinem Arbeitszimmer. So lenkte er einmal bei einem Besuche unser Augenmerk auf die Fenstergardine, in der wir ein paar dünne Zweige hängen zu sehen meinten. Und siehe da, plötzlich bewegten sie sich selbsttätig. Es waren nämlich lebendige Stabheuschrecken. Zu den reichen Gaben des freundlichen, schalkhaften Gelehrten gehörte auch die Kunst des Dichtens im Stile von Wilhelm Busch. Mit wie manchem Scherzgedichte hat er die Familie Fink und seine Freunde so erheitert![48] So widmete er Tante Minna Hoyermann, die ihm ein Glas Zwetschenmus verehrt hatte, zum Dank folgende Verse:



Zwetschen, mit Verstand genommen,
müssen jedem gut bekommen,
auch bereiten sie als Mus
ganz besonderen Genuß,
wenn man solches haben kann
wie von Fräulein Hoyermann.

Wenn wir unsere Ferien in Wolfenbüttel verlebten, fuhren wir immer auch mal nach Beuchte, wo meines Vaters ältester Bruder Edo als Pastor wirkte. In diesem Pfarrhause, in dem unter der Obhut der sehr gescheiten Tante Emmy 9 Kinder, 5 Söhne und 4 Töchter, aufwuchsen, herrschte immer ein fröhliches, ganz ungezwungenes Leben, das wegen seiner Originalität in der ganzen Nachbarschaft bekannt war und auch uns manche heitere Stunde beschert hat. Von Vienenburg, der nächsten Bahnstation, holte uns dann einer der Vettern oder Basen ab mit einem Wägelchen, das von 2 störrischen Eseln gezogen wurde, denen man die vornehmen Namen Jane und Hekubä gegeben hatte. Über das fröhlich naive, originelle Leben, das sich in dem Beuchter Pfarrhause und Garten abspielte, könnte man ein ganzes Buch schreiben. Hier muß es mit dem kurzen Hinweise sein Bewenden haben.

Links: die Forscher Julius Elster und Hans Geitel in Wolfenbüttel
Rechts: Stabheuschrecke (Foto: nzfauna)

[48] Siehe Anhang Seite 195

Erholungsreisen in Bäder: Bad Salzuflen, die Nordseebäder

Von Krankheiten in unserer Jugend brauche ich zum Glück nichts zu berichten. Die normalen Kinderkrankheiten wie Masern, Windpocken, Erkältungskrankheiten, Unwohlsein infolge verdorbenen Magens haben wir natürlich alle durchgemacht, die Masern alle 4 gleichzeitig. Da haben wir zur Winterzeit mehrere Wochen lang im verdunkelten Zimmer zu Bett gelegen und haben uns von Mutter pflegen und verwöhnen lassen. Unsere Gesundheit war, zumal Mutter uns auf Abhärtung hin erzog, im ganzen körperlich eine gute, ein Erbteil von der Lohmeyerschen Seite her, für das wir dankbar sein mußten. Trotzdem aber mußte ab und an auf ärztlichen Rat etwas zur Kräftigung unserer Gesundheit getan werden. So wurden wir wohl zweimal in die Kinderheilanstalt nach Bad Salzuflen geschickt, um Solbäder zu nehmen. Dieser Kuraufenthalt ist bei mir nicht gerade in guter Erinnerung. Denn als schüchterner Junge konnte ich mich in dem große Kreise der von einem Diakon betreuten fremden Jungen nur schwer zurechtfinden. Umso mehr freute ich mich auf den Tag der Heimkehr. Als dieser gekommen war, lichtete sich die Zahl der Jungen schnell und es wurde still und einsam in der bisher belebten Anstalt. Vergeblich warteten wir tagsüber auf Mutter, die uns abholen wollte. Da packte mich in der öden Umgebung das Heimweh, und, um meine bitteren Tränen zu verbergen, verkroch ich mich in ein dichtes Gebüsch. Umso größer war daher die Freude, als Mutter gegen Abend eintraf und uns abholte.

Baltrum, Hotel Küper

Später, als wir größer waren, riet unser Hausarzt Dr. Petri oder der gütige Onkel Robert, dem wir zur Untersuchung vorgestellt wurden, zu einer Kur an der Nordsee. Das war nun freilich für unsere Mutter ein schwieriges, viel Nachdenken vorher erforderndes Unternehmen. Dennoch brachte sie es mit ihrer großen Geschicklichkeit, sich finanziell einzurichten, und dank der freundlichen Unterstützung wohlgesinnter Verwandter fertig, mit uns Kindern nach Baltrum, der kleinsten und von der Civilisation noch am wenigsten berührten ostfriesischen Insel, zu fahren. Natürlich wurde alles aufs Sparsamste eingerichtet. Wir wohnten dort in zwei Zimmern eines kleinen Fischerhauses, verpflegten uns morgens und abends selber z. T. mit den in Eimern und Taschen von Detmold mitgenommenen Lebensmitteln. Nur zu Mittag gingen wir in das Hotel Küper, eines der zwei dort vorhandenen Gasthäuser, wo wir an der großen Gästetafel speisten. Bezahlen brauchten wir Kinder nur den halben Preis, aßen aber meist für zwei. Denn das Umhertollen in den Dünen, das Burgenbauen am Strande, die kräftigen Bäder in der hohe Wellen schlagenden Meeresbrandung, ja schon der Aufenthalt in der frischen, salzigen Meeresluft sorgten für den nötigen Appetit. Das Menü des Hotels Küper, so verlockend neu es für uns war, bot manchmal eine merkwürdige Kombination von Speisen, so gebratene Schollen mit süßem Milchreis. Granate, die kleinen Krebse in den flachen Prielen, fingen wir uns mit unsern kleinen Netzen zum Abendbrot selber. Denkwürdig war die Abreise der Familie Flemming. Hatte schon auf der Hinreise jeder von uns 2 Gepäckstücke zu tragen, so war das Reisegepäck auf der Heimreise noch wesentlich größer. Jeder von uns bekam einen Eimer oder ein sonstiges Gelaß für Reiseproviant zugewiesen, dazu ein zusammengebundenes, sperriges

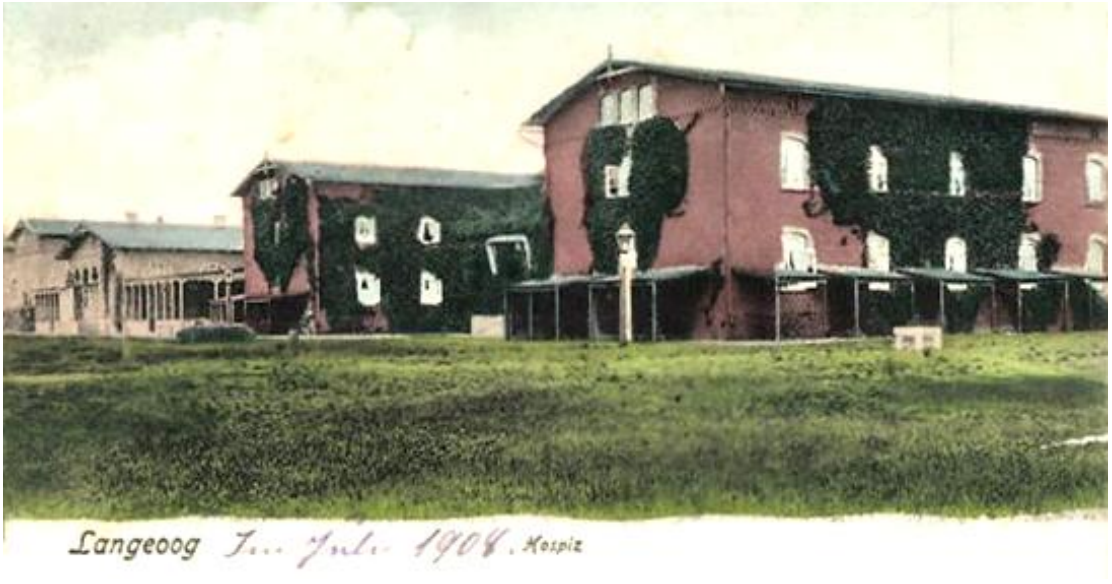
Paket mit Schirmen, Bambusstöcken, Fangnetzen und Schuten[49]. Schon diese Gepäckmasse im Eisenbahnabteil ohne Belästigung der Mitreisenden zu verstauen war für Mutter bei dem mehrmaligen Umsteigen eine schwierige Aufgabe. Aber solche Schwierigkeiten konnten die energische Frau nicht abschrecken. Im Gegenteil, in den nächsten Jahren nahm sie zu ihren eigenen noch fremde Kinder mit auf die Reise, so Lily Overbeck und meinen Mitschüler Fritz Cordes.

Nun aber war Baltrum keineswegs das einzige Seebad, das wir als Kinder kennen lernten. Schon vor der ersten Reise nach Baltrum hatten Tante Emma Lohmeyers Eltern, die Familie Benöhr, Tante Marie, Mariechen und mich zu sich nach Cuxhaven eingeladen. Sie hatten vor den Toren der Stadt ein ansehnliches Landgut, Arnhausen. In ihrer Nachbarschaft wohnte ihre älteste Tochter Anna, die mit dem Landwirt Adolf Kamps verheiratet war. Während nun Tante Marie auf dem Benöhrschen Gute zu Gaste war, waren Mariechen und ich bei Kamps einquartiert. Täglich gingen wir mit Tante Marie zum Deiche, um die Seeluft aus erster Hand zu genießen. Im Hause Benöhr wie bei Kamps haben wir schöne Ferienwochen verlebt. Onkel und Tante Benöhr, beide alten niedersächsischen Bauerngeschlechtern angehörig, erwiesen uns in ihrer schlichten, natürlichen Art eine herzliche Gastfreundschaft.

Nun aber muß auch eine Seereise erwähnt werden, die Hugo und ich als ältere Schüler machten. Denn sie brachte uns ein amüsantes Abenteuer. Onkel August Lohmeyer, der seinen Sommerurlaub in Langeoog verleben wollte, erklärte sich auf Mutters Bitte bereit, uns zwei und dazu noch meinen Schulfreund Otto Burre mitzunehmen und zu betreuen. Bei der Hinreise über Bremen, wo wir im christl. Hospiz ein Nachquartier angemeldet hatten, führte er ein strammes Regiment und ließ es, wenn Hugo mal übermütig wurde, auch an einem fühlbaren Rippenstoß nicht fehlen. In Bremen war es bereits dunkel, und so türmten wir hinter dem mit erhobenem Spazierstocke vorausgehenden Onkel durch die uns unbekannten, nur schwach erhellten Straßen dem Hospiz entgegen. Kaum hatte unser Führer ein matt beleuchtetes Schild mit der Aufschrift: „Evangelische Herberge“ oder so ähnlich entdeckt, ging er in die erste beste Haustür hinein, stellte sich dem Hausverwalter vor und ließ sich sogleich zu dem Schlafzimmer hinaufführen. Wir 3 Jungen war Onkel August willig, wenn auch etwas befremdet, gefolgt. Nun standen wir in einem großen saalartigen Raume, der mehrere für 2–3 Personen Platz bietende Betten enthielt. Kopfkissen und Bettdecken steckten in blauweiß karierten Überzügen, die nicht gerade danach aussahen, daß sie frisch und unberührt waren. Onkel August befahl sogleich, das mitgebrachte

Hotel Bremer Hospiz. Teilansicht d. Garten.

Abendbrot zu verzehren und dann in die Betten zu steigen. Ich teilte mit Otto Burre eines der Zweischläferbetten. Zwischendurch beim Ausziehen ließen wir unsere Blicke durch das kahle, jeglichen Wandschmuckes entbehrende Zimmer gleiten. Über einem der Betten hing eine große plakatartige Tafel, die die von uns nur mühsam entzifferte Inschrift trug: „Zabranjeno ja busuti“. Wohin waren wir geraten? Zum Glück stand auch die Verdeutschung darunter: „Nicht auf den Boden spucken!“ Da ging auch dem nicht gerade welterfahrenen Onkel ein Licht auf: Wir waren in einem besonders von Polen frequentierten Auswandererheim gelandet. Diese Erkenntnis löste bei uns Jungen ein beklommenes Gefühl, bei Onkel August ein breites herzliches Lachen aus: Da haben wir ja ein recht billiges Nachtquartier gefunden! Widerworte oder ein Aufbegehren gab es natürlich nicht. Wir blieben in unserem öden Schlafsaale. Mir war vor dem Einschlafen nicht gerade wohl zumute, und ich weiß noch, wie ich mich bemühte, die noch nach meinem Vorgänger duftende blauweiße Decke möglichst von meinem Munde und Gesicht fernzuhalten. Als wir am andern Morgen zum Frühstücken hinuntergingen, trat uns der Hausvater mit einer teils verlegenen, teils belustigten Miene entgegen und bedauerte das Mißverständnis. Was für einen auswandererermäßigen Eindruck mußten wir 4 Urlaubsreisenden auf ihn gemacht haben! Onkel August aber quittierte die Entschuldigung des Hausherrn mit einem lauten, wiehernden Lachen. Nun nahmen wir in dem andern, als Hospiz dienenden Flügel des großen Gebäudes in einem sauberen Gastraume unser Frühstück ein und setzten unsere Reise nach Bensersiel frohgemut fort, von wo uns ein kleiner Dampfer nach Langeoog brachte. Hier fanden wir Unterkunft und Verpflegung in einem wirklichen Evangelischen Hospiz, dem des Klosters Loccum. Der mehrwöchige Aufenthalt in diesem im Vergleich zu Baltrum hochzivilisierten Inselbade gefiel uns recht gut. Erfreulich war für uns außer dem Strandleben und Baden die freundliche Betreuung der Gäste durch die beiden netten Hausdamen. Braun gebrannt und gesundheitlich gestärkt lieferte uns der gute „Hersug“ hier zu Hause wieder ab. Er erntete von Mutter abgesehen von einem herzlichen Danke ein besonderes Lob für sein sparsames Wirtschaften.

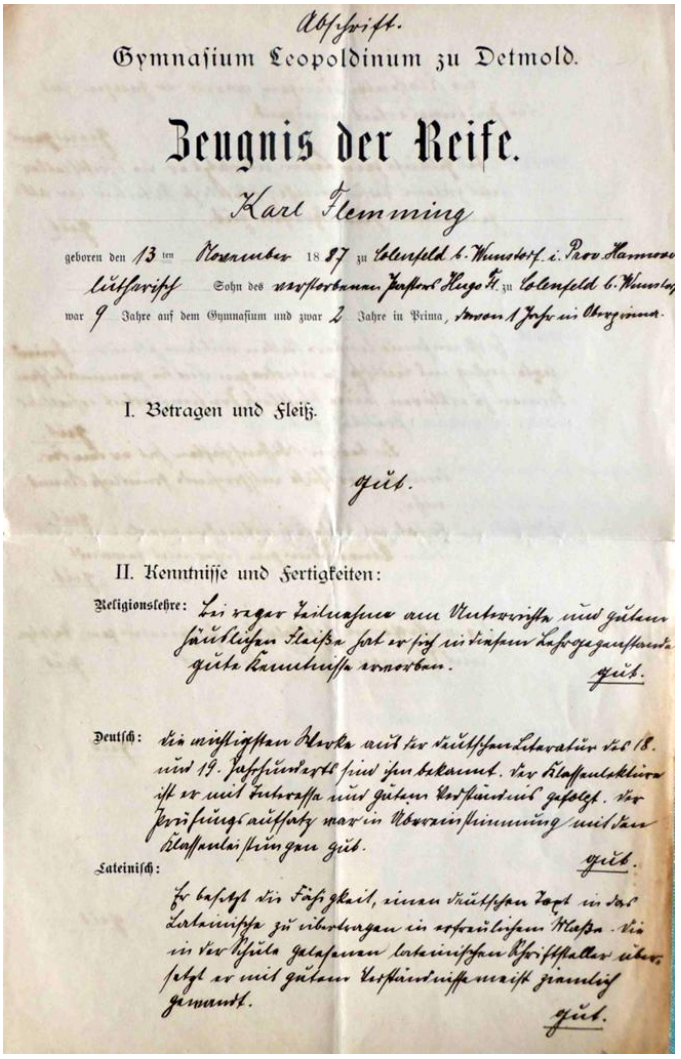


ABSCHLUSS.

Abiturientenexamen

Ich hatte mir vorgenommen, meine Jugenderinnerungen aufzuzeichnen. Bei der Versenkung in die Erlebnisse der eigenen Kinder- und Schulzeit ist nun doch ein erheblich größeres Opus darauf geworden, als ich gedacht hatte. Umso mehr ist es jetzt Zeit, sie mit der Beendigung meiner Schuljahre abzuschließen und dann nur noch in großen Zügen anzudeuten, wie sich mein weiterer Lebensweg bis zu meiner Berufung an das Leopoldinum gestaltet hat.

Das Gymnasium samt der Vorschule hatte ich in 12 Jahren glatt durchlaufen. Nun kam im Frühjahr 1906 das Abitur heran. Auch das hat mir keine Schwierigkeiten bereitet; nur hat es mir beinahe leid getan, daß ich infolge Dispensierung nicht an der mündlichen Reifeprüfung teilnahm, von der die Mitschüler hinterher so nett erzählten. In einem feierlichen Akte



Abschrift.

Gymnasium Leopoldinum zu Detmold.

Zeugnis der Reife.

Karl Flemming

geboren den 13ten November 1887 zu Lelenfeld b. Wunstorf i. Prov. Hannover
Lutherischer Sohn des verstorbenen Pastors Hugo F. zu Lelenfeld b. Wunstorf
war 9 Jahre auf dem Gymnasium und zwar 2 Jahre in Prima, davon 1 Jahr in Obersecunda.

I. Betragen und Fleiß.

gut.

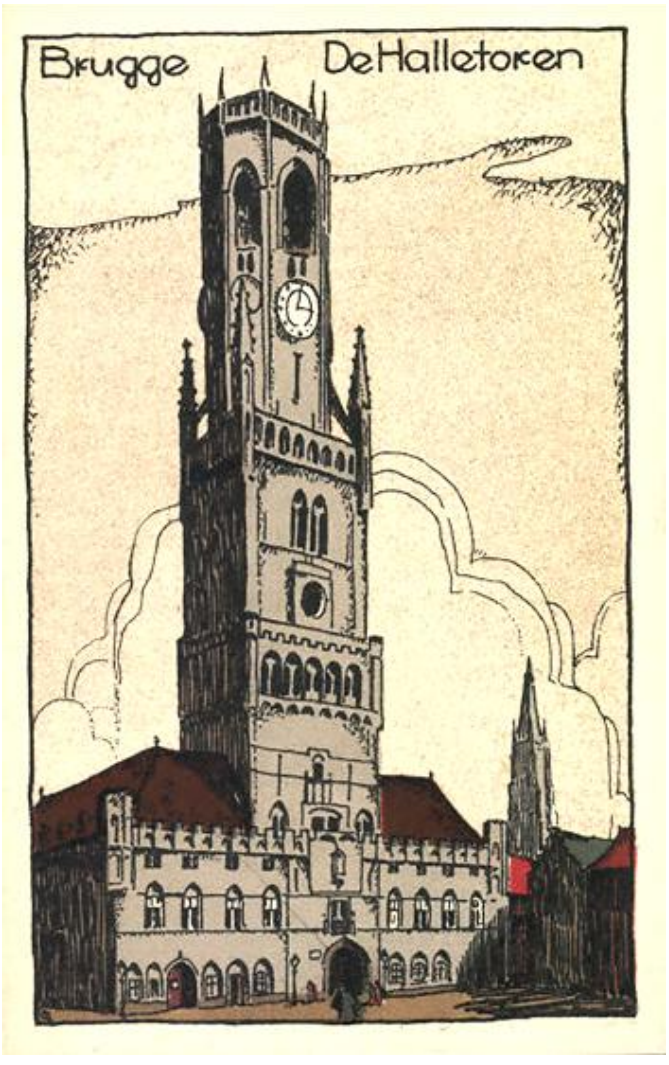
II. Kenntnisse und Fertigkeiten:

Religionslehre: Hat regen Interesse am Unterrichte und gutem sittlichen Verhalten hat er sich in diesem Lehrgegenstande gute Kenntnisse erworben. gut.

Deutsch: Die wichtigsten Werke aus der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts sind ihm bekannt. Der Klassenlektüre ist er mit Interesse und gutem Verständnis gefolgt. Der Prüfungsaufsatz war in Übereinstimmung mit den Klassenleistungen gut. gut.

Lateinisch: Er besitzt die Fähigkeit, einen deutschen Text in das Lateinische zu übertragen in erfreulichem Maße. Die in der Schule gelesenen lateinischen Schriftsteller übersetzt er mit gutem Verständnisse meist ziemlich gewandt. gut.

In allen Fächern bekam Abiturient Karl „gut“ (bis auf Griechisch – „genügend“). Deshalb wurde er von der mündlichen Prüfung befreit



wurden wir 14 Abiturienten in der Aula von Wilhelm Gebhard mit herzlichen Wünschen für unsere Zukunft und mit einem kräftigen Händedruck aus dem Schulverbande entlassen.

Studienjahre

Nun waren wir Muli. Ich hatte mich entschlossen, klassische Philologie und Geschichte zu studieren und wollte auf Onkel Karls Rat das Studium in Bonn beginnen. Zuvor aber lud mich dieser

Patenonkel zu sich nach Brüssel ein, wo er die deutsche Schule leitete. Dieser Besuch der vielgerühmten belgischen Hauptstadt mit ihren prächtigen Bauwerken, Kirchen, öffentlichen Plätzen und Museen hat mir reiche Belehrung und Anregung geboten, zumal er auch noch einen Abstecher nach Brügge und Knocke sur mer[50] mit sich brachte.

[50] Heute: Knokke-Heist

Bonn

In Bonn trat ich auf Empfehlung von Onkel Karl in den klassisch-philologischen Verein ein, dem er als „alter Herr“ angehörte. Offen gestanden, hat diese studentische Vereinigung, die damals 1906 personell nicht gerade glücklich zusammengesetzt war, meine Erwartungen nicht ganz erfüllt. Die Mitglieder waren in der großen Mehrheit Rheinländer, übermütige, etwas lockere Studenten, mit deren manchmal etwas groben Späßen ich, der bisher im Elternhause wohlbehütete, lebensfremde Junge, mich wenig befreunden konnte. Umso dankbarer empfand ich es, daß dem Verein, der wissenschaftliche Arbeit mit korporativem Studentenleben vereinigen wollte, auch einige ältere Semester aus Norddeutschland angehörten, die sich meiner freundlich annahmen und mir, dem Neuling an der alma mater Bonnensis, wirksam halfen, in das hochgeistige Niveau der Vorlesungen langsam hineinzuwachsen. Unter diesen nenne ich nur Ernst Krämer, meinen Leibburschen[51], und Friedrich Koch, mit dem mich später jahrzehntelange Freundschaft verbunden hat. Eine Hilfe, mich in dem äußeren Treiben des Universitäts- und Studentenlebens nicht zu verlieren, waren auch die Besuche bei Wilms in Köln. Dort war ich alle paar Sonntage – manchmal mit einem kleinen Katzenjammer von der ausgedehnten Sonnabendskneipe – zu Gast und kehrte von da, immer mit guten Ratschlägen und Lebensmitteln zur Bereicherung meiner Mahlzeiten bedacht, nach Bonn zurück.

Göttingen

So verbrachte ich meine beiden ersten Semester am schönen Rhein, von dessen landschaftlichen Reizen ich auf Sonntagsausflügen des Vereins oder auf privaten Fahrten manche kennen gelernt habe. Im 3. Semester wollte ich eigentlich eine süddeutsche Universität besuchen. Aber um Pfingsten 1907 wollten Mariechen und Adolf Kern Hochzeit feiern. Daher war es aus finanziellen Gründen für mich geboten, eine näher gelegene Musenstadt zu wählen. So kam ich nach Göttingen an die Georgia Augusta, an der ich bis zum Abschluß meines Studiums bleiben sollte.

[51] Verbindungsstudent, der jüngeren Mitgliedern aktiv hilft

Prof. Rudolf Otto

Professor Rudolf Otto

Das war nicht von vornherein so vorgesehen, hatte vielmehr einen besonderen Grund: Für die Sommerferien lud mich Tante Minna Hoyermann nach Hoheneggelsen ein. Ich sollte dort Rolfito Otto, den Neffen des Göttinger Theologieprofessors Rudolf Otto, für seine Aufnahme in das Andreanum in Hildesheim vorbereiten. Die Arbeit mit dem zerstreuten, zappeligen, von Tante Minna recht verzogenen Jungen setzte meinen Nerven etwas zu. Nach der Aufnahme Rolfitos auf das Gymnasium lernte ich auch Rudolf Otto selber kennen. Er kam, überarbeitet und von den Vorlesungen befreit, für einige Tage in das immer noch von Gästen mannigfachster Art belebte Hause von Tante Minna, die ihm von Jugend an eine mütterliche Freundin war. Er fragte mich interessiert nach dem Fortgang meiner Studien. Als ich ihm sagte, ich dächte für das Wintersemester nach Berlin zu gehen, um so unsere Reichshauptstadt mal kennen zu lernen, riet er mir wegen meiner nervösen Ermüdung davon ab und machte mir den Vorschlag, wieder nach Göttingen zurückzukehren. Da er sich in dem Wintersemester außerhalb Göttingens erholen wollte, stellte er mir als Quartier sein Schlafzimmer im Kirchweg zur Verfügung, wo er mit seiner alten Mutter zusammen wohne. Ich könne Frühstück und Abendbrot im Hause haben, möge mich aber seiner Mutter, die nun allein sei, freundlich annehmen. Ohne langes Besinnen nahm ich den verlockenden Vorschlag an, der für meine weitere innere Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte. In dem Ottoschen Hause, wo ich auch die Geschwister des Professors kennen lernte, habe ich mich sehr wohlgefühlt und mit der alten würdigen Frau Otto manche behagliche Plauderstunde verbracht. Jedoch in der 2. Semesterhälfte kam der Professor plötzlich zurück. Mit meinem festen Entschlusse, mir jetzt ein anderes Quartier zu besorgen und dem Professor sein gewohntes Schlafzimmer wieder einzuräumen, kam ich aber bei der Willensfestigkeit meines gütigen Hauswirtes nicht durch. Ich blieb also bis zum Semesterschlusse in der Ottoschen Familie. So lange nächtigte der Professor in einem Gastzimmer des Dachgeschosses. Und da bot sich mir die Gelegenheit, nicht nur den mir mit väterlicher Güte und Fürsorge begegnenden Professor näher kennen zu lernen, sondern auch von seinen profunden Kenntnissen auf allen Wissensgebieten zu profitieren. Nachmittags durfte ich ihn auf seinen einsamen Spaziergängen in Richtung Nikolausberg begleiten, und da er mich aufforderte zu sagen, worüber wir uns unterhalten sollten, bat ich ihn, mir etwas aus dem Gebiete der Philosophie, einem seiner Arbeitsgebiete, mitzuteilen. Welchem Studenten ist es vergönnt, auf solche Weise

Göttingen - Blick auf Nikolausberg

ambulando[52] in die Grundprobleme der Philosophie eingeführt zu werden?! Dieses philosophische Privatkolloquium, bei dem ich natürlich stets der nehmende oder Fragen stellende Teilnehmer war, habe ich umso höher bewertet, als ich Rudolf Otto, so gern ich es getan hätte, im Kolleg niemals gehört habe. Er lehnte ein solches Verlangen meinerseits immer leise ab.

Die folgenden Semester besuchte ich fleißig die altphilologischen und historischen Kollegs, kam auch rechtzeitig in das von Prof. Leo und Poblenz geleitete Oberseminar, wo man erst recht eigentlich in die wissenschaftliche Methodik der klass. Philologie eingeführt wird, und betätigte mich auch in dem akademischen klassisch-philologischen Verein, in dem ernst gearbeitet wurde, aber auch der studentische Frohsinn voll zu seinem Rechte kam. Alle paar Wochen schaute ich auch mal in dem Ottoschen Hause hinein.

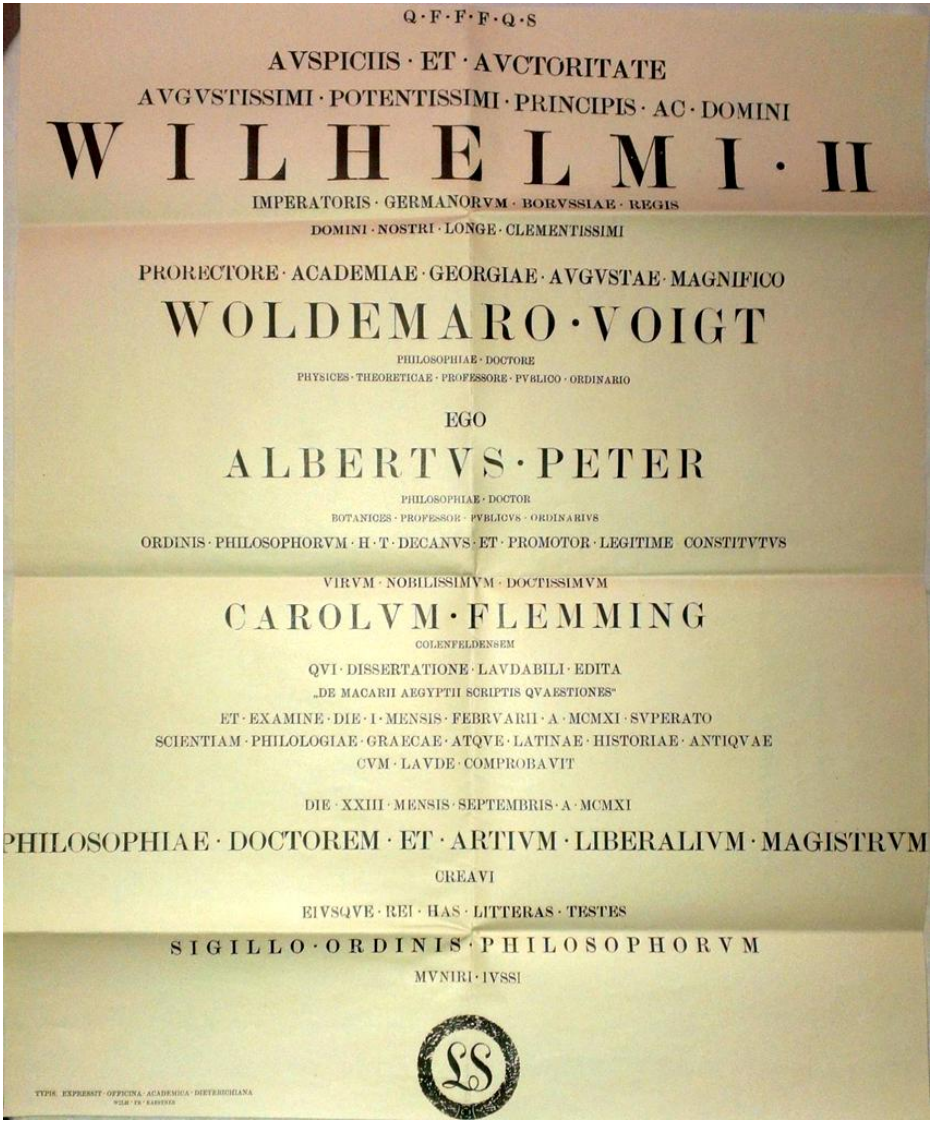
Promotion und Staatsexamen

So war ich nach Absolvierung des Oberseminars 9. Semester geworden. Freilich hatte ich mit den halbjährlich vorgelegten Seminararbeiten über die hellenistischen Vorbilder von Ovids „Heroides“[53] kein Arbeitsgebiet gefunden, auf dem ich es in absehbarer Zeit mit einer Aussicht zu einer Doktordissertation bringen würde. Da ich aber gern promovieren wollte, nahm ich nochmals einen Anlauf dazu und bat Professor Wendland, mir ein Thema dafür anzugeben. Dieser empfahl mir, mich mit der „Theorie der antiken Geschichtsschreibung“ zu beschäftigen. Da würde ich wohl ein für eine Dissertation geeignetes Problem finden. Dankend verabschiedete ich mich, aber auch mit einem recht beklemmenden Gefühl, das sich alsbald bei dem Einlesen in die Historiker noch steigern sollte. Wie unzählige Bände griechischer und lateinischer Geschichtsschreiber mußte ich erst noch durcharbeiten, bevor ich mich mit ihrer Theorie befassen konnte! Mit einem Thema, das wohl gar die Lebensarbeit eines Professors erforderte. Mit bedrücktem Herzen ging ich daher mal wieder zu Rudolf Otto und erzählte ihm von meinem Besuche bei Wendland. Mein väterlicher Freund hörte sich das interessiert an, schlug dann laut auflachend auf seine Knie und holte dann aus einem seiner vollbesetzten Bücherborte einen Band des Kirchenvaters Makarios hervor. Mit dem sollte ich mich befassen, das sei ein interessanter Mystiker, der noch manche ungelöste philologische Probleme biete. Merklich erleichtert verließ ich den Kirchweg, kaufte mir sogleich aus der griechischen Patrologie[54] den Band Makarios. Ich las seine Homilien[55], Briefe und sonstigen Schriften einmal, zweimal durch, da tauchten bereits einige philologische Probleme auf: Echtheitsfragen, Lebenszeit und Wirkungsstätte des angeblich in der ägyptischen Wüste lebenden heiligen Makarios. Diesen Fragen ging ich nach mit freu-

Professor Paul Wendland (1864–1915)

Der Heilige Makarios von Ägypten (ca. 300–390)

[52] Beim Spazierengehen
[53] Fiktive Briefe mythischer Heldinnen über ihre treulosen Ehemänner
[54] Wissenschaft von den Schriften und Lehren der altchristlichen Kirchenväter
[55] Predigten



Q·F·F·F·Q·S

AVSPICIIS · ET · AVCTORITATE
AVGVSTISSIMI · POTENTISSIMI · PRINCIPIS · AC · DOMINI
WILHELMI · II
IMPERATORIS · GERMANORVM · BORVSSIAE · REGIS
DOMINI · NOSTRI · LONGE · CLEMENTISSIMI

PRORECTORE · ACADEMIAE · GEORGIAE · AVGVSTAE · MAGNIFICO
WOLDEMARO · VOIGT
PHILOSOPHIAE · DOCTORE
PHYSICES · THEORETICAE · PROFESSORE · PVBLICO · ORDINARIO

EGO
ALBERTVS · PETER
PHILOSOPHIAE · DOCTOR
BOTANICES · PROFESSOR · PVBLICVS · ORDINARIVS
ORDINIS · PHILOSOPHORVM · H · T · DECANVS · ET · PROMOTOR · LEGITIME CONSTITVTVS

VIRVM · NOBILISSIMVM · DOCTISSIMVM
CAROLVM · FLEMMING
COLENFELDENSEM
QVI · DISSERTATIONE · LAVDABILI · EDITA
„DE MACARII AEGYPTII SCRIPTIS QVAESTIONES"
ET · EXAMINE · DIE · I · MENSIS · FEBRVARII · A · MCMXI · SVPERATO
SCIENTIAM · PHILOLOGIAE · GRAECAE · ATQVE · LATINAE · HISTORIAE · ANTIQVAE
CVM · LAVDE · COMPROBAVIT

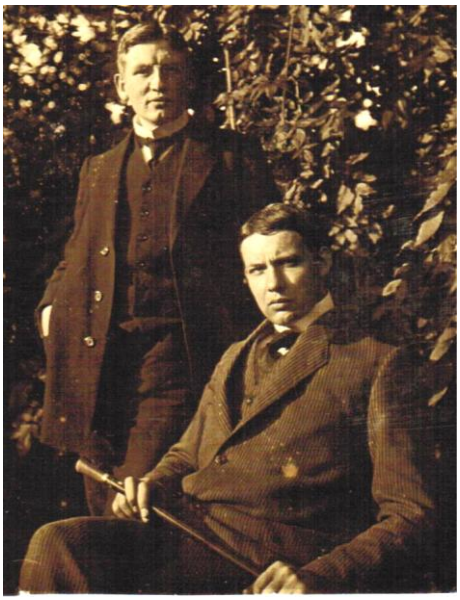
DIE · XXIII · MENSIS · SEPTEMBRIS · A · MCMXI
PHILOSOPHIAE · DOCTOREM · ET · ARTIVM · LIBERALIVM · MAGISTRVM
CREAVI
EIVSQVE · REI · HAS · LITTERAS · TESTES
SIGILLO · ORDINIS · PHILOSOPHORVM
MVNIRI · IVSSI

TYPIS EXPRESSIT · OFFICINA · ACADEMICA · DIETERICHIANA

Karls auf Lateinisch verfasste Dissertationsurkunde. Seine Doktorarbeit selbst ist ebenfalls komplett auf Lateinisch geschrieben

digem Eifer und fand eine Lösung. Ich hatte auch das Glück, daß Prof. Poblenz, dem ich alsbald meine Arbeit vorlegte, meine Forschungsergebnisse anerkannte und sich bereit erklärte, darüber in der Fakultät zu referieren. Nach einigen von Poblenz gewünschten Änderungen und Erweiterungen war ich daher mit der Dissertation fertig und bestand am 1. Feb. 1911 das „Rigorosum", die mündliche Doktorprüfung, cum laude[56]. Im philologischen Verein wurde ich bei der Examensfeier mit dem Doktorhute geschmückt. Hochbeglückt fuhr ich dann zu meiner Mutter nach Hoheneggelsen. Sie litt damals sehr unter seelischen Depressionen und hatte, obwohl ich ihr von meinem bevorstehenden Examen nichts geschrieben hatte, in der Sorge, ob ich die Prüfung auch bestehen würde, viel um mich geweint. Von dieser seelischen Last war sie nun befreit und freute sich mit mir ebenso wie Tante Minna. Zu den ersten Bekannten, denen ich mich als junger Dr. phil. vorstellte, gehörte natürlich Prof. Otto, ohne dessen Hinweis auf Makarios ich sicher nicht mehr zum Promovieren gekommen wäre. Auch er freute sich mit mir meines Erfolges.

Die weitere Absolvierung meines Studiums erledigte sich schnell und glatt. Denn da meine Doktorarbeit ohne weiteres auch als Staatsexamensarbeit anerkannt wurde, stieg ich im Juni in die mündliche Staatsprüfung und erhielt für Latein, Griechisch und Geschichte die volle Lehrfakultas mit dem Prädikat „gut".



Karl und Bruder Hugo (rechts) 1911

Pädagogische Ausbildung in Wandsbek

Nun kam meine praktische Lehrerausbildung. Nachdem ich vergeblich versucht hatte, im Hamburger Schuldienst unterzukommen, meldete ich mich bei dem Prov. Schulkollegium in Schleswig und wurde zum 1. Okt. 1911 als Kandidat des höheren Lehramtes dem Matthias Claudius-Gymnasium in Wandsbek zugewiesen. Dort habe ich unter der pädagogisch-methodischen Anleitung durch den tüchtigen Gymnasialdirektor Petersen und andere ältere Kollegen mit einigen anderen Kandidaten meine ersten Unterrichtsversuche bei den nicht

[56] Lateinisch – mit Lob. Entspricht der Note „gut"

gerade leicht zu behandelnden Wandsbeker Großstadtjungen gemacht. Neben der strammen Arbeit in der Schule machten wir Kandidaten reichlichen Gebrauch von den vorzüglichen Darbietungen der Hamburger Theater und Konzertvereinigungen. In den Ferien oder an Feiertagen besuchte ich Mariechen und Adolf in dem nahen Itzehoe und freute mich mit ihnen an dem Gedeihen ihrer munteren Kinder.

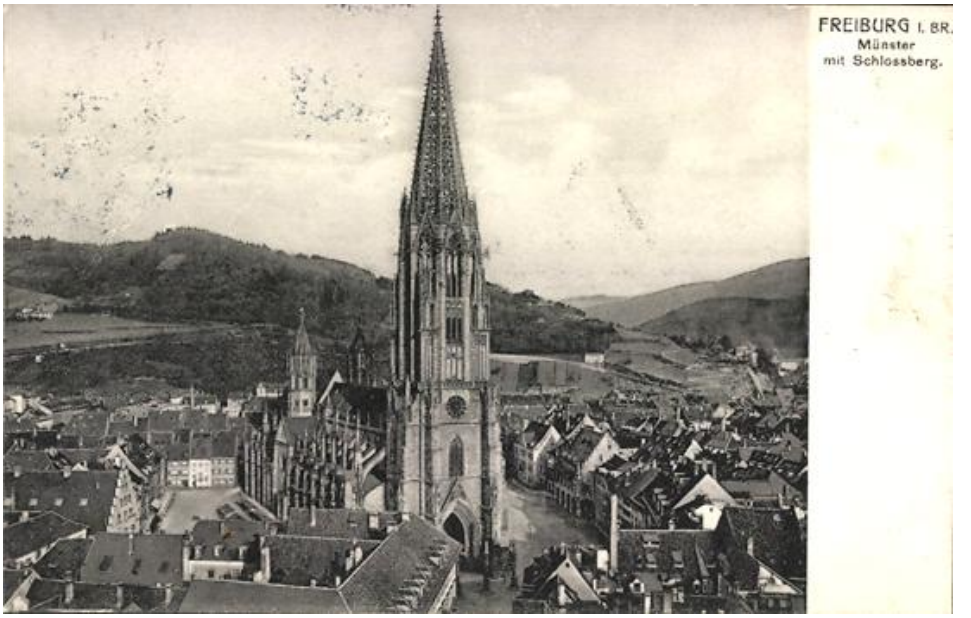
Militärjahr in Konstanz

Nach Ablauf des ersten pädagogischen Ausbildungsjahres in Wandsbek meldete ich mich beim Militär zur Ableistung meiner einjährigen Dienstzeit und bat, um auf diese Weise etwas von Süddeutschland kennen zu lernen, um Überweisung nach Konstanz. Dort trat ich am 1. Oktober 1912 in das Infanterieregiment No 114 ein, das unter den deutschen Infanterieregimentern insofern eine besondere Stellung einnahm, als es als einziges grüne Achselkappen trug, auf denen in roter Stickerei unter einer Krone die Anfangsbuchstaben von Kaiser Friedrich III. eingewirkt waren und die, von schwarzweißen Einjährigenlitzen umrändert, sich prächtig ausnahmen. Die infanteristische Grundausbildung fiel mir anfangs körperlich schwer. Denn unsere Kräfte wurden täglich durch den Exerzier- und Schießdienst völlig aus-

Konstanz 1913

gesaugt. Außerdem wurden wir über 100 Einjährigen gesondert ausgebildet durch einen sehr strengen jungen Leutnant, der außerdem noch hochnäsig, sehr ehrgeizig und unbeherrscht war. Als wir aber nach der achtwöchigen Grundausbildung auf die Kompagnien verteilt wurden und ich mit 7 anderen Kameraden der 6. Kompagnie zugewiesen wurde, wurde der Dienst viel erträglicher. Nun fühlte ich, der ich bei Eintritt in das Regiment körperlich schwächlich oder wenigstens an größere körperliche Anstrengungen nicht gewöhnt war, mich allen dienstlichen Anforderungen voll gewachsen. Ich nahm an dem Reserveoffizier-Unterricht teil & erlangte tempore suo[57] die Gefreitenknöpfe und die Beförderung zum Unteroffizier. Auf dem Truppenübungsplatz Heuberg lernte ich die Rauhe Alb in

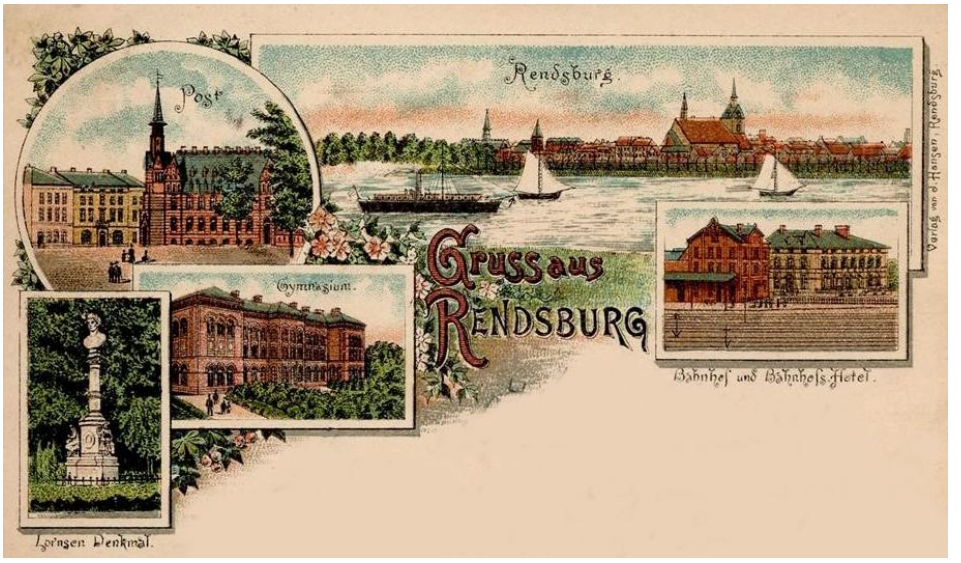
ihrer herben Schönheit kennen. Das Herbstmanöver, das uns auf den Bergen des Schwarzwaldes durch die oberrheinische Tiefebene in stundenlangen Märschen zum Kaiserstuhl und von da über Freiburg nach Lörrach führte, stellte noch einmal an uns hohe körperliche Anforderungen, die wir aber mit zusammengebissenen Zähnen, ohne „unangenehm aufzufallen“, bestanden. Diese Anstrengungen wurden aber durch die großartige, ungemein gastfreie Bewirtung seitens der schwäbischen Bauern voll ausgeglichen.



Das Militärjahr in Konstanz, dem ich bis heute vor allem meine körperliche Kräftigung und Abhärtung verdanke, war aber für mich auch reich an neuen schönen Erlebnissen. Man gewährte uns freigiebig Sonntags- und auch längeren Urlaub. So lernte ich nicht nur die reizvollen Städte am Ufer

[57] Lateinisch: rechtzeitig

des Bodensees einschl. Bregenz, sondern auch das obere Donautal, Freiburg, den großen Feldberg und Tübingen auf Urlaubsfahrten kennen. Ja, als im Manöver bei Lörrach „das Ganze halt!“ geblasen wurde, belohnte uns unser Hauptmann Horn für gute Haltung während des Manövers mit einem zweitägigen Zivilurlaub in die Schweiz, in dem wir auf den Spuren Ekkehards auf den Säntis stiegen.



Kandidatenausbildung in Rendsburg

Im Oktober 1913 wurde ich zur weiteren pädagogischen Ausbildung an das Gymnasium in Rendsburg geschickt. Dieses 2. Kandidatenjahr war nicht so ergiebig wie das erste in Wandsbek, brachte mir aber trotzdem manche Erweiterung meines Gesichtskreises. Im übrigen erhielt ich vor Ablauf des Winterhalbjahres – m. E. durch die freundlichen Bemühungen des uns befreundeten Geheimrates Ernst oder des Landtagsabgeordneten Onkel Alexander Zeiß – einen „ehrenvollen Ruf“ an das Gymnasium in Lemgo als Hilfslehrer.

Wissenschaftlicher Hilfslehrer in Lemgo

Hier habe ich mein erstes selbstverdientes Gehalt bekommen, 175,– M monatlich, und fürstlich davon leben können. Ich war herzlich froh, daß ich meiner guten Mutter, die mir die langjährige Ausbildung möglich gemacht hatte, zweifellos unter großer Einschränkung ihrer persönlichen Bedürfnisse, nun pekuniär nicht mehr zur Last zu fallen brauchte. Daß meine Mutter es fertig gebracht hat, Hugo und mich studieren zu lassen, war ein wahrlich rechnerisches Kunststück. Von ihrem im Laufe der Jahre gestiegenen Ruhegehalt als Pfarrwitwe hätte sie das nicht fertig gebracht, wenn uns nicht wirksame Hilfen und Vergünstigungen zuteil geworden wären. So erhielten wir Kinder vom 20. Lebensjahre ab eine Versicherungs-

Lemgo, Gymnasium
(Foto: k.deerberg)

summe von je 1000,– M, deren Grundstock noch mein Vater vorsorglich eingezahlt hatte. Hugo wurde für sein ärztliches Studium in die Pepiniere, die militärärztliche Bildungsanstalt in Berlin, aufgenommen, und ich erhielt neben anderen kleinen Stipendien 4 Jahre hindurch 600,– M von der Clostermeierstiftung. Trotz dieser dankenswerten Unterstützungen war es für Mutter immer noch ein schwieriges Rechenkunststück, uns monatlich die benötigten Gelder zur Verfügung zu stellen.

In Lemgo fühlte ich mich sehr wohl, der Direktor Johswig und einige der älteren Kollegen nahmen ein freundliches Interesse an mir. Im Hause von Onkel Robert Overbeck und Tante Marie im Rampendal, mir seit meiner frühesten Jugend wohlbekannt, ging ich täglich ein und aus. Nur nahm dieses schöne, frohbewegte Leben in dem „Hexenneste“[58] einen vorzeitigen, ganz unerwarteten Abschluß. Gerade hatte ich mit einem guten Bekannten ein unvergleichlich schönes Schützenfest mitgemacht, bei dem wir in uns bisher ganz unbekannten Bürgerfamilien mit netten Töchtern zu Tanz und Spiel eingeladen waren und aufs liebenswürdigste bewirtet wurden, da kamen die von der drohenden Kriegsgefahr verdüsterten Sommerferien.

Der Weltkrieg

Ich fuhr zu meiner Mutter nach Hoheneggelsen und machte mit ihr einen mehrtägigen Ausflug in den Harz, bei dem wir freilich mit unseren von vaterländischer Sorge bedrückten Herzen kaum zum Genuß der schönen Gebirgswelt kamen. Der Abschied fiel Mutter und mir natürlich sehr schwer; war es doch völlig ungewiß, ob es nicht der letzte für immer sein würde. Denn schon war die Mobilmachung angeordnet. Mit endloser Zugverspätung kam ich von Göttingen, wo ich mich noch von Prof. Otto verabschiedet hatte, in Detmold an, wohnte bei Großmutter, die ich zum letzten Male sehen sollte, und machte mich äußerlich und innerlich bereit zum Ausrücken in den Krieg. Mein Gestellungsbefehl lautete auf das in Detmold formierte Landwehrregiment 15, in das viele lippische Beamte als Reserveoffiziere einberufen waren. Ich kam zu der 12. Kompagnie unter dem Hauptmann (Oberförster) Karl Schmidt, einem strammen, aber gütigen Vorgesetzten. Das Landwehrregiment, das mangels ausreichender feldgrauer Monturen mit blauen Turnlitewken[59] und schwarzen Hosen eingekleidet wurde, wurde nach Diedenhofen befördert, wo die Berittenen Wachdienst auf den Forts und an den Eisenbahnen zu versehen hatten und zwischendurch im Vorposten- und Geländedienst geübt wurden. Ich hatte als Offizierstellvertreter einen Zug zu führen, den zu diesem Range gehörenden langen Schlagsäbel hatte ich mir in Detmold bei einem alten, pensionierten Oberstleutnant erbetteln müssen. Dieser einförmige Festungs- und Vorpostendienst weit hinter den siegreich nach Frankreich vorstoßenden Armeen fand für mich bald ein Ende. Denn schon Anfang September kam ich mit einer Ersatztruppe für das R. I. R 30 an die Front. Der Kommandant dieses Ersatztrupps, Hauptmann Egon v. Fürstenberg, zog mit uns im Fußmarsche

[58] Beiname für den Ort Lemgo, in dem im 16. und 17. Jahrhundert überdurchschnittlich viele Hexenprozesse stattfanden.
[59] Litewka – Uniformjacke

**Frontlinie bei Massiges:
französischer Horchposten**

über die noch nicht aufgeräumten Schlachtfelder von Bouillon, Sedan und Vouziers in die Champagne, wo das R. I. R 30 nach dem Rückzuge von der Marne am Schwarzen Berge, „dem Sargdeckel“, in Erdlöchern hauste und Schützengrabenkrieg führte. In der 6. Kompagnie, der ich zugeteilt wurde, hatte ich in dem Oblt Büning einen umsichtigen, verständnisvollen Kompagniechef. Das Regiment hatte unter seinem sehr scharfen und schneidigen, aber sehr tüchtigen Kommandeur, dem Oberstlt Kreuter, einen ganz ausgezeichneten Ruf in der Division. Die Kompagnien arbeiteten sich im Grabenkrieg langsam gegen den auf den 3 Bergnasen von Massiges vor uns liegenden Feind vor, indem vor die ausgebaute vordere Stellung eine zunächst nur aus Schützenlöchern bestehende neue Linie gelegt wurde. Eine solche noch unfertige Vorpostenlinie weiter auszubauen war mir mit meinem Zuge am 9. 11. 14 aufgegeben.

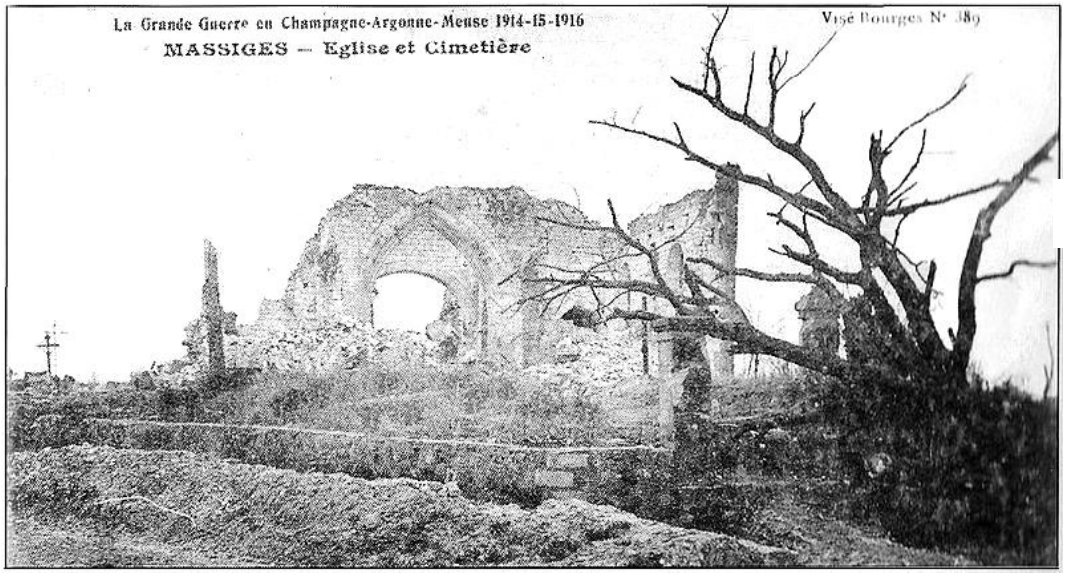
Da traf mich, als ich, gerade in der Morgendämmerung mich hoch aufrichtend, meinem Grabenunteroffizier die noch unzureichende Grabentiefe noch vordemonstrierte, aus nächster Nähe ein Schuß. Mit einer stark blutenden Wunde am Kopfe sank ich halb betäubt zu Boden. Meine Leute hielten mich für tot und holten die Sanitäter, die mich notdürftig verbanden und ins Revier zurückbrachten. Da ich noch bei halber Besinnung war trotz meinem furchtbar dröhnenden Schädel, gab ich meine Wertsachen an einen Kameraden ab mit der Bitte, meine Mutter vorsichtig zu benachrichtigen. Hilflos lag ich so ein paar Tage im Revier auf aufgeschüttetem Stroh mit einem dicken Verband um den zum Bersten gespannten, schweren Kopfe. Dann kam ich mittels eines Krankenwagens in die Sanitätskompagnie, wo mir der Oberarzt auf dem Operationstische erklärte, was für ein unsagbares Glück ich noch gehabt habe. Denn die Infanteriekugel war durch die dicke Kopfschwarte auf die Schädelplatte gestoßen, aber hatte sie nicht durchschlagen, sondern war abgeglitten. Die durch den furchtbaren Schlag gegen den Kopf verursachte schwere Gehirnerschütterung, infolge deren ich alles doppelt sah, hielt noch an bis zu meiner Überführung ins Kriegslazarett von Vouziers. Dort herrschte unter den mit mir zusammen liegenden leichtverwundeten Offizierskameraden ein übermütig frohes Leben, daß den guten katholischen Schwestern angst und bange um uns wurde. Der Lazarettzug, der uns in die Heimat bringen sollte, hatte die Zielbestimmung Süddeutschland. Ich aber wollte nach Detmold ins Lazarett. Daher stahl ich mich mit einem anderen Kameraden in der Morgenstunde, als es noch stockfinster war, in Diedenhofen heimlich aus dem Zuge. Wir versteckten uns in einer Ecke des Bahnhofes und sahen bald, sichtlich erleichtert, den Zug ohne uns weiterfahren. Nach einem üppigen Frühstück mit Butter und frischen Brötchen fuhr ich dann mit meinem dicken Wickelkopfe und dem blutüberströmten Grabemantel 2. Kl. über Köln nach Detmold. Dort nahmen mich Tante Martha und Tante Minna L. in Empfang und geleiteten mich durch eine Gasse von staunenden Gaffern auf dem Bahnsteige in die Lage-

Bahnhof von Diedenhofen/Thionville

Karl mit dem Eisernen Kreuz

sche Straße. Ich verbrachte dann noch ein paar Wochen im Lazarett Vereinshause, bis ich als wiederhergestellt entlassen wurde und über Weihnachten-Neujahr Urlaub nach Hoheneggelsen zu meiner Mutter erhielt. Inzwischen hatte ich kurz nach meiner Verwundung das EK II[60] erhalten und war am 5. 12. zum Lt. d. Reserve befördert worden. Beim Ersatzbataillon des R. I. R. 30 in Diedenhofen, wo ich noch mit Hauptmann Schmidt und anderen Kameraden des L. I. R. 15 ein frohes Wiedersehen feierte, hielt es mich nicht mehr lange; mit dem ersten Ersatz kehrte ich zu meinem Feldregiment zurück, gerade noch rechtzeitig, um einen erfolgreichen Sturmangriff auf die Bergnasen von Massiges mitzumachen.

Von nun an blieb ich beim R. I. R. 30 bis zum Kriegsende und machte als Adjutant des 3. Bataillons, zwischendurch auch mehrmals als Ordonnanzoffizier des Regiments, mit ihm die sich von Mal zu Mal steigernden Abwehrschlachten in der Champagne, an der Somme und die Aisne-Champagne-Schlacht mit, ohne dabei Schaden zu leiden. Nach der blutigen Sommeschlacht beorderte Oberst Kreuter mich zu sich und fuhr mit mir zum Korpsstabsquartier, wo ich am 27. 9. 16 aus der Hand des Generalobersten von Plessen das EK I erhielt, das mir mein Regimentskommandeur dann an die Brust heftete.



General Karl Litzmann (1850–1936)

Das einförmige, aufreibende Leben im Schützengrabenkrieg erfuhr im Sommer 1917 eine belebende Abwechselung dadurch, daß unsere 16. R. Dv nach Galizien befördert wurde. Sie warf mit anderen Heeresverbänden zusammen von der „goldenen Bistrica“ aus in einem unaufhaltsamen Bewegungskriege unter Führung des Generals Litzmann die Russen bis über die Bukowina hinaus auf das russische Gebiet zurück. Dieses kriegerische Intermezzo dauerte nur bis zum November. Da brach im ehemaligen Zarenreiche die Revolution aus. Soldaten und Civilisten liefen in Massen in unserem Frontabschnitt über. Wir krochen aus unseren Gräben heraus und unterhielten uns sogar mit den kriegsmüden Gegnern. Um unsere Division vor sozialistischer Ansteckung zu bewahren, wurde sie schleunigst aus der Front herausgezogen und nach dem Westen zurückbefördert, wo sie gleich in die Tankschlacht von Cambrais geworfen wurde und in weiteren Abwehrschlachten eingesetzt wurde.

Leutnant Flemming 1917

[60] Eisernes Kreuz II. Klasse

Verlobung und Heirat

Nun aber fällt in diese wechselvolle, sturmbewegte Kriegszeit für mich auch ein friedlich-frohes Ereignis, das mein persönliches Leben neu gestaltete und entscheidend bereicherte. Das für Gäste stets offene Haus Wilms in Köln hatte alle von uns zu der Westfront reisenden feldgrauen Verwandten eingeladen, beim ihm in der Kaesenstraße kurze Station zu machen. Diese Gelegenheit, die Verwandten wiederzusehen, habe ich reichlich wahrgenommen. Dadurch befreundete ich mich mit meiner Base Grete mehr, als sonst zwischen Verwandten üblich ist. Es entspann sich zwischen uns ein sehr enger Briefwechsel, den die um Grete besonders liebevoll besorgte Mutter Emmy aufhorchen ließ. So kam ich am Silvester 1916 wieder mal in das gastliche Haus. Bei der ersten Unterredung mit Grete, deren von Liebe übervolles Herz sich in Tränen ergoß, hatte ich nur die Wahl, entweder sogleich wieder abzureisen oder – mich mit ihr zu verloben. Da wir uns beide völlig einig waren, wählte ich das letztere. Tante Emmy und Onkel Hermann gaben meiner Bitte um die Hand ihrer Tochter ihre freudige Zustimmung. So wurde am Neujahrstage 1917 mit der Familie und dem gerade auch dort zu Besuch weilenden Onkel Karl fröhlich Verlobung gefeiert.

Grete als Kind

Von nun an bekam ich von meinem mir wohlgesinnten neuen Kommandeur Oberst Seiler auch außer der Reihe mal einen Kurzurlaub nach Köln. An Heiraten dachten wir zunächst nicht. Als jedoch die Aussicht auf eine baldige Beendigung des Krieges immer mehr schwand, entschlossen wir uns, im September Hochzeit zu halten. Mein Regiment stand damals östlich von Czernowitz auf russischem Boden. Der Heiratsurlaub war mir zugesagt. Allein wegen einer vorübergehenden Verschärfung der Kriegslage in unserem Kampfabschnitt konnte ich erst einige Tage später, als zunächst beabsichtigt war, den Urlaub antreten. Dann aber reiste ich am 20. September gleichzeitig mit dem mir befreundeten Regimentsadjutanten Lt. Dirlam über Lemberg, Oderberg, Breslau, Berlin in ununterbrochener Tag- und Nachtfahrt frohgemut nach Hoheneggelsen. Dort traf ich auf dem Bahnhofe mit Tante Ella Fink zusammen, die, von der ganz unerwarteten Begegnung mit mir aufs höchste überrascht, mir zurief: „Du, Karl, hier? Du hast ja heute Hochzeit!“ Darauf ich: „Davon weiß ich nicht.“ Und nun erzählte sie mir im Fluge vor ihrer Abreise nach Wolfenbüttel, daß Wilms in höchster Spannung und

Sorge mich seit 2 Tagen vergeblich in Köln erwarteten. Meine arme Mutter liege bei Tante Minna mit Lungenentzündung zu Bett und sei durch die dringenden telegraphischen Anfragen aus Köln in größte Aufregung versetzt. Ich habe dann einige Stunden am Krankenbette meiner Mutter gesessen, die nun an meiner Hochzeitsfeier nicht teilnehmen konnte, habe nochmals nach Köln telegraphiert und bin noch am gleichen Spätnachmittage nach Köln weitergereist, wo mich gegen 1 Uhr nachts meine Grete an Hugos Arm und Schwager Adolf Meß abholten. Auf meine erste nach herzlicher Umarmung an Grete gestellte Frage: „Wann heiraten wir denn?“ sagte sie kleinlaut: „Heute!“ Trotz zwei durchfahrener Nächte war also die Nachtruhe nur kurz für mich. Die Erleichterung und Freude bei den Schwiegereltern und ihren schon fast zur Abreise entschlossenen Gästen darüber, daß der tagelang vermißte Bräutigam nun doch noch zur Zeit gekommen war, war groß. Unsere kirchliche Trauung durch Pastor Hötzel fand am 23. 9. 17 in der Diele des Wilmsschen Hauses statt, und eine fröhliche Familienfeier schloß sich daran an. Abends nach herzlichem Abschiede fuhren Grete und ich nach Bonn und am nächsten Tage weiter nach Rotenburg o. d. T., wo wir 14

Hochzeit 23. 9. 1917 in Köln

schöne und ruhige Tage in dem geschmackvoll eingerichteten Hotel „Eisenhut“ verlebten und das Glück ungestörten Zusammenseins recht genossen. Auf der Rückfahrt von Köln zur Ostfront begleitete mich meine liebe Frau noch über Hoheneggelsen, wo wir uns meiner inzwischen wiederhergestellten Mutter als junge Eheleute vorstellten, bis Braunschweig.

Im letzten Kriegsjahr 1918, das trotz der Hoffnungen erweckenden Frühjahrsoffensive mit der Krise die schmerzliche Gewißheit brachte, daß wir uns auf einen schlimmen Kriegsausgang gefaßt machen mußten, habe ich dann noch weitere schwere Abwehrkämpfe und danach die planmäßigen Rückzugskämpfe im Westen mit meinem Regimente mitgemacht. Diese letzteren hatte meine Kräfte so mitgenommen, daß mich der Kommandeur für 4 Wochen auf Erholungsurlaub nach Köln schickte, und, als ich nach dieser Ausspannung noch nicht wieder hergestellt war, wurde mir noch ein gleichlanger Nachurlaub gewährt. So kam ich in ein Kölner Lazarett, wo auch mein Bruder Hugo wegen völliger Überarbeitung eingeliefert wurde. Grete besuchte daher täglich nacheinander die getrennt liegenden Brüder an ih-

rem Krankenbette. Hier im Lazarett erlebte ich auch die Revolution und den Abschluß des Waffenstillstandes mit seinen erbarmungslos harten Forderungen.

„Hôtel zum Eisenhut." Aussicht von den Rückwärtszimmern des „Hôtel zum Eisenhut".

Gruss aus Rothenburg o./Tbr.

Rechts: Hotel Eisenhut (Foto Tilman2007)
Unten links: Grete 1917. Unten rechts: Gretes und Karls Serviettenringe mit Initialen

Kriegsende.

Nun war der Krieg für mich zuende. Ich hatte ihn, in so vielen Gefahren gnädig behütet, überstehen dürfen. Bald fuhr ich nach Detmold, wo Tante Martha mich freundlich bei sich aufnahm. Grete kam erst mit dem letzten der vor der feindlichen Besatzung noch abfahrenden Züge mir nachgereist. Schwer beladen, mit 2 Hüten und 2 Mänteln bekleidet, erschien sie hier an der Haustür, als ich gerade damit beschäftigt war, für Tante Martha Sauerkraut einzustampfen. Glücklich wiedervereint trotz der bedenklichen und bedrohlichen Lage unseres Vaterlandes, begannen wir unseren Ehestand. Einige Wochen gewährte uns die liebe Nachbarin Frau Plump eine Unterkunft in ihrem schönen Hause, mit Beginn des Jahres 1919 aber zogen wir in das Haus Lagesche Str. 74 ein, das mein Schwiegervater 1918 vorsorglich gekauft hatte, damit er und seine Frau im Falle der Abschiebung der alten Leute aus der Festung Köln eine Zufluchtsstätte hätten. Hier richteten wir uns mit Gretes Aussteuer gemütlich ein und haben dort in bester Gemeinschaft mit dem Postinspektor Friedel Hanke, einem Schulfreunde von mir, sehr glückliche Jahre verlebt.

Grete (Mitte) und Karl in den 1920er-Jahren

Dienstantritt am Leopoldinum

Bald nach meiner Ankunft in Detmold hatte ich den Direktor des Leopoldinum, Dr. Gregorius, aufgesucht, um mich aus dem Kriege zurückzumelden. Denn obwohl ich zum 1. Juli 1916 am Fürstl. Gymnasium als Oberlehrer in Lemgo angestellt war, war ich von da zum 1. Oktober 1918 – ohne mein Zutun – an das Leopoldinum versetzt worden.

Als ich – noch in Uniform – an das Amtszimmer des Direktors klopfte, antwortete von drinnen ein müdes „Herein“. Gregorius, ein patriotischer Mann, der selbst eine Zeitlang als Landwehrhauptmann an der Westfront gewesen war, dem durch den traurigen Ausgang des Krieges alle seine Ideale zerschlagen waren, erwiderte meine Meldung mit den in einem gequälten Ton gesprochenen Worten: „Nun, sind Sie endlich da?“ Diese seltsame Begrüßung be-

Karls Mutter Elisabeth
während des Weltkriegs

fremdete mich doch etwas. Gewiß, ich war mir voll bewußt, was der Verlust des so opferreichen Krieges für uns alle bedeutete. Und doch, eine etwas wärmere und herzlichere Begrüßung hatte ich nach vierjähriger Betätigung als Frontoffizier eigentlich erwartet. Doch ich bin weit davon entfernt, dem verehrten Manne, der mir fortan ein freundliches persönliches Interesse bekundet und auf dem Gebiete des Unterrichtes aus seiner reichen Erfahrung viele gute Ratschläge erteilt hat, diese aus seiner seelischen Niedergeschlagenheit erklärliche Haltung übelzunehmen. Meine Lehrtätigkeit begann im Januar 1919 mit zwei Kriegsteilnehmerkursen; ich hatte dabei, in der Kriegszeit aller beruflichen Tätigkeit völlig entrückt, viel wieder- und noch viel mehr neu zu lernen. Aber allmählich wuchs ich in meine Unterrichtsarbeit hinein, die ich dann 37 Jahre lang mit einer inneren Passion für das klassische Altertum und die vaterländische Geschichte bis zur letzten Lehrstunde durchgeführt habe.

Ich schließe diese Erinnerungen mit einem Wort des Dankes. Er gilt zunächst meinen Eltern, besonders meiner lieben Mutter, und allen Verwandten und Freunden, die mir in meiner Jugend unsagbar viel Gutes für Leib und Seele angetan haben. Er gilt aber zugleich dem Allmächtigen Gott, der unser aller Leben in seinen treuen Vaterhänden hält und ihm seine Wege weist. Er hat mir, dem vaterlos aufgewachsenen Jungen, eine glückliche Jugendzeit beschert, mich gnädig in den Gefahren des Krieges behütet und mir die Kraft für ein jahrzehntelanges Wirken als Lehrer und Erzieher geschenkt, das mein Leben ausgefüllt und mir volle innere Befriedigung gewährt hat.

Detmold, d. 7. Juli 1962.

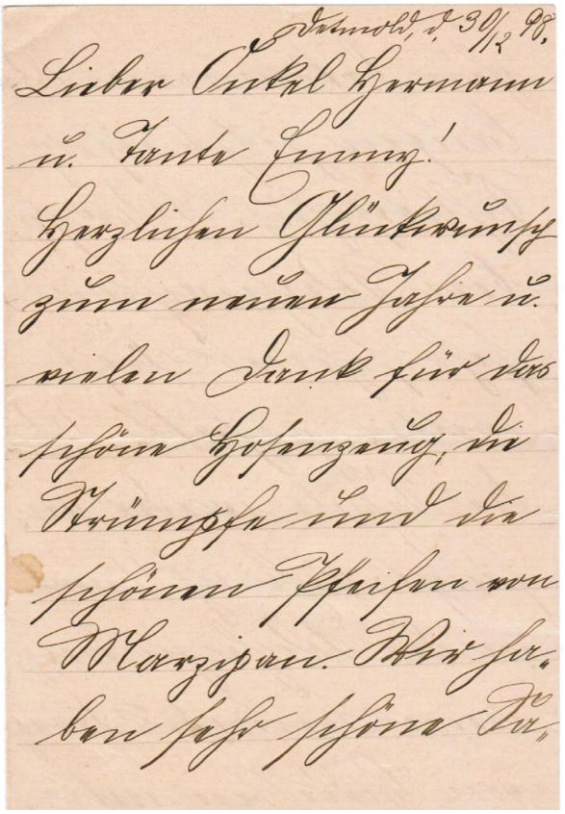
Karl Flemming.

ANHANG

BRIEFE 1

Karl an Onkel Hermann und Tante Emmy Wilms

Detmold, d. 30/12 98.



Lieber Onkel Hermann u. Tante Emmy!

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahre u. vielen Dank für das schöne Hosenzeug, die Strümpfe und die schönen Pfeifen von Marzipan. Wir haben sehr schöne Sachen bekommen. Wir laufen jetzt eifrig Schlittschuh. Wir haben Weihnachten sehr schönes Frostwetter gehabt. Wenn die Schule wieder anfängt gehe ich 4mal in der Woche zu meinem Freunde Ferry von Hiddessen, mit dem ich lerne und spiele. Viele Grüße an alle lieben Vettern und Cousinen.

Dein Karl

Bruder Paul auf demselben Bogen:

Lieber Onkel Hermann und Tante Emmy!

Die Marzipan=Pfeifen haben uns sehr viel Freude gemacht, wir haben sie schon aufgeraucht. Karl fängt morgen seine Violinstunden an. Ich bedanke mich für alles Schöne daß Ihr mir geschenkt habt, und grüß alle in Eurem Hause.

Dein Paul.

Herzliche Grüße zum neuen Jahr.

GEDICHT

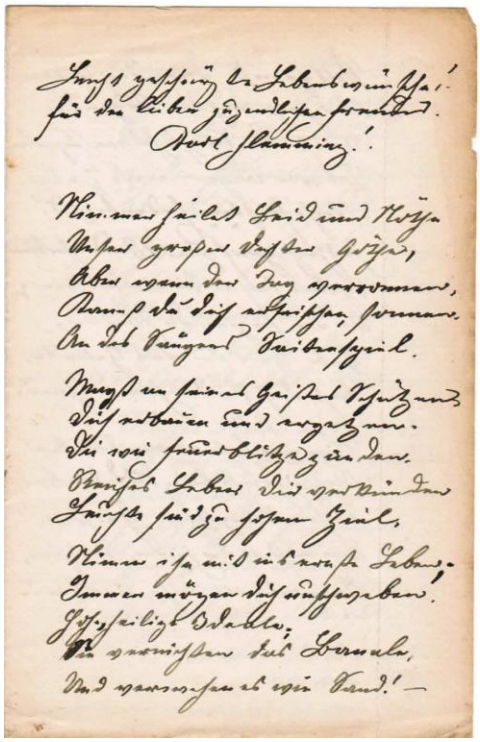
Von Meta Plump, Nachbarin der Flemmings in Detmold, bekam Karl 1906 zum Abitur die Gesamtausgabe von Goethes Werken geschenkt. Frau Plumps begleitendes Gedicht bewahrte Karl sein Leben lang im ersten Band auf:

<u>Leicht gescheyte Lebenswünsche! für den lieben jugendlichen Freund. Karl Flemming!.</u>

Nimmer heilet Leid und Nöthe
Unser großer Dichter Göthe,
Aber wenn der Tag verronnen,
Kannst du dich erfrischen, sonnen
An des Sängers Saitenspiel.

Magst an seines Geistes Schätzen,
Dich erbauen und ergetzen,
Die wie Feuerblitze zünden,
Reiches Leben dir verkünden,
Leuchte sind zu hohem Ziel.

Nimm ihn mit ins ernste Leben;
Immer mögen dich umschweben
Hohe, heilige Ideale;
Sie vernichten das Banale
Und verwehen es wie Sand! –



Voll genieße Deine Jugend,
Aber jage nach der Tugend.
Selbst bei Scherz u. heiterm Spiele
Hab vor Augen hohe Ziele.
Fliehe seichten Erdentand!

Fröhlich greif zum Wanderstecken.
Schönes helf er dir entdecken;
In die Enge und die Weite,
Gebe Gott dir das Geleite,
Laß dich finden Freundes Hand.

Nimmer laße ab von Streben
Reiche Frucht bring dir das Leben.
Unsre königlichen Geister
Seien stets dir Führer, Meister,
Segensvoll ist ihr Verband.

Geize nimmer nach den Schätzen
Welche Staub und Rost ansetzen;
Wahre dir Zufriedenheit.
Auf der Erd‘ voll Wunsch und Streit,
Still bebau dein Feld. –

Sind auch mühevoll die Wege
Schwanken unter dir die Stege
Bleib‘ getrost, im Kämpfen, Ringen
Ruht verborgen das Gelingen,
Aufwärts halt den Blick gewandt.

Reiches Leben sei beschieden
Dir, umhegt von Gottes Frieden,
Bis du nach der Pilgerzeit
Eingehst in die Ewigkeit! –
Ins gelobte Land! –

März 20 1906 Detmold,
In treuer Liebe gewidmet von Meta Plump

mit Göthes Werken als bleibendes Andenken,
an die alte Freundin.

STIPENDIUM – 1908

Der Flemming-Vorfahr Konstantin Junack aus Jüterbog hatte 1683 ein Stipendium gestiftet, mit dessen Mitteln jeweils zwei Nachfahren gleichzeitig während ihrer Ausbildung unterstützt wurden. Folgender Brief ist gerichtet an Karls ältesten Onkel Pastor Eduard Flemming in Beuchte:

Königl. Amtsgericht Gen XIII 1/245

Jüterbog, den 11. Juni 1908

In der Junack'schen Stipendien-Sache – Gen XIII 1 – erhalten Sie Abschrift des Antrages der Frau Pastor Flemming geb. Lohmeyer, in Dortmund[61] zu gefälliger Kenntnisnahme.

gez. Hahn ausgefertigt ... Gerichtsschreiber des Königl. Amtsgerichts

Der Brief ist als Abschrift beigefügt:

Abschrift Gen VIII 17 245

Detmold, den 9. Juni 1908

Dem Königlichen Amtsgericht in Jüterbog erlaubt sich die Unterzeichnete folgendes mitzuteilen.

Mein Sohn Karl Flemming, Studierender der Klassischen Philologie in Göttingen, wird daselbst noch 5–6 Semester sein Studium fortzusetzen haben. Es würde mir bei den großen Ausgaben für 3 Söhne eine große Erleichterung sein, wenn ich für ihn das Stipendium bekäme.

Seit Herbst 1907 studiert mein jüngster Sohn Hugo in Berlin Medizin. Ich habe mich für ihn bisher noch nicht um das Familienstipendium beworben, weil ich keine Antwort auf die Bewerbung meines Sohnes Karl erhalten habe. Sollte Aussicht sein, daß auch er einen Teil des Stipendiums bekommen könnte, so erlaube ich mir beifolgend ein Gesuch einzusenden. Hochachtungsvoll

gez. Frau Pastor Flemming geb. Lohmeyer

Handschriftliche Notiz von Eduard Flemming auf dem Hauptblatt:

Rück-Schreiben vom 10/8/08 mit Einsendung der Taufscheine von Leopold u. Emil Flemming de 1883/5, Erklärung des Einverständnisses, daß Karl Flemming – Göttingen die bislang von Hugo[62] bezogene Hälfte bekomme u. wiederholter Antrag, beim Aufhören der Bezugsberechtigung durch den Referendar Fl. die andere Hälfte einem meiner 3 Söhne, zunächst Ewald oder Emil zu überweisen. Fl.

[61] Es muss heißen: Detmold
[62] Hier ist Eduards Sohn Hugo gemeint

Einträge im Gästebuch von Onkel Alexander Zeiss

Drei Ferienungetümer
Die kamen einst aufs Land,
Die wurde Zeiß und Flemmings
Von Alters her genannt.
Der eine schlug die Flöhe tot,
der andre bracht die Katz in Not.
Doch manchen knurrt der Magen,
Es ist nicht zu sagen.
Und auch viele Fledermäuse
Fingen wir in Ihrem Gehäuse.
Auch viele Maikäfer fingen wir,
Die liessen wir zu unserm Plaisir
In Haus und Stube frei.
Das gab dann viel Geschrei.
Zuletzt wurde es Johanna doch zu toll,
Sie haute uns den Puckel voll.
Wir fühlten nichts von der Keile.
Dies ist die letzte Zeile.
Mai 1899 Paul Flemming, Erich Zeiß, Karl Flemming.

Wenn wir durch diesen Besuch ein günstigeres Andenken im Schwalenberger Pfarrhaus hinterlassen, so dürfen wir das dem besänftigenden Einfluss meiner Frau zuschreiben, mit der ich zum ersten Mal die liebgewordene Stätte unserer Jugendstreiche betreten habe. Auch wir Wilden werden vielleicht doch einmal bessere Menschen.
Juni 1922 Karl Flemming

Was Zeit und Alter hat getan,
Das sieht der Mensch als Bess'rung an.
Die Red.

Es war so herrlich in Eurer Mitten,
Liebe, Sonne, Margeritten.
Juni 1922 Grete Flemming

Aus dem Gästebuch von Schwester Marie und Schwager Adolf Kern

Ich hab in Eurem Haus ein stilles Glück gefunden
Von lichtem Sonnenschein freundlich übermalt,
Von einem Sonnenschein, der von dem Kinde ausgeht
Und in der Eltern Augen leuchtend widerstrahlt.

Ihr ließet Euren Gast freigebig mitgenießen
Von Eures trauten Hauses Glückseligkeit.
Was Wunder! Daß das Scheiden Schmerz bereitet! –
Dankbar gedenkt er Eurer allezeit. –

Als Ulli Wilms' Begleiter auf der Fahrt nach Wyk nach der Kölner Hochzeit hatte ich Gelegenheit meine lieben Geschwister in ihrem trauten Heim auf einige Tage zu besuchen, zum 1. Male, hoffentlich bald mal wieder.
I. 21-26 Okt. [1908]
Karl Flemming.

Karls Großmutter, Mutter, Schwester Marie, ihr Sohn Adolf jr. 1908

Der Weihnachtsgast verlebte hier mit seiner lieben Mutter und den Geschwistern Karl, der wieder an den kleinen lieben Jungen seine herzliche Freude hatte.
Karl Flemming.
I. 3. I. 09. stud. phil.

So unberechenbar wie des Aprilis Laune,
der Stunden uns beschert bald sonnenwarm und hell,
bald sturmdurchbrauste, regenschwere Schauer,
So bunt und wechselvoll ist auch der Kinder Sinn.
Was wäre wohl für sie von langer Dauer?

Auch zu diesen irrationalen Größen zu gehören schätzt sich glücklich Euer für freundliche Gastfreundschaft dankbarer Bruder Karl
30 März – 16 April 1912

Friedlich-stille Tage hat uns beide das schwesterliche Haus, das nun auch unserer Mutter und uns eine liebe Heimstätte geworden ist, geschenkt. Schwer und bang waren die Tage, arg getrübt durch böse Krankheit meiner lieben Frau schwer gedämpft durch die große Not des Vaterlandes. Und trotzdem lag über unserem Zusammensein ein heller Sonnenschein von stärkender Herbstschönheit, frohem Kinderlachen und wärmender Mutter- und Geschwisterliebe. Möchte uns diese traute Heimstätte mit allen ihren Insassen lange erhalten bleiben und uns eine Quelle der Kraft und Erhebung werden in den schweren Zeiten, denen unser geliebtes Vaterland, unbesieglich und doch von Übermacht erdrückt, entgegengeht.
Mit herzlichem Dank für alle Eure Liebe geben wir Euch die unsrige
Euere tr. Kinder und Geschwister
Grete und Karl
Itzehoe 2. 10 – 19. 10. 18.

Auf ihrer Heimfahrt vom Nordseestrande kehrten hier ein zu kurzer Rast und genossen des traulichen Zusammenseins mit Mutter, Schwester und Nichte
Grete und Karl
Itzehoe, d. 26. – 29. Juli 21

Grete

Frau Grete badet in Pyrmont,
Indessen ich hier weile
Und auf die Schwieger und Mama
Laut Salomos iustitia
Mich halb und halb zerteile.
Auf baldiges Wiedersehen in Detmold.
[Karl Flemming]
Itzehoe, d. 17–27. Juli 22.

Kein Pfingsten, lieblich, wie es soll,
Tagaus, tagein nur Regen,
Und nur zuletzt ein Sonnenblick
Voll Lust und Maiensegen.
Doch drinnen in dem warmen Heim
Ein festlich-buntes Regen,
Geschwister Freude, Kinderlust
Und Mutter Liebesegen.
Grete und Karl
Itzehoe, den 18.–25. Mai 23.

Was soll das krampfhafte „Dichten“,
das Suchen nach dem Reim? –
Wir fühlten uns geborgen,
Beglückt in Eurem Heim.
Herzlichen Scheidegruß!
Grete (6–14. 10)
und Karl (6–15. 10) [1924]

Dies ist für 13 Jahre der letzte Eintrag im Gästebuch – Anlass: Die Beerdigung von Karls Bruder Hugo:

Zum Gedächtnisse unseres lieben Bruders Hugo haben wir uns hier eingefunden; und die Erinnerung an ihn soll ein neues Band sein, das uns umschlingt und zusammenhält.
Itzehoe, d 10. 7–26. 7. 26.
Grete Flemming.
Karl Flemming
23–26. 7. 26 Paul Flemming

Briefe 2: Aus dem Schützengraben

2. Nov. [1914]

Liebe Großmutter,
wieder sitze ich im Schützengraben in einem so engen schmalen Steinloch, daß ich mich kaum rühren und nur mit großen Manipulationen an meine eigenen Taschen kommen kann, in denen begreiflicher Weise hunderterlei stets gesuchte, oft verlorene und manchmal auch wiedergefundene notwendige Dinge stecken. Man ist in jeder Tasche so voll gestopft, daß man beim Gehen durch die schmalen Schützen- und Laufgräben beständig anstößt. Mit

feldmarschmäßiger Bepackung ist ein Fortkommen darin noch schwieriger. Jetzt wo wir wieder ein Stück vorgearbeitet haben und 200 m vom feindl. Schützengraben eingegraben sind, bewegen wir uns eigentlich nur noch in den Gräben, denn die Beobachtung französischerseits ist sehr scharf, sooft sich ein Kopf über der Grabenbrüstung zeigt, knallt uns ein Schuß entgegen. Dazu bombardieren sie uns aus nächster Nähe mit Kartätschen und aus der Luft mit Bomben und Spitzpfeilen. Da heißt es bei Tage volle Deckung in den Gräben nehmen und nachts wird wie üblich nach Kräften weitergeschanzt.
Die Katholischen unserer Mannschaft, die meist aus Düsseldorf und Umgebung stammt, empfindet die Schanzarbeit an den jetzt eben zu feiernden Allerheiligen und Allerseelen sehr unangebracht. Aber wer kümmert sich im Kriege um den Sonntag oder Feiertag. Die schwersten Kämpfe unseres Regimentes haben immer an Sonntagen stattgefunden, sodaß die Leute schon immer etwas mißtrauisch dem kommenden Sonntag entgegensehen. –
Es ist ein wundervoller, sommerwarmer Herbsttag, soweit das Laub noch nicht gefallen ist, leuchtet es in den schönen Farben und gibt der Landschaft einen wundervollen Reiz. Man hätte Zeit und Gelegenheit genug, sich dieser Naturschönheit zu freuen, doch mir will es nicht recht gelingen zu einem ungestörten Naturgenuß durchzudringen, denn immer schleichen sich störend andere schwerere Gedanken ein. Überhaupt die innere Unruhe, sooft man sich auch immer wieder auf alle einen nur zu leicht treffende Übel gefaßt macht, es ist schwer, ganz friedlich und getrost der Zukunft entgegenzusehen. Man wird sich immer von neuem bewußt, daß man nicht mit den kommenden Tagen mehr rechnen darf. Das lehren uns die zwar geringen, aber sehr schmerzlichen Verluste in unserer Komp.! Heute rot, morgen tot. So haben wir einen Komp Leutnant neulich verloren, dessen Verlust uns alle, Offizieren und Leuten, sehr nahe gegangen ist. Etwas Ergreifenderes als die schlichte Trauerfeier auf dem dörflichen Kirchhof, wo wir ihm ein würdiges Grab bereitet haben, habe ich noch nicht erlebt. – Beglückend und stärkend bei allen unseren Nöten ist das Bewußtsein, daß die Heimat und alle Angehörigen uns mit ihren besten Wünschen und den reichlichsten Liebesgaben überschütten. Die Fülle solcher Liebestätigkeit und Opferwilligkeit ist für die Empfänger fast beschämend. Auch Ihr tut mir und Paul so viel Liebes an, daß ich in diesem Brief auf einmal für 2 Briefe, 1 Karte (vom 13, 23 u 26/10) und 2 Pakete danken muß. Auch für die nachbarlichen Gaben bitte ich Euch meinen Dank auszusprechen. Sie sind (alle 4 Päckchen) zu gleicher Zeit mit mehreren andren angelangt. Aber zur Beantwortung aller solcher Liebesbeweise finde ich im Augenblick keine Zeit und Ruhe. An sogenannten Ruhetagen habe ich überhaupt keine halbe Stunde für mich selber. Beständig hat man zu kommandieren, zu beaufsichtigen, zu verteilen, anzuordnen, Befehle oder Instruktionen zu empfangen. Zwar freut man sich jedes Mal, wenn man nach 48stündigem Aufenthalt im Schützengraben abends spät in die Höhlenquartiere zurückkehrt, denn Post, Liebesgaben, warmes und reichliches Feldküchenessen und ein leidlich wasserdichtes Dach über dem Kopfe hat in diesen Zeitläuften doch etwas Lockendes, nicht zum wenigsten auch die Aussicht auf Wasch- und Kochgelegenheit, aber nach all der Unruhe der Ruhetage kehrt man doch wieder ganz gern in den Schützengraben zurück, weil man da wenn auch keine Nachtruhe – denn das Vorarbeiten geschieht stets in der Nacht – so doch tagsüber einige ruhige Stunden erwarten darf. Das Übelste an diesem ganzen Leben ist wohl das Bewußtsein beständig im trockenen oder nassen Dreck zu sitzen. Noch nicht eine Stunde habe ich hier reine Hände gehabt. Mit denselben Händen wird geschanzt, auf dem Boden gekrochen, Stiefel geschwind Dreck abgekrazt, Brot, Speck, Schinken, Cigarren verteilt, gegessen und wer weiß nicht was alles gemacht. In der Not reinigt man sie notdürftig mit Spucke oder gebraucht zum Rasieren kalten Kaffee. Das ist Kriegsleben, weit entfernt von dem friedlichen Kanonierdasein in Diedenhofen. Ich trage seit Mitte Sept. Feldgrau wie alle im Felde stehenden Soldaten und bin mit wärmendem Unterzeug versehen. Daß Euer Shawl mir schöne Dienste bei Nacht leistet, schrieb ich schon. Habt nochmals Dank für alle Gaben, guten Wünsche und heimatlichen

Nachrichten und seid mit Tante Minna, deren Keks leider nicht angekommen sind, herzlichst gegrüßt von Eurem dankb. Karl.

Quer auf Seite 1:

Das eiserne Kreuz steht niedrig im Preise, sogar Zahlmeister (!) erhalten es. Unsereiner auch?

Quer auf Seite 4:

Der Handkäse ist eine sehr begehrte Ware hier.

Feldpostkarte
Frau Georgi Lohmeyer
Detmold
Lippe
Lagesche Str 55
13/11 14
L Gr Am Sonntag im Schützengraben durch Kopfstreifschuß verwundet
Jetzt im Revier abwartend bis ich transportfähig bin in die Heimat bin
Herzl Gruß Karl

Briefe 3: Hochzeitsvorbereitungen 1917

Karl an die Schwiegereltern Hermann und Emmy Wilms

Karl hatte sich Weihnachten 1916 mit seiner Cousine Grete Wilms verlobt.

19. 1. 17.

Liebe Eltern

So darf oder soll ich Euch vielmehr anreden, und ich bin glücklich jetzt in die Lage versetzt zu sein von diesem Kindesrecht, das mir bisher im Leben versagt geblieben ist, Gebrauch machen zu dürfen; und angesichts der so unendlich vielen elterlichen Liebeserweise, die ich in den vergangenen schönen Tagen von Euch erfahren habe, wird mir diese Anrede, die ich hoffentlich noch recht lange verwenden darf, nicht schwer, so ungewohnt und fremd sie mir auch sonst ist. So nehmt meinen von Herzen kommenden Dank hin für alle Liebe und Güte, mit der Ihr mich jetzt und für alle Zukunft beglückt habt. Denn glücklich bin ich durch Euch geworden, so wie ich es im Leben noch nicht gewesen bin. Und glücklich sein in dieser leiderfüllten Zeit zählt doppelt. Wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringen wird. Aber darum bleibt die schöne Hoffnung unerschüttert, daß die Welt bald wieder glücklichere Tage sehen wird als die jetzigen, und daß die Zeit kommt, die Eurem geliebten Kind und mir die Erfüllung unserer Herzenswünsche bringt. –
Nun bin ich nach 24 Stunden schon wieder mitten im Getriebe der Bataillonsgeschäfte. Zwar habe ich es gut getroffen, denn mein Bataillon liegt z. Zt in Ruhe und wird auch noch längere Zeit darin verbleiben. Aber es bleibt immer noch Arbeit genug übrig, zumal unser Ordonnanzoffizier schon wieder anderweitig beschäftigt ist. Die Reise hierher war lang, obwohl ich einen großen Teil davon verschlafen habe. Aber sie begann gleich mit der unliebsamen Warterei auf dem Bahnhof in Cöln, die auch meiner Grete und den guten Mess noch Unbequemlichkeiten gebracht hat. Um 4 Uhr endlich fuhr der Zug ab. Bis dahin habe ich im überfüllten Wartesaal inmitten der in langen Reihen schnarchenden Feldgrauen krampfhaft eine Nr der Kölnischen nach der andern durchgearbeitet, ohne mir dadurch Abschiedsgedanken und Trennungsweh fernhalten zu können. Am Ende war ich ganz froh, daß ich einen Abteil ohne Kompagnon erhielt und mich auf dem bequemen Bette ausstrecken konnte. Nur geschlafen habe ich trotz wiederholten Erwachens ganz gut.

Hier war man, glaube ich, froh, als ein Bär den andern wiedersah. Mein Kommandeur glaubte mir sogar einen festlichen Abend schuldig zu sein und saß bei Sekt und lustigen Gesprächen, denen ich nicht immer mit der nötigen Anteilnahme folgen konnte, ein paar Stunden länger als gewöhnlich in dem dürftig ausgestatteten Raume, der den stolzen Namen Offizierskasino trägt. Überhaupt, wenn ich mich in meinen 4 Wänden umsehe, die für Kriegsverhältnisse noch ganz reich möbliert sind, so kommt mich doch bei einem Vergleich mit Euren wohnlich schönen Räumen ein gelinder Katzenjammer an. Doch in diesem armseligen Raume habe ich heute eine große Freude gehabt, als ich Euer Weihnachtspacket geöffnet habe. Mit wieviel sinniger Liebe ist dieses inhaltvolle Packet zurecht gemacht worden! Ich danke Euch zunächst mal herzlichst für diese verspätete Weihnachtsfreude. Mit Grete, deren liebes Herz an diesem Weihnachtspackete besonders stark beteiligt gewesen ist, muß ich noch besonders darüber reden. Und diesen besonderen Dank für die mir von Euch bereitete Weihnachtsfreude schließe ich nochmals meinen innigsten Dank an für all Eure elterliche Liebe, die mir in Eurem Hause Sohnesrecht und Heimatglück geschenkt hat. Mit diesen dankerfüllten reichbeglückten Herzen grüße ich Euch und Eure Lieben! Euer getr. Sohn Karl

Karl an die Schwiegereltern Hermann und Emmy Wilms

13. 8. 1917

Meine lieben Eltern,
Eine unvorhergesehene stille Ruhestunde in einem bescheidenen Bauernstübchen an der oesterreichisch-russischen Grenze gibt mir Gelegenheit Euch endlich einmal wieder zu schreiben. Den guten Vorsatz dazu habe ich oft gehabt, umso mehr als ich mir bewußt war,

Grete 1917

auf einem väterlich vertrauensvollen Brief, der in der Not der großen Aisnekämpfe trostreich zu mir kam, die Antwort schuldig zu sein. Wie es aber mit guten Vorsätzen geht, nur zumal auf ruhelos nachdrängenden Vormarschkämpfen, das könnt Ihr Euch denken.
Ihr beide habt mir am Anfang dieses Kriegsjahres, in dessen Verlauf wir mit Bestimmtheit das langersehnte Ende des Krieges erhofften, Euer liebes – vielleicht darf ich mit Euren eigenen Worten sagen: liebstes Kind gegeben. In vertrauensvollem Hinblick auf ein bald zu erwartendes Kriegsende haben wir die Erfüllung unserer Herzenswünsche verschoben bis in die Zeit des nahen Friedens. Mir scheint, die Verhältnisse vom Neujahr 1917 und damit die Aussichten auf den Frieden haben sich geändert. Trotz der siegreichen Abwehr zweier Riesenschlachten im Westen und trotz des erfolgreichen Vormarschkampfes in Galizien, an dem ich mit Stolz und innerer Genugtuung teilgenommen habe, stehen wir noch immer „mit beiden Füßen mitten im Weltkriege“ und die uns umdrängende Welt von Feinden setzt die Hoffnung auf die trotz größter Anstrengungen noch immer aus gebliebene Entscheidung auf ein neues Kriegsjahr. Dadurch verlängert sich die Zeit des Wartens auf die Erfüllung unseres Lebensglückes um eine neue Spanne Zeit von unbestimmter Dauer. Angesichts dieser unbestimmten Friedensaussichten habe ich mich und darauf auch Grete gefragt, ob es ratsam ist unsere Pläne für die Begründung eines eigenen Heims von dem Frieden abhängig zu machen und sie jetzt von neuem – und vielleicht noch öfter – auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben. Wir beide sind uns einig darin, daß es besser ist nicht mehr in’s Unbestimmte hinein zu warten, sondern die erste Gelegenheit zu ergreifen uns das erhoffte Lebensglück zu verschaffen. Zur Verwirklichung unseres Herzenswunsches bedürfen wir Eurer Einwilligung. Um die möchte ich Euch heute herzlichst bitten in der Hoffnung, Euer Jawort zu bekommen, wie ich es schon am Anfang dieses Jahres von Euch erhalten habe. Wenn Ihr Euch einverstanden erklärt, dann bedarf es für die Kriegstrauung nicht langer Vorbereitungen mehr. Ich würde um einen längeren Heimatsurlaub einkommen, der Grete und mir wenigstens ein paar Wochen ungeteilten Eheglückes schenkte.

Darf ich Euch herzlichst bitten, mir Eure Antwort bald zu sagen, denn in bescheidenen Grenzen ist der Urlaub wieder offen und alles drängt sich danach. In vertrauensvollem Hoffen auf eine baldige glückliche Zukunft grüße ich Euch und alle Lieben herzlichst

Euer tr. Sohn Karl

GEDICHT

„E. M." ist als Verfasserin genannt, vermutlich handelt es sich um Elisabeth Mess, älteste Schwester der Braut Grete Wilms. Dieses Lied wurde für die Hochzeit von Grete und Karl im September 1917 gedruckt und unter den Gästen verteilt.

Gretelein.
Mel.: Annemarie

Im Feldquartier auf hartem Stein
Sitzt Karl so ganz alleine –
Da zieht es ihn so mächtig hin
Nach Köln am grünen Rheine.
Er weiß da wohl ein liebes Haus,
O Gretelein,
Da geht ein Mägdlein ein und aus
:,: So zierlich und so fein :,:

Und als er ihr in's Aug' geseh'n
War ihr sein Herz verfallen,
Wie konnt' es anders wohl gescheh'n
So macht' sie's ja mit Allen.
So kraftvoll treu, so lieblich hold
O Gretelein,
Ein deutsches Herz vom reinsten Gold
:,: So ist dies Kind vom Rhein :,:

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm
Da war's um ihn geschehen –
Man konnte ihn von früh bis spät
In ihrer Nähe sehen.
Er seufzte unterm Lichterbaum
„Oh Gretelein! ! ! !" –
:,: Von Lieb und Seligsein :,:

Was Traum einst nur, heut' ist es wahr,
O süße Hochzeitsfreude –
Wir sehen hier in uns'rer Schar
Zwei selig' frohe Leute;
So viel geprüft, so treu bewährt –
Karl, Gretelein!
Nun sei Euch reiches Glück beschert,
:,: Und Gott geb' Segen drein :,:

E. M.

Karl an Hermann Wilms

Erhalten ist nur der zweite Bogen eines unvollständigen Briefes ohne Datum. Möglicherweise schrieb Karl ihn Anfang der 1920er-Jahre, als der Schwiegervater Hermann durch die Inflation sein Vermögen verlor. Karls Frau Grete musste vermutlich wegen ihrer gefährdeten Schwangerschaft lange Zeit im Bett liegen. Sie wurde mehrfach schwanger, hat aber nie ein lebendes Kind zur Welt gebracht.

[…] daß ich bei dem der Form halber geschehenden Kauf der 2000 M Anteile zunächst nur meinen Namen hergebe, daß ich aber anderseits den großen Vorteil habe, daß bei einer späteren Erbschaftsanzahlung diese 2000 M Anteile allen anderen Erbschaftsansprüchen vorgehen. Ebenso bin ich mir klar bewußt, daß ich hier einen Anspruch erneuerte, der natürlich Grete zukommt und zu dem ich auch nur den Namen hergebe.
Ich kann mir denken, wie sehr Euch diese ganze Angelegenheit beschäftigt und bedrückt; und gern würde ich mich mal persönlich mit Euch darüber aussprechen. Da das aber brieflich nur unvollkommen möglich ist, so müssen wir damit bis zu den Weihnachtsferien warten, die ja aber schon in einem Monat beginnen. Wäre ich in geschäftlichen Dingen etwas erfahren, und wenn Ihr auf mein Urteil irgendwelchen Wert legen könntet, dann würde ich selbstverständlich mal für einen Sonnabend und Sonntag zu Euch hinüberfahren. Aber ich kann mir in keiner Weise zutrauen, Euch in dieser doch schwierigen Angelegenheit irgendwie dienen zu können. –
Gretes tägliche Gehübungen machen befriedigende Fortschritte. Die Füße und der Rücken schmerzen sie aber immer noch. Das ist ja kein Wunder nach so monatelangem Stilliegen. Im übrigen ist sie lieb und gut wie nur je. Und ich möchte diesen Brief mit der schon früher mal ausgesprochenen Versicherung schließen, daß Euer liebes Kind mir das Glück meines Lebens geschenkt hat, und daß Ihr lieben Eltern dahingegeben habt, als Ihr sie vertrauensvoll in meine Hände gabt.
Mit herzlichen Grüßen an die liebe Mutter, an Ulli und das junge Paar im Oberstock bin ich

Dein allzeit getreuer Sohn Karl.

– Meine Vollmacht –

Beitrag zur Hochzeitszeitung für Karls Bruder Paul – 1922

Der heilige Geist im Teutoburger Walde

Das heilige Fest der Himmelfahrt war nah
Hell stand die Welt im Schmuck der Bäume da –

Geschäftig rüstet Jung und Alt sich auf den Tag
Den keiner gern daheim vertrauern mag.
Familie Flemming macht sich auf die Strümpf!
Die Mutter und die Kinder, alle fünf.
Ein jeder trägt ein Körbchen, ein Paket
Zum Lagern bei dem Picknick fehlt auch nicht das Plaid.
So wandern sie vergnügt dem Walde zu,
An diesem Feste haben alle Sorgen Ruh'.
Die Schularbeit und was sich sonst gehört,
ist vorher abgemacht, die Freude ungestört.
Nur eines drückt noch etwas aufs Gemüt,
Paul ist mit Gesangbuchversen noch nicht quitt,
Sechs Verse von „O Heiliger Geist" – o Pein
Die sollen bis zum nächsten Tag gelernet sein.
Die ersten drei, sie machen ihm nicht heiß,
Die hat er früher schon gelernt mit Fleiß.

Doch die drei neuen, wenn die doch nicht wären
Die könnten ihm das ganze Fest zerstören.
Auswendiglernen macht ihm kein Behagen
Und nun erst Liederverse liegen ihm im Magen.
Sie in der Kirche singen ist Genuß,
Wenn man sie nur nicht memorieren muß.

Inzwischen rückt auf ihrer Himmelsbahn
Die liebe Sonne zum Zenit heran.
Es grüßt die fünf, bekannt von vielen Touren,
Das Ochsental mit seinen Wildschweinspuren.
Hier wird ein Plätzchen, im Gebüsch versteckt
Für das Familienpicknick ausgeheckt.
„In einer Stunde“, spricht sodann die Mutter
„Gibts Schweinekoteletts, Salat, auch Brot und Butter,
Bis dahin spielt, was jedem lieb und gerne,
Indessen ich mit Paul noch etwas lerne.“
Sie nimmt den Paul beiseit und fragt ihn ab,
Ob er die Verse schon begriffen hat.
Der erste Vers macht keine Schwierigkeiten,
Sie können gleich zum zweiten Verse schreiten,
Hier stockt er schon, die Mutter hilft ihm fort,
Jedoch schon wieder stockt er hier und dort,
So werden nun die Verse allesamt
Ihm in den armen Kopf hineingerammt,
Und wenn der eine glücklich abgetan,
Kommt immer noch ein folgender daran,
Und wenn der zweite Vers dann endlich sitzt,
So ist der erste wiederum verschwitzt.
So mühen Sohn und Mutter bis zu Tränen
Sich um des heiligen Geistes Phänomenen.
Erschöpft wie Sysiphus von solcher Qual
Wird nunmehr abgebrochen. Es ist Zeit zum Mahl.
Die leckren Speisen sonst so gern begehrt,
Sie werden ohne viel Genuß verzehrt,
Denn auch die dreie, die von fern vernommen,
Weshalb der Heilige Geist herabgekommen
Sie haben an der Qual der beiden
An ihrem Teile mitzuleiden.

Nach diesem recht verdrießlichen Geschmause
Folgt eine kurze Ruhepause.
Doch jetzt auch läßt des Heiligen Geistes Frommen
die doch der Ruh Bedürftigen nicht dazu kommen.
Und so wird halber drei erneuert schon
Die leid‘ge Wiederholungslektion.
Ein Vers wird nach dem andern drangenommen
Mit lauter Stimme schallt es durch den Wald,
Sogar die Reh und Hirsche haben es vernommen,
Sodaß sie‘s selber stammeln konnten bald.
Und wenn man glücklich bis ans End gekommen,
Dann fängt‘s von vorne wieder an,
Weil Paul es nicht behalten kann!
Denn „Schaue, baue“, „Rühre, führe“,
Und „Fließe, gieße“, „Höre, lehre“
Das geht wie Kraut und Rüben im Topfe

Ihm kreuz und quer in seinem Kopfe.
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Die Verse auf die Reih zu bringen,
Und Strenge, Güte, Milde, Rage
Erleiden klägliche Blamage
Bei diesem Himmelfahrts Gesang.
Und als die Sonne sinkt im Westen
Und untertaucht in rotem Schein,
Da hört man noch zum allerletzten:
„O Heiliger Geist kehr bei uns ein“.

Betrüblich ist der karge Rest,
Von diesem schönen Maienfest.
Das Ochsental, so schön und ideal,
Es ward durch diese Ochserei zur Qual
Und wenn noch heute unser Fuß dort kreist
So tönt‘s nur immerfort: „O Heiliger Geist!“

Aus dem Gästebuch von Onkel Karl und Tante Minna Lohmeyer, Cuxhaven – 1926

Wir bezeugen hiermit auf Verlangen, daß auch nach 29 Jahren das Ehepaar Lohmeyer noch in gutem Einvernehmen lebt (bis auf einige Ausschreitungen des Ehemannes bei den Mahlzeiten).
Wir scheiden mit den besten Hoffnungen für die weitere Entwicklung aller Hausbewohner und mit herzlichem Dank.
Eure Grete Flemming u. Karl
16. Juli 12 Uhr – 18. Juli 4 Uhr morgens

Auszug aus einer Abiturzeitung des Leopoldinums Detmold 1927

Karl Flemming lehrte seit 1918 Geschichte und alte Sprachen am Gymnasium in Detmold. Erhalten ist eine von den Schülern gestaltete Abiturzeitung unter dem Titel „Paukerkritik“, in der alle Lehrer in Gedichtform charakterisiert werden. Hier der Beitrag zu Karl Flemming:

Flemming.

„Ich sag's Ihnen zum 27. Male,“
Brüllt Flemmings Karl in vollem Grimme,
„Gott gab mir keine schöne
Doch dafür laute Stimme!
Drum sprechen Sie doch laut getrost,
Als wollten Sie hier um mich blasen.
Sie können doch ein kräft'ges Prost
Auch rufen bei 'nem vollen Glase!“
Den alten Ton der Frontsoldaten
Hat er noch nicht ganz abgelegt.
Spricht in Geschichte er von Schlachten
Das Kriegerherz sich in ihm regt.
Den deutschen Imperialismus
Hat gründlich er einexerziert,
Daß jeder wie 'n Mechanismus
Die Arbeit so dahin geschmiert. –
Stellt einer dämlich sich zu sehr,
So brüllt er mit vergnügten Sinnen:
„Mein lieber Herr,
Ich glaub', Sie spinnen!“ –

GEDRUCKTER FORMBRIEF AUS DEN 1930ER-JAHREN, ERHALTEN IN KARL FLEMMINGS NACHLASS

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.
Ortsgruppe Detmold

Detmold, Datum des Poststempels

Da auch Sie gewiß unter den nahezu zwei Millionen Toten des Weltkrieges, die für Deutschlands Freiheit und Größe gefallen sind, einen lieben Angehörigen oder Freund zu beklagen haben, erlauben wir uns, Sie auf die Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge hinzuweisen. Der Volksbund hat sich zur Aufgabe gestellt, den im ehemaligen Feindeslande bestatteten deutschen Brüdern würdige, die Zeiten überdauernde Grabstätten zu bereiten und dabei dem deutschen Empfinden für dankbare Heldenverehrung einen machtvollen, sichtbaren Ausdruck zu verleihen.

Wir gewaltig groß diese Aufgabe ist, geht schon aus der Tatsache hervor, daß, als der Volksbund 1919 seine Tätigkeit begann, 13.000 Gräberstätten, verteilt auf 38 verschiedene Länder, des Ausbaues und der Pflege harrten. Wenngleich von dieser ungeheuren Aufgabe in den letzten 1 ½ Jahrzehnten schon ein erheblicher Teil, zumal auf dem ehemaligen westlichen Kriegsschauplatz, durchgeführt ist, so bleibt doch noch eine ganz gewaltige Arbeit zu leisten übrig. Zwar steht das unter Adolf Hitlers machtvoller und umsichtiger Führung neu erstarkte Reich fördernd und helfend hinter dieser Arbeit des Volksbundes. Allein, wenn das große nationale Werk stetig weitergeführt und dermaleinst zum Abschluß gebracht werden soll, dann müssen noch viele deutsche Männer und Frauen, die bisher unserm Volksbunde fernstehen, in unsere Reihen treten.

So richten wir denn auch an Sie die herzliche Bitte: treten Sie unserm Volksbund bei und helfen Sie dadurch mit, das Werk der Kriegsgräberfürsorge erfolgreich durchzuführen. Der Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens RM. 2.– im Jahr. Wer RM. 4.– oder mehr dem Volksbund zuführt, erhält die monatlich erscheinende Bundeszeitschrift „Kriegsgräberfürsorge“, die in reicher Ausstattung durch Wort und Bild von der fortschreitenden Arbeit des Volksbundes berichtet, unentgeltlich zugestellt.
Eine Anmeldekarte ist beigefügt; sie wird, falls sie nicht von Ihnen zurückgesandt wird, von uns wieder abgeholt werden.

Heil Hitler!
Dr. Flemming

BRIEFE 4 - AN MUTTER ELISABETH

Mutter Elisabeth 1938

Karls Frau Grete (*24. Dezember 1890) erkrankte und starb mit 43 Jahren am 21. Januar 1934. Zwei Jahre später heiratete er Annie Reichwagen.

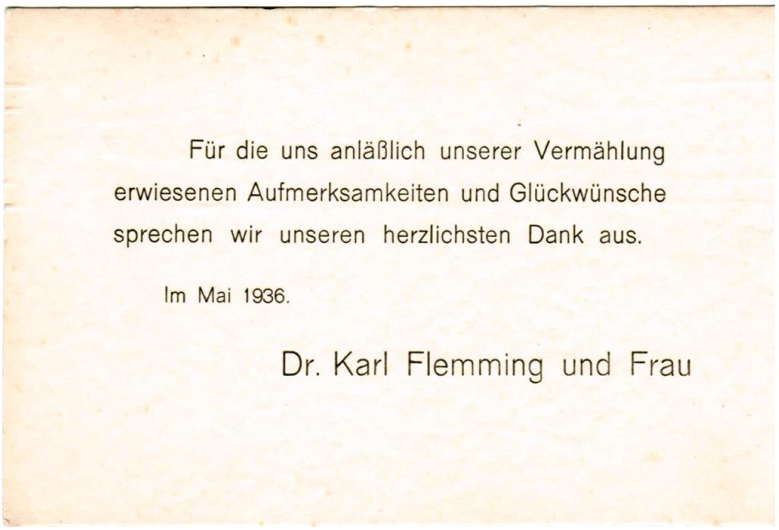
Detmold, d. 11. 5. 37.

Meine liebe Mutter,
Ihr alle 3 habt mit so viel Liebe und herzlichen Wünschen unser zu unsrem Hochzeitstage gedacht, daß wir darüber beglückt sind und Euch herzlich dafür danken. Ganz besonderen Dank für die Abschrift des Briefes von Rudolf Otto an Tante Minna. Ich kannte ihn schon von Brattigs her, bin nun aber froh, ihn zu besitzen und meinem Umschlag: „Andenken an R. O.“ einfügen zu können. Ja, wie würde Tante Minna sich in ihren letzten Stunden noch gefreut haben, wen sie diesen aus dem vollen Reichtum seines seegensspendenden warmherzig teilnehmenden Brief des von ihr geliebten Rudolf noch hätte hören können. Auch ihr wäre das Herz dabei warm geworden, wie es unsereinem schon beim Lesen geht.
So, nun muß ich Dir noch von anderen Briefen erzählen, die Dich aufs nächste angehen, und die ich zweimal in ernster Besinnlichkeit durchgelesen habe. Bei einem unserer letzten Besuche in Lemgo hat mir MO[63] ein Päckchen Briefe von Vater und Dir an Großmutter zum Bedenken geschenkt. Es sind 16 Briefe aus den Jahren 84 – 1890. Es spiegeln sich darin wieder alles Glück und alle Freude, aber auch die ernsten

Karl mit seiner zweiten Frau Annie (rechts) und deren Mutter

Karl im Hochzeitsjahr 1936

[63] Marie Overbeck, Elisabeths Schwester und Karls Tante



Für die uns anläßlich unserer Vermählung
erwiesenen Aufmerksamkeiten und Glückwünsche
sprechen wir unseren herzlichsten Dank aus.

Im Mai 1936.

Dr. Karl Flemming und Frau

Sorgen und Nöte, die diese 7 im ganzen doch glücklichsten Jahre Deines Lebens umschließen. Ich bin sehr froh über den Besitz dieser Briefe, die mir ein unverwischbares anschauliches Bild meines Vaters, von dem ich aus eigener Erinnerung ja so wenig dank meiner langsamen geistigen Entwicklung weiß, und von Euerem gemeinsamen Leben vermitteln. Nicht jede Bemerkung habe ich voll verstanden und gelegentlich ein Fragezeichen mit Bleistift dazu gesetzt, damit Du, wenn Du sie in wehmütig ernster Erinnerung noch mal wieder liest, mir das eine oder andere erläutern kannst. Denn zunächst sollst Du die Briefe noch mal wieder haben und Dich durch sie in die schon so weit zurückliegende Vergangenheit versenken. Du kannst sie solange behalten, wie Du willst; wenn ich sie nur später wieder bekomme. Auch Anni hat sie mit großer Freude gelesen; den größten Spaß hat ihr Dein Brief vom November 87 gemacht, wo Du schreibst, auch ich hätte durch meinen Eintritt in die Welt am Sonntag nachm. nicht gerade rücksichtsvoll gegen meinen Vater gehandelt; ich hätte Dir nach meinem Erscheinen nicht viel Unruhe und Sorge gemacht und durch anhaltendes Schlafen Deine Nachtruhe nicht sonderlich gestört. Ohne auf alle anderen erwähnenswerten Briefe einzugehen, bemerke ich nur noch, daß ich bisher nicht davon

wußte, daß Vater nach seiner Rückkehr aus Davos sich mit dem Plane trug, sich um eine andre Pfarrstelle zu bewerben. So viel von den Briefen, die ich kurzer Hand gleich mitschicke, damit ich Dir nicht den Mund wässrig mache und Dich dann warten lasse. Unsere Ferien sind heute verlegt worden auf den 14.–23. V. So fahren wir erst Freitag (die Mutter reist programmäßig Donnerstag Mittag) nach Kirchlinteln b. Verden/Aller (Adr. Frl. Elfriede Cordes). Lohmeyers kommen Donnerstag nachm. Abends sind sie unsere Gäste, damit wir doch auch etwas von ihnen haben. Tante Martha ist gestern zurückgekehrt, später als beabsichtigt, da sie im Dunkeln gefallen, auf den Rücken gestürzt ist und ziemliche Schmerzen hatte. Jetzt geht es wieder leidlich. Freitag will Onkel Heinz die MO für die Pfingsttage nach Detmold holen, damit sich die beiden Ältesten sich ausgiebig sehen und sprechen können.

Über Eure Reisepläne freuen wir uns sehr, besonders über die Aussicht, Dich dann auch hier zu sehen. Aber mit einer Sonntagskarte ist das nicht getan! Am Sonntag, abends, unserem Hochzeitstag waren Wilhelm und Emma[64] sehr gemütlich hier. Herzl. Grüße Euch allen 4. Dein getr. Karl
Dein Päckchen an Tante Martha haben wir abgegeben.

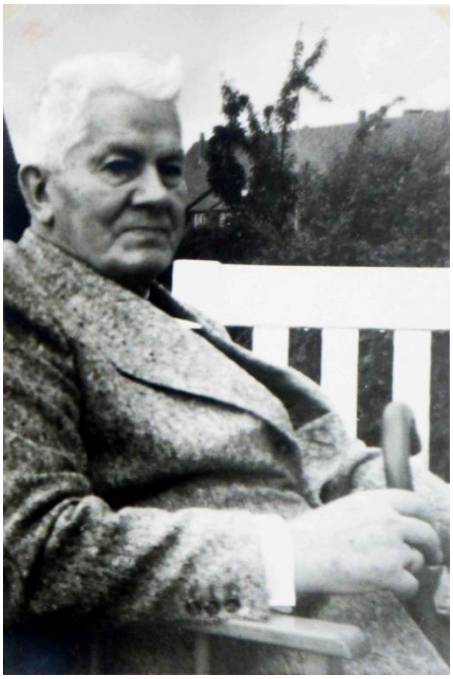
Annie auf demselben Bogen:

Liebste Mutter, Innig Dank für Deine lieben Zeilen + Wünsche z. unserem Hochzeitstag, wie lieb, daß Ihr dran dachtet. Wir haben nachmittags einen schönen Spaziergang bei hellem Sonnenschein gemacht. Euch allen 1000 liebe Grüsse Eure Anni

[64] Karls Jugendfreund Wilhelm Schnitger und Frau

Karl Flemming

27. 4. 1955: Rede auf Onkel Karl Lohmeyer an Tante Marthas 85. Geburtstag



Karl Lohmeyer (30. 3. 1868 – 25. 3. 1956) Mitte der 1950er-Jahre

Wir alle, die wir hier zu froher Gemeinschaft versammelt sind, sind Tante Martha zu besonderem Danke verpflichtet. Denn Du, liebe Tante Martha, hast auch nach Großmutters Tode die persönlichen und brieflichen Beziehungen zu dem großen Kreis Deiner Nichten und Neffen mit zäher Konsequenz aufrecht erhalten und damit unserm lieben Detmold den Vorzug gewahrt, auch weiterhin den örtlichen Mittelpunkt der weitverzeigten Familie zu bilden! Dem haben wir es zu verdanken, daß die Besuche der Neffen und Nichten zu Deinen Geburtstagen gleichzeitig zu frohen Familientagen wurden.

So hat auch Dein diesjähriger 85. Geburtstag wieder zu einer stattlichen Familientagung geführt. Diese Familientage aber sind für uns alle gemäß dem Dichterwort „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ ein besonderer Anlaß, uns der Zugehörigkeit zu unserer Familie wieder einmal so recht bewußt zu werden.

Wir alle sind, denke ich, stolz darauf, der Lohmeyerschen Familie anzugehören, der Generation, die ihren Ursprung in Falkenhagen in dem schönen Fachwerkhause hat und nach dem allzufrühen Tode unseres Großvaters August Leopold Lohmeyer durch die Übersiedlung unserer Großmutter Georgi Lohmeyer nach Detmold in dieser freundlichen Stadt ihr Zentrum erhielt.

Der großen Familie, zu der wir mit Verehrung und Liebe emporblicken, entstammen 5 Töchter und 3 Söhne. Und im Rückblick auf die Vergangenheit dürfen wir wohl feststellen: Diese Lohmeyers sind ein starkes, gesundes, arbeitsames und leistungsfähiges Geschlecht, aber auch ein langlebiges. Wenn wir die Reihe der Töchter Marie, Emmy, Elisabeth, Wilhelmine, Martha, die Söhne Heinrich, August und Karl an unserem geistigen Auge vorübergehen lassen, dürfen wir wohl sagen, daß alle 8 Kinder, so verschieden sie auch nach Begabung und Temperament waren, ein gemeinsames Erbgut als natürliche Mitgift fürs Leben mitbekommen haben. Sie haben sich alle im Leben bewährt, sie haben ihren Lebenskreis ausgefüllt, ihm etwas von ihrem Geiste aufgeprägt und sind ausgeprägte Persönlichkeiten geworden. Nach dem Goethewort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“ – sind sie trotz aller Wechselfälle des Lebens glückliche Menschen gewesen. Von dem einstmals so stattlichen Familienkreise sind, nachdem die übrigen schon vor Jahren abberufen sind, nur noch 2 übrig, das in unserer Mitte sitzende Geburtstagskind und Onkel Karl, dessen wir heute wohl besonders gedenken müssen. Wir wissen, wie gern er und seine liebe Frau heute an dem Familienfeste teilnehmen würden, wenn die Verhältnisse es erlaubt hätten. Doch zu unserer Freude können wir wenigstens 5 würdige Vertreter seiner engeren Familie hier in unserer Mitte haben.

Auch das Leben Onkel Karls, – ehemals der Benjamin in der Familie, jetzt mit seinen 87 Jahren der verehrte Senior, der an Lebensjahren alle seine Geschwister übertroffen hat, – zeigt die besonderen Züge der alten Lohmeyerschen Generation. In bescheidenem Wirkungskreise begann das Leben Onkel Karls, um dann immer weitere Kreise zu ziehen, Cuxhaven und Hamburg waren die ersten Stationen seines Lebensweges. Hier reifte er zum geschickten Lehrer und verantwortungsbewußtem Erzieher der Jugend heran. Dann kam der

Lohmeyer-Treffen am 27. April 1955 –Karl und Annie Flemming Mitte der mittleren Reihe

ehrenvolle Ruf nach Brüssel; denn schon frühzeitig hatte er sein Augenmerk über die Grenzen des Reiches hinaus, auf die deutschen Auslandsschulen gerichtet und im deutschen Schulverein mitgearbeitet.

Hier in Brüssel fand er als Leiter der Deutschen Schule Gelegenheit, sein pädagogisches Geschick der Menschenbehandlung und Menschenführung so recht zu entfalten. Nun blieben ihm zwar neben unbestrittenen Erfolgen bittere Enttäuschungen nicht erspart; denn zweimal zwangen die Kriegsläufte ihn, diese glänzende Position zu verlassen. Das zweite Mal besonders bitter, denn durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges schien sein bestes Lebenswerk für immer zerschlagen zu sein. Doch nach einem Schicksalsschlag mutlos zu verzagen ist nicht die Art eines echten Kämpfers für eine gute Sache. Zunächst erhielt er in dem verkleinerten Deutschland wieder eine Direktorstelle in Hamburg, um bald darauf als Gymnasial-Direktor in Cuxhaven der Nachfolger seines verdienstvollen Schwiegervaters zu werden und diese Anstalt weiter auszubauen. So schloß sich sein Lebenskreis, indem er nach seiner Auslandstätigkeit an seinen Ausgangspunkt, in seine 2. Heimat zurückgeführt wurde.

Aber wieder warteten größere deutsche Aufgaben seiner als Erzieher. Denn nunmehr erhielt er die ehrenvolle Aufgabe, die deutschen Auslandsschulen zu inspizieren. Dieses Amt führte ihn gleichsam als Botschafter deutschen Geistes nicht nur in die europäischen Länder, sondern auch in den schwarzen Erdteil nach Deutsch-Südwest-Afrika.

So erweiterte sich trotz erlittener Rückschläge ständig der Kreis seiner Wirksamkeit und brachte ihm am Ende seiner amtlichen Laufbahn die Genugtuung eines äußerlich und innerlich erfüllten Lebens ein.

Im Ruhestande hat Onkel Karl dann in seinem nimmermüden Geiste sich literarischen und historischen Forschungen zugewandt und nicht nur sich um die Goetheliteratur, sondern auch um die Heimatgeschichte Cuxbavens bleibende Verdienste erworben. Dann aber meldeten sich bei dem rastlos tätigen Mann, der bisher nie krank gewesen war, die Beschwerden und Krankheiten des Alters. Aber auch dieser ist er Herr geworden dank seiner starken Lohmeyerschen Konstitution, dank der selbstlosen Pflege seiner lieben Frau und nicht zuletzt dank der ärztlichen Betreuung seines Schwiegersohnes. Und jetzt in seinem 88-zigsten Lebensjahre darf er dankbar auf ein erfülltes Leben zurückblicken, und sein altes, aber noch immer junges Herz kann sich erfreuen an dem glücklichen Gedeihen seiner Kinder und Enkel.

Möchte er diese Freude des Großvaters noch lange Zeit gelassen und friedlich genießen! Darauf bitte ich Euch jetzt, mit mir das Glas zu erheben! Onkel Karl lebe hoch!

Martha Lohmeyer
(1. 5. 1870 – 4. 2. 1958)

Aus dem Ehemaligenblatt der Schule

Aus „Der Leopoldiner“ (Ehemaligenblatt des Detmolder Gymnasiums)
Heft 11 (November 1958)

Unser neues Ehrenmitglied Oberstudienrat a. D. Dr. Karl Flemming.

Nachstehend bringen wir einen Selbstbericht aus dem bisherigen Leben des ausgezeichneten Altphilologen und Pädagogen Dr. Karl Flemming, der aber in der bescheidenen Aufzeichnung längst nicht seine großen Verdienste als Lehrer am Leopoldinum und in ehrenamtlicher Tätigkeit zum Ausdruck bringt. Die vielen Schüler Dr. Flemmings werden sich sicherlich beim Lesen des Lebenslaufes dieses aufrechten Mannes gern der Stunden erinnern, in denen er ihnen die Sprachen der Antike und Freude an den Idealen des Humanismus vermittelte.

Die Schriftleitung

Als drittes Kind des Pastors Hugo Flemming und seiner Ehefrau Elisabeth, geborene Lohmeyer, wurde ich am 13. November 1887 in Colenfeld b. Wunstorf geboren. Nach dem allzu

frühen Tode meines Vaters kehrte meine Mutter 1891 mit ihren vier kleinen Kindern nach Detmold in ihre schöne lippische Heimat zurück, die nun auch die meinige werden sollte und die mir, je fester ich in ihr Wurzeln faßte, um so teurer wurde. Von 1894 bis 1906 besuchte ich die Vorschule und das Gymnasium Leopoldinum, das mir das erste geistige Rüstzeug für meine spätere jahrzehntelange Arbeit an eben dieser Anstalt gab. Vielen Dank für diese meine Knabenausbildung schulde ich vor allem dem Gymnasialdirektor Wilhelm Gebhard und den Professoren Winkelsesser, Weerth, Thorbecke und Jensen. Nach bestandenem Abitur bezog ich die Universität Bonn, um klassische Philologie und Geschichte zu studieren, und setzte diese Studien von 1907 ab in Göttingen fort. Wohltätig empfand ich ein vierjähriges Stipendium der Clostermeierstiftung, deren Verwaltung ich seit 1941 bis heute führe. 1911 schloß ich mein Universitätsstudium ab, nachdem ich mit einer Doktordissertation de Macarii Aegyptii scriptis quaestiones promoviert und bald danach das Staatsexamen in klassischer Philologie und Geschichte für die Oberstufe bestanden hatte.

Für die praktisch-pädagogische Ausbildung wurde ich für je ein Jahr dem Matthias Claudius-Gymnasium in Wandsbek und dann dem Kgl. Gymnasium in Rendsburg zugewiesen. Zwischendurch genügte ich 1912 bis 1913 meiner militärischen Dienstpflicht im I.R. 114 in Konstanz. Hier bot sich mir infolge großzügiger Urlaubsgewährung die Möglichkeit, erstmals die landschaftlich so reizvollen und geschichtlich bedeutsamen Stätten des Schwabenlandes wandernd kennenzulernen. Im 2. praktischen Ausbildungsjahr wurde ich von der Fürstlich-Lippischen Regierung zu Ostern 1914 nach Lemgo in eine neu eingerichtete Hilfslehrerstelle am dortigen Gymnasium berufen. Diesem Rufe folgte ich freudig, und da ich nunmehr den ersten selbständigen Unterricht erteilen konnte und auch durch die fürstliche Besoldung von monatlich 175,– M finanziell auf eigenen Füßen stand, verlebte ich in der damals noch stillen und verträumten Alten Hansestadt frohe Wochen, die mit ernster Arbeit und heiterer Geselligkeit ausgefüllt waren. Unvergeßlich und in der Rückschau sonnig verklärt ist für mich das letzte noch unter der Gunst des Friedens fröhlich und unbeschwert gefeierte Schützenfest.

Von einem guten Bekannten eingeführt, fand ich als Fremder in einigen mit liebenswürdigen Töchtern gesegneten Bürgerfamilien sofort die herzlichste Aufnahme.

Doch kurz darauf hallte die Welt von Kriegsgeschrei wider. Wie alle wehrfähigen Männer wurde ich zu den Waffen gerufen. Nach kurzem Dienst bei dem in Detmold aufgestellten L.I.R. 15 in Diedenhofen wurde ich zu dem R.I.R. 30 in die Champagne versetzt, dem ich bis zum Ende des Krieges als Leutnant angehört habe, meist als Batls.-Adjutant und Ord.Offzier des Regiments tätig. Mit diesem Regiment habe ich bis auf ein mehrmonatiges Intermezzo an der Ostfront (Rückeroberung Galiziens im Sommer 1917) an den Abwehrschlachten im Westen teilgenommen und abgesehen von einem gefährlichen, aber glücklich überstandenen Kopfschuß bin ich in dem Grauen der Materialschlachten gnädig bewahrt geblieben. Nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges meldete ich mich bei Herrn Direktor Gregorius, dem damaligen Leiter des Leopoldinums, an das ich im Juli 1918 von Lemgo als Oberlehrer versetzt war.

Damit waren meine Wanderjahre beendet. Da meine praktische Lehrerausbildung durch den Krieg jäh abgebrochen war, galt es nunmehr, das Versäumte und in vier langen Kriegsjahren Vergessene durch stramme Arbeit von einem Tag zum andern nachzuholen. Doch die in der wissenschaftlichen und praktisch-pädagogischen Ausbildung gelegten Grundlagen erwiesen sich als tragfähig. Der Unterweisung meiner verehrten Universitätslehrer, von denen ich nur einen, den väterlich gütigen Freund, Professor D. Dr. Rudolf 0tto, namentlich hervorhebe, verdanke ich, daß wir in strenger methodischer Arbeit angeleitet wurden, wissenschaftlich zu arbeiten, d. h. eine Aufgabe objektiv anzufassen und unvoreingenommen durch persönliche Neigungen und Vorurteile durchzuführen – ein Gewinn, den jeder Studierende neben seinem Fachwissen als Frucht seiner akademischen Ausbildung von der Hochschule mitbringen sollte. Pflichtbewußtsein und Dienstauffassung aber habe ich in meiner praktischen Ausbildung und nicht zuletzt als Offizier des R.I.R. 30 unter zwei vorbildlichen Regimentskommandeuren gelernt.

Nachdem ich in Detmold 1919 seßhaft geworden war, habe ich 37 Jahre als Lehrer am Leopoldinum gewirkt unter den Direktoren Gregorius, Altfeld, Schulte, Klingler und Reich. Es war eine schöne Tätigkeit, die mich ganz erfüllte. Ich habe mich bemüht, unsere Jungen in die Welt des klassischen Altertums einzuführen und ihnen eine auf die Wurzeln unserer abendländischen Kultur zurückgehende Bildung zu vermitteln, Das war nicht immer leicht, denn die Interessen der Jugend waren und sind vorwiegend der rapide fortschreitenden Technik und dem Sport zugewandt. Trotzdem hoffe ich, daß meine Bemühungen, die Jungen humanistisch zu bilden, nicht ganz umsonst gewesen sind. Denn da mir die humanistische Aufgabe eine Herzenssache war, habe ich bis zur letzten Stunde freudig und mit Passion unterrichtet. Mein persönliches Verhältnis zu den Schülern war im Gegensatz zu meiner eigenen Schulzeit ein menschlich nahes, auf gegenseitigem Vertrauen gegründetes, der Umgangston ein frisch lebendiger und natürlicher, nur zuweilen, wenn die Situation es erforderte, war er soldatisch rauh, doch nicht minder herzlich, wie auch ein gelegentlich zur seelischen Aufmunterung erteilter freundschaftlicher Rippenstoß von mir nicht böse gemeint war.

Lange Jahre war ich auch am Leopoldinum Fachleiter für die alten Sprachen. In dieser Eigenschaft hatte ich die unserer Anstalt zugewiesenen Studienreferendare, soweit sie Lateinisch und Griechisch als Lehrfach hatten, in die Methodik des altsprachlichen Unterrichts einzuführen. So sehr mich auch diese Arbeit befriedigte, bei der ich selber viel hinzulernte, ein sonderbares Gefühl konnte ich dabei nicht loswerden: denn die pädagogische Prüfung,

auf die ich die jungen Leute vorbereitete, hatte ich selber, da seiner Zeit der erste Weltkrieg dazwischen kam, niemals abgelegt.

In dieser erfreulichen Arbeit des täglichen Umgangs mit meinen Schülern traf mich 1934 ein schwerer Schlag. Nach achttägiger schwerer Krankheit wurde mir meine liebe Frau, die 17 Jahre Freud und Leid treulich mit mir geteilt hatte, durch den Tod entrissen. Zwei Jahre darauf schloß ich eine zweite Ehe und fand in ihr das gleiche persönliche Glück wie in der ersten. Im Jahre 1933, nach der Machtübernahme Hitlers, trat ich freiwillig von dem mir zum 1. Oktober 1932 übertragenen Amte des Oberstudienrates zurück. Als nach dem zweiten Weltkriege, in dem ich als schon bejahrter Mann nicht mehr zur Wehrmacht einberufen wurde, die Scheidung des mammutartig angewachsenen Leopoldinums in zwei selbständige Anstalten durchgeführt war, wurde ich in dieses Amt am Leopoldinum I wiedereingesetzt. Obgleich die Bildungsarbeit im Unterricht weiterhin für mich die Hauptsache blieb, habe ich mich auch mit den mir aus dem neuen Amte erwachsenden Aufgaben der Verwaltung befreundet, und ich kann nicht verschweigen, daß die letzten Jahre meiner Berufstätigkeit, besonders durch die vertrauensvolle, enge Zusammenarbeit mit Herrn Direktor Reich, die beglückendsten meines Lebens waren.

Über die Altersgrenze hinaus habe ich noch mehr als drei Jahre halben Unterricht am Leopoldinum I erteilt. Das Ausscheiden aus der mir ebenso selbstverständlich wie lieb gewordenen Schularbeit wurde mir erleichtert durch eine unvergeßliche Fahrt nach Griechenland, die für mich die letzte Erfüllung meiner Lebensarbeit wurde.

In unserer Zeit, in der das wahre Menschsein erschwert ist und immer seltener wird, halte ich es auch weiter mit dem Wort des griechischen Dichters Epicharm ὡς χαρίεν ἐστ‘ ἄνθρωπος ὅταν ἄνθρωπος ᾖ: Wie lieblich ist es, wenn der Mensch ein wahrhafter Mensch ist.

Karl Flemming in der ersten Reihe ganz links

Aus „Der Leopoldiner“ (Ehemaligenblatt des Detmolder Gymnasiums) Heft 10 (September 1957) – im Original gibt es keine Abbildungen – Text: Karl Flemming

Kriegsgräberfahrt nach Griechenland (16. – 27. 4. 1957)

Wenn der Volksbund eine Kriegsgräberfahrt veranstaltet, versteht es sich von selbst, daß Totengedenken und Totenehrung im Mittelpunkt stehen. Das gilt auch für die zweite Griechenlandfahrt, die darüber hinaus noch eine so große Fülle unvergeßlicher Erlebnisse bot.

In einem von der italienischen Eisenbahnverwaltung gestellten Wagen 1. Klasse, in dem die 43 Fahrtteilnehmer nebst den beiden Reiseleitern auskömmlich PIatz fanden, fuhren wir nachts von München über den Brennerpaß ins Etschtal, das erfüllt war von dem weißen Rauch der zum Schutz der Weingärten angezündeten Feuer, und rollten in sausender Geschwindigkeit durch die Poebene nach Bologna, wo uns eine zweistündige Stadtrundfahrt durch die von Arkaden umsäumten Straßen einen flüchtigen Eindruck von dieser alten, berühmten Universitätsstadt bot. Der altrömischen Via Aemilia entlang erreichten wir bei Rimini das Adriatische Meer, das wir fortan meist auf unserer weiteren Küstenfahrt bläulich im Sonnenglanz schimmern sahen. Gutes Nachtquartier bot uns in Pescara das moderne Jolly-Hotel am Strande, wo wir morgens den rotglühenden Sonnenball aus dem Meere aufsteigen sahen. Auf der Weiterfahrt erblickten wir zur Rechten die felsigen Gipfel des Hochapennins mit dem 3300m hohen, verschneiten Gran Sasso d’Italia und die kleine Republik San Marino.

Bei der Fahrt durch die apulische Ebene glitten wir stundenlang durch wohlgepflegte Wein- und Ölbaumkulturen. Dabei fiel die große Zahl der alten, verkrüppelten, zum Teil ganz ausgehöhlten und von steinernen Pfeilern gestützten Baumstämme auf: groteske, bizarre Gestalten wie auf einem Märchenbild von Moritz von Schwind, zwischen deren lichten Reihen Futterkräuter und Gemüse in frischem Grün prangten. In Brindisi bringt uns ein Bus sogleich zum Hafen, wo unser Dampfer „Angelika“, dessen hold anmutender Mädchenname freilich über die offensichtlichen Gebrechen des alten Kastens nicht hinwegzutäuschen vermochte, bereits am Kai liegt. Im Hafen selber fällt unser Blick zunächst auf das hochragende Marineehrenmal, das, dem steil emporstrebenden Vorsteven eines alten Kriegsschiffes gleichend, dem deutschen Marineehrenmal in KieI-Laboe auffallend ähnlich sieht. In diesem zu allen Zeiten dem Verkehr nach Griechenland dienenden Hafen befinden wir uns auf historischem Boden. Alle alten Römer von Bedeutung, die ihre geistige Ausbildung ja in den Rhetoren- und Philosophenschulen von Athen und Rhodos genossen, haben in dieser Hafenstadt geweilt. Hier haben der große Cäsar und sein Nachfolger Augustus, dessen Broncedenkmal wir in der Stadt sehen konnten, zu den vernichtenden Schlägen gegen ihre Gegner (Schlachten von Pharsalos Anno 48 und Actium Anno 31 v. Chr.) ausgeholt, durch die sie ihre Alleinherrschaft und das römische Kaisertum begründeten.

Marineehrenmal in Brindisi

Bei der Anfahrt auf Korfu erblicken wir schon von weitem die hohen, den Hafen umgebenden Felsenburgen. Der dreistündige Aufenthalt bietet Gelegenheit zu einem Gang durch die Stadt, zu einem Besuch des deutschen Kriegerfriedhofes oder zu einer Fahrt nach der Kanonipromenade, wo man auf die durch Böcklins Gemälde berühmt gewordene kleine Insel Pontikonisi mit dem dunklen Cypressenhain unter sich in der Bucht hinabschauen kann. Die Insel Korfu soll die Heimat der glückseligen Phäaken gewesen sein – hier rettete sich der nach einem Sturm und Schiffbruch seiner letzten Gefährten und aller seiner Habe beraubte Odysseus schwimmend ans Land und machte die Bekanntschaft mit der lieblichen Königstochter Nausikaa und ihrem gastfreien Elternhause. – Südwärts steuernd passiert nun die „Angelika“ die Westseite der Insel Leukas, eine schroffe Steilküste, deren weißgrauer Kalk in der strahlenden Sonne hell glitzert. Diese schroffe Steilküste ist erst durch eines der letzten Erdbeben entstanden, durch das die Insel gespalten wurde und eine riesige Felsenmasse ins Meer abrutschte, von der nur noch ein Brocken wie die Ecke eines Würfels über den Meeresspiegel hinausragt. Auf der Südwestspitze der Insel, dem Cap Doukato, steht auf steiler Höhe ein Leuchtturm. Von hier sollen sich die Dichterin Sappho und andere von Liebeskummer bedrängte Frauen in die Fluten hinabgestürzt haben. Auf Leukas hat der bekannte deutsche Archäologe Dörpfeld viele Jahre Ausgrabungen geleitet und auch am Gestade seine letzte Ruhestätte gefunden. Denn er glaubte auf dieser Insel das von Homer so anschaulich beschriebene Ithaka gefunden zu haben. Natürlich wollen sich die Bewohner Ithakas diesen Ruhm, die Heimat des Odysseus zu sein, nicht nehmen lassen. Dieses felsige, von hohen, kahlen Bergen überragte, durch viele Bergsprünge und Buchten zerklüftete Eiland taucht jetzt vor unseren Augen auf. Aus einer offenen, breiten Bucht laufen wir durch ein schmales, natürliches Felsentor in den vortrefflich gegen Stürme geschützten beutelförmigen Hafen ein. Vor uns liegt das jüngst durch Erdbeben schwer zerstörte, aber inzwischen wieder sauber aufgebaute Städtchen. Die weißen Häuserreihen stufen sich von dem Gestade aus terrassenförmig an den grünen Berghängen empor, unterbrochen von blühenden Gärten und dunklen Cypressengruppen. In dem Hafen des traulichen Städtchens herrscht trotz des Karfreitags ein buntes, vielbewegtes Leben. Nicht anders ist es bei der nächsten Landung in Sami auf Kephalenia. Hochbeladene Gemüsekörbe und Dutzende von geschlachteten Hammeln, die Festbraten für die Ostertage, werden auf dem schmalen Kai ausgeladen. In Massen strömen neue Passagiere, die das Osterfest in Athen verleben wollen, in den Bauch des Schiffes hinein. Nach der Abfahrt zieht sich an dem bis dahin fast wolkenlosen, blauen Himmel dunkles Gewölk zusammen – ein Gewitter mit Regenschauern geht über uns nieder. Während der Nacht durchqueren wir den korinthischen Golf mit den langen Lichterreihen an beiden Küsten, und nach der Durchfahrt durch den schmalen, tief in den Fels hineingehauenen Kanal von Korinth ist es wieder Morgen geworden. Zur Rechten taucht aus dem hellen Dunst die Felseninsel Aegina auf und gerade vor uns das berühmte Salamis, auch ein aus dem Meere aufsteigendes, fast nacktes Felsengebirge. Schon erkennen wir geradeaus an den Rauchwolken den von Fabrikschloten umgebenen Hafen Piräus. Doch ehe wir zu ihm gelangen, fällt unser Blick auf die schmale

Pontikonisi

Meeresstraße, die sich zwischen der attischen Küste und dem Eilande, durch die Insel Psyttaleia und eine dornförmige Halbinsel, den „Hundeschwanz", noch verengt, hinzieht. Hier ist im Jahre 480 v. Chr. die denkwürdige Seeschlacht von Salamis geschlagen. Durch eine heimliche, listige Botschaft an den Perserkönig lockte der athenische Feldherr Themistokles die feindliche Flotte in den schmalen Sund, in dem sie ihre Übermacht nicht entfalten konnte und ihren, von einem Mitkämpfer, dem Dichter Aischylos, so lebendig geschilderten Untergang fand.

Dieser glorreiche Sieg der hellenischen Flotte hat für das griechische Volk und die Nachwelt höchste Bedeutung erlangt. Denn ohne die siegreiche Abwehr des Barbarenheeres und die Behauptung der Freiheit ist die in den folgenden Jahrzehnten zu so stolzer Höhe erhobene hellenische Kultur einfach undenkbar. Die alten Griechen waren sich wohl bewußt, daß die Freiheit, die nationale ebenso wie die persönliche, die unerläßliche Vorbedingung für geistiges Schaffen und jede schöpferische Leistung ist. In dem vollen Bewußtsein der neu erkämpften Freiheit und ihrer göttlichen Mission, die Welt und das Leben forschend zu durchdringen, schufen daher geistesmächtige Männer aller griechischen Stämme, vor allem aber Athens, das Perikles in seiner denkwürdigen Leichenrede 430 als „Griechenlands Hohe Schule“ preist, die ersten Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis. Daher gibt es im heutigen Abendlande kaum eine Wissenschaft, die nicht mit ihren Anfängen auf die Forschung der alten Griechen zurückgeht und die nicht noch heute den ihr von den Hellenen gegebenen Namen führt.

Als uns der Bus auf der schnurgeraden Straße nach Athen bringt, liegt die Akropolis, das Ehrfurcht gebietende Wahrzeichen der Stadt, unter einem wolkenverhangenen, trüben Himmel. Abstieg in dem von Fremden, besonders Deutschen überfüllten „Heim der Kaufleute“. Vom 7. Stock dieses Hotels hat man einen Überblick über das ausgedehnte Häusermeer der Großstadt, über das die Akropolis und der kegelförmige Lykabettos mit der Kapelle des Heiligen Georg emporragen. Aber es ist für athenische Verhältnisse ungewöhnlich kalt. Am ersten Nachmitttag – Sonnabend vor dem von der griechisch-orthodoxen Kirche als höchstes Fest gefeierten Osterfeste – fährt die Mehrzahl unserer Reisegesell-

schaft zu dem deutschen Friedhof in der Vorstadt Kokkinia hinaus. Andere suchen das Zentrum des klassischen Athen, die Akropolis, auf. Inzwischen hat sich nach einem Regenschauer der Himmel aufgeklärt, die Stadt und die sie umschließenden Berge, vor allem der „honigreiche Hymettos“, leuchten in prächtigem Farbenspiel. Wir steigen die steilen Stufen der Propyläen empor und machen an dem zur Rechten auf einer Bastion vorspringenden zierlichen Tempel der Nike eine beschauliche Atempause. Durch das hohe mittlere Tor erreichen wir die Burghöhe. und nun steht der ehrwürdige Parthenon unmittelbar vor uns. Wie ein weihevoller Schauer überläuft es den Betrachter bei dem Gedanken, daß vor zweieinhalbtausend Jahren Männer wie Themistokles und Perikles, Sokrates und Platon sowie die drei großen Tragödiendichter die gleichen Stufen zu dem Nationalheiligtum hinaufzusteigen pflegten. Eine wechselvolle Geschichte, Kriege und Erdbeben haben diese Bauwerke, stumme Zeugen einer großen Menschheitsepoche, über sich ergehen lassen, und trotz der unheilvollen venetianischen Bombe, die 1687 den „Jungfrauentempel“ zur Ruine machte, steht noch heute der Beschauer bewundernd vor diesem wuchtigen, durch edle Maße und Formen ausgezeichneten dorischen Tempelbau. Die elegante, auf ionischen Säulen ruhende Vorhalle des Erechtheions und der kleine Anbau der Korenhalle mit dem von würdigen Frauengestalten getragenen Gebälk erregen immer von neuem das Entzücken der vielen Besucher. Es folgt ein besinnliches Verweilen in dem am Südhange der Burg in den Felsen gebauten Dyonisostheater, der Geburtsstätte der Tragödie, wo wir auf den laut Inschriften den Priestern und Archonten vorbehaltenen, marmornen Ehrensesseln eine Weile beschaulich ausruhen.

Poseidon-Tempel, Kap Sunion (Foto: rumer279)

Die Ostertage sind ausgefüllt mit Fahrten über das trauliche byzantinische Kloster Daphni zu den mit Athen durch die heilige Straße verbundenen Mysterienheiligtümern in Eleusis und zu dem die Südspitze Attikas bildenden Kap Sunion, von dessen Felsenhöhe zu Füßen der einsamen Säulen des Poseidonstempels der Blick über die Weite des Meeres schweift von den vorderen Kykladen über Aegina bis zu den Felsgestaden des Peloponnes. Ein scharfer Nordwind wühlt das blaue Meer auf, so daß jede Welle mit einem silberhellen Schaumkranze gekrönt ist.

Der letzte Abend in Athen beschert uns einen tiefgründigen Vortrag in der deutschen Schule mit Lichtbildern fremder und deutscher, vom Volksbund angelegter Kriegerfriedhöfe. Am nächsten Vormittag, dem letzten der so kurzen vollbesetzten Tage in Athen, vereint uns die Totengedenkfeier auf dem Friedhofe in Kokkinia. Wieder wie im Vorjahre zeigt diese Ruhestätte der deutschen Soldaten die Liebe und pietätvolle Pflege, die Frauen der deutschen Kolonie freiwillig und selbstlos ihr angedeihen lassen. Inmitten der drei Gräberfelder, die von immergrünen Fettpflanzen mit blutroten Blüten bedeckt sind und auf denen für je vier Tote

ein schlichtes Holzkreuz mit Namentafeln errichtet ist, erhebt sich ein mächtiges Hochkreuz als Ehrenmal. Hier vereint uns eine stille Gedenkstunde, in der der Redner im Namen des Freundeskreises des Volksbundes sich zu der Ehrenpflicht, die Grabstätten würdig zu betreuen, bekennt.

Bald nach dem Mittagessen fährt uns der Bus wieder zum Piräus hinab. Ein letzter Blick gilt der Akropolis. Wir gleiten an Salamis vorbei, und während der Sonnenball hinter den dunklen Wolken im Westen langsam hinabsinkt, färbt sich das bis dahin tiefblaue Meer zu purpurner Glut. Als wir die Landenge des Isthmus mit dem Kanal hinter uns haben, erstrahlen vor dem aus dem Dunkel aufragenden Felsklotz Akrokorinth die Lichterreihen von Neukorinth, die sich fast ohne Unterbrechung an dem südlichen Gestade bis Patras fortsetzen. Wieder grüßen wir wie auf der Hinfahrt Sami und Ithaka vom hohen Deck herab, wo trotz des frühen Morgens wieder ein lebhaftes Getriebe in den Häfen herrscht. Zwischen den erwachsenen Männern am Kai wirbelt mit anderen Kindern ein kleiner Dreikäsehoch mit dunklem Lockenhaar, braunem Gesicht und schwarzen Händen umher und bettelt mit auffälligen Gesten um ein paar Lepta. Sobald er ein Geldstück vom Bord herabfallen sieht, stürzt er darauflos, wirft

Verona, Piazza dei Signori 1957 (Foto Michael Lucan)

sich zu Boden, wälzt sich im Staube, und wenn er die Münze glücklich vor seinen kleinen Konkurrenten erhascht hat, hält er sie mit triumphierendem Lächeln in die Höhe und läuft zu seinem Vater, der sie in seiner Rocktasche verschwinden läßt.

Die Rückfahrt durch das ionische Meer, das mit seinen großen, kleinen und kleinsten Inseln dem Auge immer neue wechselnde Bilder zeigt, stand wettermäßig unter einem noch günstigeren Stern als die Herfahrt. Die Luft war wärmer geworden, die Sonne strahlt leuchtend hell über dem Meere, ein Schwarm von etwa 30 Möven umkreist in wiegendem Reigenflug ständig unser Schiff. Auf den oberen Decks drängen sich die Fahrgäste um die Sonnenplätze.

Wieder zeigt die Färbung des Meeres alle Schattierungen des Blau, von dunklem Violett bis zu dem zartesten Vergißmeinnichtblau, das gegen den leuchtend weißen Küstensaum der Inseln wundervoll absticht.

Nach zweistündigem Aufenthalt in Korfu suchen wir nachts in der engen, heißen, schlecht lüftbaren Kabine noch ein paar kurze Stunden Schlaf zu erhaschen. In Brindisi bietet uns der Straßenmarkt ein buntes Bild südlichen Handels: in langen Reihen steht Bude an Bude, in denen eine verschwenderische Fülle von Obst, Gemüse, Fleisch und Fischen sowie Stoffen, Schuhen und Bekleidungsstücken jeder Art aufgehäuft ist. Die stundenlange Bahnfahrt durch den italienischen Stiefel zeigt uns viele Bilder, die wir von der Herfahrt schon kennen. Doch wir stellen fest, daß in der dazwischenliegenden Woche die Vegetation erheblich fortgeschritten ist und daß die Weinreben und Feigenbäume sich inzwischen mit frischem, grünem Laub geschmückt haben.

Nach nur knapp bemessener Nachtruhe in Ankona dürfen wir bei mehrstündigem Aufenthalt auf einer Stadtrundfahrt noch einen flüchtigen, aber sehr eindrucksvollen Einblick in die durch das Herrschergeschlecht der Skaliger geprägte Stadt und Festung Verona tun:

Die edle romanische Basilika San Zeno, das imposante altrömische Amphitheater und besonders die unvergleichlich schöne, von hohen, turmgekrönten Bauten umschlossene Piazza dei Signori mit dem ehrwürdigen Dantedenkmal, werden allen Fahrtteilnehmern in bester Erinnerung bleiben. In der Nachtfahrt über den Brenner kommt auch der auf der ganzen Reise zu kurz gekommene Schlaf nicht zu seinem Recht. Daher treffen wir frühmorgens ermüdet, doch freudig bewegt von den erhebenden Erlebnissen der Hellasfahrt, wieder in München ein, wo wir uns nach einem Abschiedswort von Herrn Dr. Walter mit herzlichem Händedruck voneinander trennen.

Denen unter uns, die ein ihnen teures Soldatengrab auf fremden Boden aufsuchten, um daran betend zu verweilen, mag bei allem Herzensweh das stolze Wort einen gewissen Trost geben, das der große Staatsmann Perikles in seiner Rede auf die athenischen Kriegsopfer des Jahres 430 gesprochen hat und das seine späten Nachfahren sinnvoll an dem Grab des Unbekannten Soldaten in schimmernden Marmor haben einmeißeln lassen:

„Kampferprobter Männer Ruhestätte ist jedes Stück Erde.“

Dr. Flemming

30 Jahre Abitur

Es ist schon bald zur Tradition geworden, daß sich — angeregt durch das Mitteilungsblatt der „ehemaligen Leopoldiner“ — jedes Jahr ein geselliger Kreis alter Pennäler in Detmold zusammenfindet, um im Rahmen des Leopoldinertreffens ein Wiedersehen zu veranstalten. So auch jetzt.

Am 18. März 1927 — vor genau 30 Jahren — zitterten 14 Oberprimaner des Gymnasiums Leopoldinum, wie es ja damals noch offiziell hieß *, im Abiturientenexamen. Es waren: Karl Baxmann aus Detmold, Erich Brackmann aus Bad Lippspringe, Heinz Braune aus Detmold, Dieter Burchard aus Detmold, Fritz Gnade aus Detmold, Walter Herbst aus Hakedahl, Emil Ibing aus Detmold, Otto Jobst aus Detmold, Erich Krüger aus Detmold, Jupp Müller aus Vinsebeck, Reimar Pohlman aus Detmold, Fritz Reichardt aus Heiden, Adalbert Rompe aus Detmold, Emil Wiehemeier aus Lothe.

Auch in unsere Reihen hat der zweite Weltkrieg eine erhebliche Lücke gerissen, so daß von 14 nur noch 8 am Leben sind. Im Kriege blieben: Baxmann, Gnade, Herbst, Krüger und Wiehemeier. Müller ist seit dem Abitur nicht mehr gesichtet, muß also als verschollen gelten.

Die acht Überlebenden aber waren sich einig, daß es sich lohnen dürfte, zum 30. Abiturjubiläum ein Wiedersehen zu veranstalten. Mit Ausnahme von Reimar Pohlmann, der sich ungeschickterweise kurz vor dem Treffen ein

* Irrtum des Einsenders: Vor 30 Jahren gab es kein „Leopoldinum“, sondern ein „Staatliches Gymnasium und Oberrealschule zu Detmold“; vgl. „Festschrift zur 350-Jahr-Feier“ S. 14: „Im Staat von Weimar“. Hierüber wird ausführlich in einem der nächsten Hefte berichtet werden.

v. l. um den Tisch herum sitzend: Dr. Brackmann, A. Rompe, Ibing, Reichardt, Dr. Flemming, Frau G. Petri geb. Ostmann, Burchard, Dr. Jobst und Dr. Braune

Dieselbe Klasse beim Abitur 1927. Vorn v. l. n. r.: Herbst, Pohlman, Dr. Flemming, Braune, Gnade. Hinten: Krüger, Baxmann, Jobst, Ibing, Wiehemeier, Reichardt, Brackmann, Burchard, — ? —, Rompe, Müller

Bein beim Skilaufen brach und deshalb nicht reisefähig war, versammelten wir sieben uns dann am 30. März 1957 zusammen mit unserem hochverehrten und unvergeßlichen Klassenlehrer, Herrn Oberstudienrat Dr. Flemming — unserm „Kurl" —, am Nachmittag im „Detmolder Hof". Viele von uns hatten sich seit mehr als 20 Jahren nicht mehr gesehen, und die Wiedersehensfreude war groß. Älter, dicker und gesetzter waren wir alle geworden, jeder hatte sein eigenes Schicksal hinter sich, aber die alten Erinnerungen an die selige Pennälerzeit knüpften schnell die alten Bande aufs neue. Die „alten Pauker" mit ihren Licht- und Schattenseiten erstanden wieder vor unsern Augen, und es wurde herzhaft gelacht über manch aufgewärmten Streich von damals. Dr. Flemming, der in äußerst rüstiger Frische in unserer Mitte weilte, hatte seine Freude an den witzigen Erzählungen und trug selbst einiges zur Auffrischung bei.

Besonders interessant aber berichtete Pütz Brackmann, der fast zehn Jahre in Stalingrad gesessen hat, von seinen Erlebnisssen als Arzt in Rußlands Gefangenenlagern. Für seine rührige Tätigkeit wurde er ja auch kurz nach seiner Rückkehr mit dem Verdienstkreuz an Bande ausgezeichnet. Auch derer, die nicht mehr unter uns weilen konnten, gedachten wir mit einem stillen Gedenkschluck.

Abends wurde die Veranstaltung der „ehemaligen Leopoldiner" im Hotel Kate besucht, wo uns ein mit Blumen geschmückter Tisch erwartete. Leider war die vorzügliche Musik für unsere gewollte stille Unterhaltung zu laut, so daß wir nochmals Lokalwechsel vornahmen; bis tief in die Nacht, als die Polizei bereits lange Feierabend geboten hatte, saßen wir zusammen.

Am nächsten Morgen aber ließen wir es uns nicht nehmen, unserer alten Penne mit ihrem großartigen Neubau einen Besuch abzustatten. Wir suchten unsere alten, mit Andacht seinerzeit beschnitzten Bänke, fanden aber nichts mehr davon; trotzdem war dieser Rundgang eine liebe Erinnerung. Ein Frühschoppen mit Damen beschloß dann unser Wiedersehen. Wir trennten uns mit dem festen Vorsatz: In fünf Jahren sehen wir uns wieder.

Dr. med. O. Jobst

Hotel Kate

(früher Hotel Arminius)

Inh.: Charlotte von Brudersdorff

früher:
Brocken-Hotel auf dem Brocken
Hotel „Weißes Roß", Halberstadt

Ein völlig renoviertes Haus
zentral, aber ruhig gelegen

Festsäle für Tagungen und Familienfeiern

Weinstube, Bierstübchen

Telefon **4618**

26 Zimmer mit fließendem Wasser
Ausreichende Parkmöglichkeiten
Zimmer in der Preislage zwischen DM 5,75-7,50
Mittagessen ab DM 2,50

Oberstudienrat Dr. Flemming 70 Jahre

Ein verdienstvoller Pädagoge — Mitbegründer der Vereinigung „Ehemaliger“

Detmold -to-. In seinem elterlichen Hause, Lagesche Straße 55, das in einer Bombennacht wenige Tage vor dem Zusammenbruch im Jahre 1945 in Schutt und Asche sank und hernach wiederaufgebaut wurde, vollendet am heutigen Mittwoch ein ebenso bekannter wie verdienter Detmolder Pädagoge sein 70. Lebensjahr: Oberstudienrat Dr. Karl Flemming.

Seine Wiege stand zwar in Kohlenfeld b. Wunstorf; aber der frühe

Tod seines Vaters, der als Pfarrer eine Gemeinde betreut hatte, veranlaßte die Mutter, mit dem damals dreijährigen Sohn in die Heimatstadt seiner Väter zurückzukehren. Hier in Detmold fühlte sich Karl Flemming als Kind bald recht wohl, wie er auch später alle Zeit sich mit der ihm liebgewordenen Residenzstadt durch sein erfolgreiches Wirken verbunden fühlte. Nach Abschluß der Reifeprüfung studierte er an den Universitäten Bonn und Göttingen Geschichte, Griechisch und Latein und unterrichtete dann nach Ablegung der Prüfung als junger „Oberlehrer“ am Rendsburger Gymnasium. Kurze Zeit sah man ihn hernach am Lemgoer Gymnasium, dann forderte auch ihn, der als Einjährig-Freiwilliger in Konstanz gedient hatte, der Krieg. Seine Tapferkeit an den Fronten wurde mit beiden Eisernen Kreuzen und mit einer hohen Auszeichnung des lippischen Fürsten belohnt.

Als die Waffen ruhten, wurde Karl Flemming am Detmolder Gymnasium (Leopoldinum) angestellt. Hier unterrichtete er ununterbrochen bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1952, um darüber hinaus weitere drei Jahre, da Altsprachler fehlten, mit einzelnen Unterrichtsstunden der Jugend zu dienen.

Ueber die Schule hinaus hat sich der in den Kreisen seiner Freunde und ehemaligen Schüler hochgeachtete und beliebte Erzieher unschätzbare Verdienste erworben. An die zwei Jahrzehnte leitete er den Detmolder Ortsbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge; heute noch ist er Pfleger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg für Detmold. Er ist Mitglied des Kirchenvorstandes Detmold-West und stellv. Synodale und zählt zu den Mitbegründern der Vereinigung ehem. Leopoldiner, die ihm für seine unermüdliche Mitarbeit vor allem bei der Gestaltung der Schrift „Leopoldiner“ sehr dankbar ist. 1956 und 1957 unternahm Dr. Flemming eine Griechenlandreise, deren Eindrücke in einem vielbeachteten Aufsatz einen bemerkenswerten Niederschlag gefunden haben.

Wenn wir dem heute 70jährigen verdienstvollen Pädagogen die herzlichsten Glückwünsche aussprechen, dann verbinden wir damit die Hoffnung, daß es ihm noch recht lange wie bisher zu wirken vergönnt sein möge. Zum Wohle derer, die sein reiches Wissen, seine großen Erfahrungen und sein reifes, abgewogenes Urteil zu schätzen wissen und begehren.

---

13. November 1957

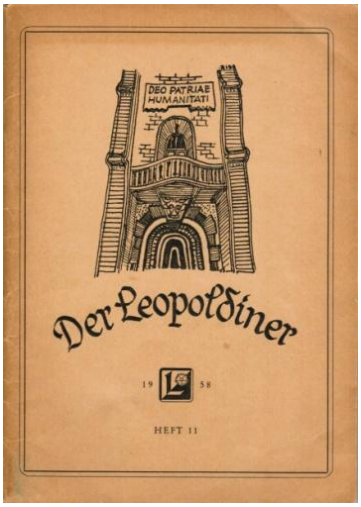
Aus „Der Leopoldiner“ (Ehemaligenblatt des Detmolder Gymnasiums)
Heft 16 (September 1960) – Text: Karl Flemming

IN MEMORIAM

Karl Weerth †

Am 7. Juni 1960, kurz vor Vollendung seines 79. Lebensjahres, ist der Studienrat i. R. Karl Weerth nach langem, schmerzvollem Krankenlager heimgegangen. Er gehörte einer alten lippischen Familie an, deren Name in unserem lippischen Raume einen guten Klang hat, einer Familie, die seit der Berufung des Generalsuperintendenten Ferdinand Weerth nunmehr in 6. Generation hier ansässig ist und die unserem kleinen Lande eine Reihe bedeutender Theologen, Schulmänner, Naturwissenschaftler und Geschichtsforscher geschenkt hat.

Nachdem Weerth im Jahre 1900 am Leopoldinum sein Abitur bestanden hatte, widmete er sich in Bonn, Berlin und Würzburg dem Studium der klassischen Philologie und Archäologie sowie der Geschichte. Dem jungen Studiosus war als Abkömmling einer Gelehrtenfamilie eine reiche geistige Mitgift mit auf den Lebensweg gegeben: ein scharfer Verstand, sicheres Urteilsvermögen, ein vielseitiges Interesse für alle geistigen Wissensgebiete und über den Bereich seiner eigentlichen Lehrfächer hinaus ein emsiges Bemühen, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen; dazu eine Festigkeit des Charakters, die sich in dem von ihm als recht und gut Erkannten durch nichts beirren ließ. Kurz, Weerth besaß eine ausgesprochene Veranlagung für und Freude an wissenschaftlichen Aufgaben. Die verstandesmäßige Seite seines Wesens wurde vorteilhaft ergänzt durch ein lebendiges Interesse an den bildenden Künsten, vor allem an der klassischen Musik, die ihm, mochte er sie an seinem Flügel spielend selber ausüben oder im Konzertsaal bedeutenden Künstlern lauschen, immer geistige Entspannung und seelische Erfrischung bereitete.



Mit diesen hohen Gaben ausgestattet, erwarb er sich durch ein breit angelegtes Studium in seinen Disziplinen umfassende, fest gegründete Kenntnisse. Viele seiner ehemaligen Schüler wissen ihm heute Dank für das, was er ihnen als feinsinniger Interpret der altklassischen Schriftsteller oder als Lehrer der Geschichte dargeboten hat. Seine Lehrtätigkeit übte er nach bestandenem Staatsexamen zunächst an einigen niedersächsischen Gymnasien aus, bis er im Jahre 1910 an seine Heimatanstalt als Oberlehrer berufen werde. Hier hat er knapp 2½ Jahrzehnte als Lehrer und Erzieher mit sichtlichem Erfolge gewirkt. Bei seiner immer zarten Gesundheit war er freilich genötigt, mehrmals einen Sonderurlaub zur Erneuerung seiner Schaffenskraft zu nehmen. lm Jahre 1933 fand seine Tätigkeit am Leopoldinum ein unvorhergesehenes, plötzliches Ende: da er den neuen Machthabern wegen seiner politischen Überzeugung als Sozialist und wegen seiner unerschrockenen Betätigung in dem Streit um die „Germanischen Heiligtümer“ W. Teudts unbequem war, wurde er ohne vorherige Rücksprache mit ihm in rücksichtsloser Weise vorzeitig in den Ruhestand versetzt.

In der Vollkraft seiner Jahre hat er neben seiner Berufsarbeit an allem, was sich in seiner engeren Heimat und darüber hinaus an wissenschaftlichem und künstlerischem Leben bot, regesten Anteil genommen. Schon als Student betätigte er sich aktiv an den von der Römisch-germanischen Kommission veranstalteten aufschlußreichen Ausgrabungen in Haltern.

Karl und Annie in den 1950er-Jahren

Vollends beanspruchten die Arbeiten des von seinem Großonkel Carl Weerth und später von seinem Vater Prof. Otto Weerth geleiteten Naturwissenschaftlichen Vereins und die von Prof. L. Schuchardt und Otto Weerth durchgeführten Grabungen im lippisch-westfälischen Raume sein vollstes Interesse. Mit den Leitern dieser frühgeschichtlichen Ausgrabungen trat er in persönliche, freundschaftliche Beziehungen und blieb mit ihnen in dauernder brieflicher Verbindung.

Daher war Weerth nach der ihm aufgezwungenen Amtsenthebung keineswegs um nützliche Arbeit verlegen; er sah vielmehr eine Fülle von wissenschaftlichen Aufgaben vor sich. So verfaßte er als rühriges Mitglied der Historischen Kommission für Westfalen eine gründliche Abhandlung über „Westfälische Landwehren“. Aus seinen familiengeschichtlichen Forschungen erwuchs ein anschauliches Lebensbild seines Großonkels Georg Weerth, der im Revolutionsjahr 1848 als Mitarbeiter an der von K. Marx und Ed. Engels herausgegebenen „Rheinischen Zeitung" das Feuilleton redigierte. Nebenher steuerte Weerth immer wieder zu den „Mitteilungen aus der Lippischen Geschichte und Landeskunde“ Aufsätze bei, vor allem über das vielerörterte, durch immer neue Theorien bereicherte, doch nach dem heutigen Stande des Quellenmaterials wohl kaum endgültig lösbare Problem des Verlaufes und der Lokalisierung der Varusschlacht. Um den naturwissenschaftlichen und historischen Verein insbesondere erwarb sich Weerth im vollen Bewußtsein der ihm von seinen Vorfahren auferlegten Verpflichtung große Verdienste. Da der Verein unter der nationalsozialistischen Diktatur nur ein schattenhaftes, stilles Dämmerdasein hatte führen können, verhalf er ihm 1946 nach dem militärisch-politischen Zusammenbruch als sein zeitweiliger Vorsitzender zusammen mit gleichgesinnten Männern zu einer neuen Blüte. Auch seine Lehrtätigkeit nahm er noch einmal für kurze Zeit wieder auf, indem er an der hiergegründeten Pädagogischen Akademie Vorlesungen über neuere Geschichte hielt.

So war das Leben des Heimgegangenen mit fruchtbarer Lehr- und Forschungsarbeit voll ausgefüllt. Das spürten wir, seine Freunde, wenn wir mit ihm zu einer guten Stunde daheim in seinem stillen, nach dem schönen, wohlgepflegten Garten hinaus gelegenen Studierzimmer oder in einem Gasthause bei einem Glase Wein Zwiesprache hielten. Dann berichtete er angeregt und anregend zugleich über die ihn gerade beschäftigenden wissenschaftlichen Arbeiten. Oder er erzählte, da ihm ein untrügliches Gedächtnis eigen war, launig oder gar mit sprühendem Witz von seinen mannigfachen Reisen und seinen Begegnungen mit interessanten Menschen, mit gleicher menschlicher Anteilnahme, welcher gesellschaftlichen Schicht sie auch angehören mochten.

Karl Weerths Andenken wird, nun wo er im Grabe ruht, unvergessen bleiben bei allen Freunden unserer lippischen Heimat, denen die Erforschung lippischer Geschichte und die Bestrebungen des lippischen Heimatbundes am Herzen liegen, nicht zuletzt auch den alten Leopoldinern, denen er für ihre Zeitschrift manchen guten, ernsten oder heiteren Beitrag geliefert hat. Er ruhe in Frieden! K. F.

KARLS ZWEITE FRAU: ANNIE REICHWAGEN (HOCHZEIT 9. MAI 1936)

Lebenslauf

Ich wurde als Tochter des Zigarrenfabrikanten F. W. Reichwagen (i/Fa. Lüdering & Reichwagen) und seiner Ehefrau Luise, geb. Rathgen am 16. Januar 1892 zu Bremen, Nordstrasse Nr. 94 geboren.

Meine Kindheit verlief glücklich und sorglos im Elternhause. Mit meinem 6. Lebensjahre 1898 kam ich in die Höhere-Privat-Mädchenschule von Fräulein Helene Wegener, Georgstrasse Nr. 43, wo ich nach 10jähriger Schulzeit im Herbst 1908 mit dem Reifezeugnis entlassen wurde. Ostern 1908 wurde ich bei Herrn Pastor Burggraf in der Ansgari-Kirche zu Bremen konfirmiert.

Im Mai des Jahres 1909 kam ich für ein Jahr in ein Pensionat nach Marburg a/d Lahn von Frau Dr. v. Lengerke. Neben einer gründlichen Anleitung im Haushalt und in der Kochschule nahm ich auch an dem wissenschaftlichen Unterricht mit teil.

Sofort nach meiner Rückkehr nach Bremen betätigte ich mich viel auf socialem Gebiet. (Kindervolksküche/Prangenstrasse, Bahnhofsmission, Kinderbewahrungsanstalt/Calvinstr.) Bei Ausbruch des Krieges übernahm ich verschiedene ehrenamtliche Tätigkeiten des Roten-Kreuzes in Bremen. Angeregt durch diese socialen Arbeiten, wurde der Wunsch nach einem Beruf in mir immer grösser und stärker. Leider stiess ich auf heftigen Widerstand von Seiten meines Vaters, der noch auf seine alten Ansichten bestand und die Tochter nicht im Berufsleben sehen und wissen wollte. So musste ich versuchen, mir meinen Weg durch eigenes Handeln selbst zu schaffen.

Ich trat dann im November 1918 als Volontärin in der Lesehalle am Ansgarikirchhof unter Leitung von Herrn Dr. Heidenheim ein und war dort bis zum 30. Juni 1921 in der Ausleihe der Bücherei, im Büro und in der Karthothek beschäftigt. Leider erforderten es die Zeitverhältnisse, dass den jüngeren Assistentinnen die Kündigung ausgesproohen wurde, wegen der trostlosen finanziellen Lage der Bibliothek. Nunmehr war ich gezwungen mich um einen anderen Posten zu bemühen, da inzwischen auch meine alten Eltern durch die Inflation ihr ganzes Vermögen verloren hatten.

Am 15. September 1921 trat ich dann als Privatsekretärin bei der Firma Runge & Scotland Bremen, Kirchbachstrasse Nr. 203 ein, wo ich mich noch zurzeit nach fast 15jähriger

Tätigkeit in ungekündigter Stellung befinde. Meine Arbeit erstreckt sich auf Kassen- Steuer- Lohn- Bankwesen, Gehaltsabrechnungen, ich führe sämtliche Bücher (amerik. Journal) bis zur Bilanz; besitze Generalvollmacht beider Herren und nahm in jeder Beziehung eine Vertrauensstellung der Chefs ein. Bei dem grossen Personalabbau habe ich in letzter Zeit auch die Schreibmaschine bedienen müssen, ebenfalls die Telefoncentrale, auch musste ich den Schalterdienst mit versehen.

Nach dieser langjährigen Praxis denke ich mir zutrauen zu können in jedem anderen Betriebe eine Vertrauensstellung als Sekretärin pflichtgetreu ausfüllen zu können.

<u>Zeugnis von Runge + Scotland</u>

Fräulein Anni Reichwagen

ist vom 15. September 1921 bis zum 31. März 1936 unsere Mitarbeiterin gewesen.

Ihre Arbeitsgebiete, die sie bald selbstständig übernehmen konnte, waren:

Lohn= + Steuerwesen,
Korrespondenz + Bankwesen,
Buchhaltung + Bilanz.

Fräulein Reichwagen gebührt unser aufrichtiger + herzlicher Dank für eine fast fünfzehnjährige Mitarbeit von seltener Umsicht + seltenem Fleiss + in einer Treue + Aufopferung, die als Vorbild dienen mögen.

Durch gute und schlechte Zeiten begleitete uns ihre selbstlose Sorge um ein gute Gelingen.

Unserm Vertrauen war nirgends eine Grenze gesetzt, sodass wir ihr auch die Generalvollmachten für unsere geschäftlichen + unsere persönlichen Vertretungen übertrugen, in der niemals wankenden Gewißheit, sie in den treuesten Händen zu wissen.

Dieses unbeschränkte Vertrauen wurde Fräulein Reichwagen auch von allen unseren Bauherren + Geschäftsfreunden entgegengebracht, die ihre Sachlichkeit und gleichmäßige Freundlichkeit ebenso wie wir zu würdigen wussten.

Selten wird sich ein ähnliches Beispiel treuer Erfüllung übernommener Plfichten wiederfinden.

Die Trennung wird uns erleichtert durch die Zuversicht, daß Fräulein Reichwagen im Ehestand, den sie am 9. Mai 1936 mit Herrn Studienrat Flemming eingeht, ein reiches Glück beschieden sein wird.

Bremen im Mai 1936.

Alfr. Runge
Runge + Scotland
Ed. Scotland

Möge dieses Stück Alt-Meissen, das wir mit den allerherzlichsten Glückwünschen übersenden, eine freundliche Erinnerung sein an

Runge + Scotland

Bremen, am 9. Mai 1936.

Auf der Hochzeitsreise besuchten Annie und Karl seine Schwester Marie Kern in Itzehoe. Darüber schreibt Marie in einem Brief vom 13. Mai 1936:

[…] Heute früh reisten sie ab u. wollen heute Nachm. gegen 5 Uhr ihren Einzug in Detmold halten. Du glaubst gar nicht, wie schön und freundlich das Zusammensein war mit den beiden. Sie waren so froh und reich in ihrem Glück, daß sie allen Menschen, die ihren Weg kreuzten, etwas abgeben mußten von ihrer Freude. Von Sonnabend bis gestern Nachmittag (gegen 4 Uhr kamen sie zu uns) waren sie in der holsteinischen Schweiz, die sie bei Sonnenwetter u. Maiengrün in jeder Weise genossen hatten. Meine Schwägerin sagte mir, „Es ist mir immer noch wie ein Traum, wenn ich morgens aufwache u. brauche nicht in mein Büro. Ich kann es gar nicht fassen, daß ich an einem Alltag im Maienwalde auf der Hochzeitsreise war mit meinem lieben Mann." Sie erzählten von der feierlichen Trauung u. der Rede des Pastors über „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen."[65] Wir hatten alles wieder so festlich u. gemütlich als möglich gemacht u die Sonne half uns dabei wie noch nie in diesem Jahre. Wir hatten einen Maientag mit blauem Himmel. Im Garten blühte alles an Blumen und Bäumen. Die Fahne schlug leise im Winde u. die vielen Vögel, die um unser Haus nisten, machten ein Konzert, das nur von Frau Nachtigal, die abends im Nachbargarten von 10–11 sang, übertroffen wurde. […]

Annie und ihre Schwester Gertrud Möbius

Im Folgenden zwei Beispiele für die Auswüchse der Dauerfehde zwischen Annie und ihrer ein Jahr jüngeren Schwester Gertrud Möbius. Der erste Brief wurde von Gertrud aufgrund der zerrütteten Beziehungen der Schwestern im Oktober 1958 an Annies Anwalt geschickt – mit dem Auftrag, ihn an Annie weiterzuleiten:

[65] Psalm 121,1

Gertrud und Annie Reichwagen
in glücklicheren Kindertagen

Detmold, Datum des Poststempels

Frau
Anni Flemming geb. Reichwagen
Detmold
Lageschestrasse 55

Der Auszug der Grabpapiere meiner elterlichen Grabstätte dürfte wohl nicht vollkommen sein. In jeder Graburkunde ist die Liegezeit eingetragen und angegeben; dieser Punkt ist in meiner Sache ausschlaggebend.

Mehr als überrascht und verwundert war ich, daß Du als alleinige Besitzerin der Bremer Grabstätte Dich 1949 hast eintragen lassen, – 6 Jahre nach Mutters Tod. Und mit welchem Recht? –

Karl und Annie April 1956

Das elterliche Grab ist Erbengemeinschaft, 1931 gab ich das Geld zum Kauf der Grabstätte. Bei der Erbteilung nach Mutters Tod 1943 habe ich mir das Geld aus der Erbmasse zurückgeben lassen, nachdem auch Ihr Eure verschiedenartigen Forderungen und Abrechnungen aus der gemeinsamen Erbmasse beansprucht und bekommen habt. Niemals hast Du persönlich das Grab bezahlt, um Dir ein derartiges Recht, als Besitzerin zuschreiben zu lassen. –

Bei der Friedhofsverwaltung in Bremen werde ich natürlich beantragen, daß ich genau wie Du, als Eigentümerin in Erbengemeinschaft eingetragen werde.

Daß Dir nicht die Ruhestätte der Eltern heilig ist, um selbst hier erneute Schwierigkeiten zu schaffen, kann ich nur als unchristlich und geradezu pietätlos bezeichnen. Durch Dein Verhalten hast Du mich gezwungen, andere Wege einzuschlagen.

Ein bedeutender Mann, – es war Napoleon – tat einst den Ausspruch:

„Die Familie sollte ein fester Bund sein, –
und keine gegenseitigen Verschwörungen."

Die Schwester
[gez.] Frau Gertrud Möbius
geb. Reichwagen

Detmold, 16. 5. 69

Sehr geehrte Frau Quabbe,

Auf Ihr Telefongespräch zurückkommend + nach mehrtägiger Überlegung ist es mir nicht möglich, die Verbindung mit meiner Schwester wieder aufzunehmen, dazu sind die Beleidigungen + Verdächtigungen, die sie mir und vor allen Dingen meinem Mann angetan hat, zu schwerwiegend.

Ich kenne meine Schwester am besten + weiss, wie nutzlos alles sein würde + nur zu neuen Aufregungen + Zerwürfnissen führte, wie schon so häufig. Auch ist mein Vertrauen ihr gegenüber zerbrochen + ohne Vertrauen kann man nicht wieder aufbauen.

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie den Versuch gemacht haben, eine Annäherung zwischen uns anzubahnen. Auf Einzelheiten möchte ich nicht eingehen, das hat keinen Zweck. Die sich durch Jahrzehnte hinziehenden Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen ist unmöglich. Wäre meine Schwester, wie sie damals fest versprochen hatte, nach Hannover verzogen, hätte sie einen grossen Freundeskreis vorgefunden u wäre nicht einsam. Ich würde ihr raten, sich im Altersheim anzumelden, wie ich es auch schon getan habe, dort hätte sie Bekannte, Unterhaltung + Versorgung. Sie haben alles nur einseitig gehört, daß ich wohl seelisch + nervlich ebenso stark gelitten habe, wie meine Schwester,
möchte ich nur erwähnen.

Selbst auf die Gefahr hin, in Ihren Augen ein böser und harter Mensch zu sein, kann ich nicht anders handeln.

Mit freundlichem Gruss

Frau A. Flemming.

<u>Karl für Annie zum 70. Geburtstag</u>

Zum 16. Januar 1962.

Nun, da in Deiner Lebensreise Jahren
Die volle siebenzig sind geschenkt,
sei dankbar unser Blick zu dem erhoben,
den über uns in seinem Himmel droben
mit Vaterhänden irdsches Dasein lenkt.

Ihm sei in voller Glaubenszuversicht vertraut
Dein teures Leben, das er alle Jahre neu
bewahrt hat in des wirren Zeitenlaufs Gefahren
und, auch in seiner Vaterart sich stets getreu,
behüten möge in den künftgen Jahren.

Annie Sommer 1973

Karl an Annie

Detmold, d. 18. 4. 62

Meine geliebte Anni,

Wir Menschen wissen nicht, wann nach dem Willen des allmächtigen Gottes, des Herrn über Leben und Tod, unsere letzte Stunde schlagen wird. Ob Du oder ich zuerst abberufen werden, steht dahin. Für den Fall, daß Du mich überlebst, lege ich hiermit „Anweisungen für den Fall meines Todes“ in Deine Hände, die es Dir erleichtern sollen, meinen Nachlaß zu übersehen und abzuwickeln. Daß Du das mit der Dir eigenen unbedingten Gewissenhaftigkeit und, wenn keine Anweisungen meinerseits vorliegen, in unser beider Sinne, der in entsprechenden Fragen erfreulicher Weise immer übereinstimmte, machen wirst, darüber habe ich nicht den leisesten Zweifel.

Vorab aber habe ich noch zwei Anliegen auf dem Herzen:

Zunächst sag ich Dir hiermit noch einmal von ganzem Herzen meinen innigsten Dank für alle Liebe, die Du mir bei unserem gemeinsamen Lebensgange erwiesen hast. Sie hat mich glücklich gemacht und mir nach dem Tode Gretes mir neues, lebenswertes Dasein ge-

schenkt. Ohne deine fürsorgende Liebe hätte ich meinen mir so am Herzen liegende Lehrerberuf nicht so ausüben können, wie ich es vermocht habe. Und wenn ich etwas in meiner amtlichen Tätigkeit für die Bildung und Erziehung der mir anvertrauten Schüler habe erreichen können, dann ist das nicht zum wenigsten auch Dein Verdienst. Denn Du hast nicht nur in rührender Weise mit Aufbietung, ja manchmal bis zur Erschöpfung Deiner Kräfte für mein leibliches Wohl gesorgt, sondern hast auch mir so mannigfache Aufgaben des

täglichen Lebens abgenommen oder Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, sodaß ich mich mit ganzer Kraft meinem Berufe widmen konnte: Kurz, Du hast mir Dein ganzes, liebevolles und aufopferungsvolles Selbst geschenkt, wie es eine Frau ihrem Manne nicht hingebender widmen kann.

Sodann muß ich bekennen, daß ich Dir noch viel abzubitten habe. Über meine in jeder Hinsicht nur mäßige Begabung bin ich mir immer ganz im Klaren gewesen. Aber mein eigenes Wesen mit allen seinen Schärfen und Fehlern habe ich immer genau gekannt. Ich bin bis heute, obwohl ich dagegen ankämpfe, noch immer ein leidenschaftlicher, unbeherrschter und innerlich unfertiger Mann, der seine Gefühle oft in schroffer Weise äußert, um hinterher den nicht bezähmten Gefühlsausbruch bitter zu bereuen. Damit habe ich Deinem Frauenherzen nur allzu oft wehegetan und Dir Tränen verursacht. Das tut mir herzlich leid, umsomehr, als ich Dich in solchen Fällen nicht immer um Verzeihung gebeten habe. Das hole ich daher in diesem Abschiedsworte an Dich ausdrücklich nach. Zugleich darf ich noch hinzufügen, daß ich, wenn ich Dich durch mein schroffes Wesen gekränkt habe, Dir nicht wehetun wollte. Manche meiner Schroffheiten und Bullerigkeiten sind auch auf meine Unfähigkeit, im Augenblick der Erregung das rechte, ruhige Wort zu finden, zurückzuführen. Denn oft hatte ich in meiner Gefühlsaufwallung nichts anderes im Sinn, als Dir in ehrlicher Sorge um Dein körperliches Wohlergehen die Last Deiner Hausfrauenarbeit zu vermindern. Das bitte ich Dich aufrichtig zu bedenken; denn meine Liebe zu Dir und meine Dankbarkeit gegen Dich sind immer echt und wahr gewesen.

Annie und Karl 1939 mit Maria Kern

Wenn meine letzte Stunde schlägt, werde ich als ein wenn auch noch so unvollkommener Christ, der auf nichts anderes hoffen kann als auf die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters, aus dem Leben scheiden. Daher wünsche ich, daß bei meiner Beerdigung Pastor Harms oder, wer sonst als Seelsorger in Frage kommt, über Römer 9, V. 16 sprechen soll, über den Bibelspruch, den auch mein Kollege und Freund Walter Hoffmann sich ausgewählt hat: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen."

Dein Karl

Nachtrag.

Wenn es Dir beschieden ist, mich zu überleben, dann habe ich an den himmlischen Vater nur die eine Bitte, er möge Dich für alle Deine in allen Handlungen bewiesene Treue auf Deinem ferneren Lebenswege durch die Jahre des Alterns in seinem gnädigen Schutz nehmen, Dich vor Unglücksfällen und schwerer, langwieriger Krankheit behüten und Dir ein leichtes, seliges Ende bescheren.

Am Heiligen Abend 1962.

Dein getreuer Karl.

Karl Flemming

Eine missglückte Meranreise

Von guten Freunden waren wir wiederholt darauf hingewiesen, mal unsern Urlaub in Meran, das wir beide noch nicht kannten, zu verbringen. Die Tiroler Gebirgswelt wurde uns in so leuchtenden Farben geschildert, daß wir nicht widerstehen konnten. So fuhren wir Ende April südwärts in die Alpen bei prasselndem Regen und wolkenverhängter Landschaft. Auf dem Brenner trat der erhoffte Wetterumschlag ein. Heller Sonnenschein lag auf dem Gebirge, dessen Gipfel noch mit einer schimmernden Schneehaube bedeckt waren. Als wir dann gar von Bozen aus in den Vinschgau hineinfuhren, lag das breite Etschtal mit seinen

Auf dem Tappeiner Weg bei Meran (Foto: Hansueli Krapf CC BY-SA 3.0)

Obstbäumen in aller Blütenpracht vor uns. In Meran bezogen wir Quartier in dem uns bestens empfohlenen „Haus Dolomiten“ bei Pirckers, einer kerndeutschen Tiroler Famlie, deren Gastfreundschaft und wohltuende Hilfsbereitschaft wir noch in ganz besonderer Weise kennen lernen sollten.

In den ersten Tagen sahen wir uns zunächst mal in der anregenden Fremdenstadt um. Was gab es da für uns nicht vieles Neue! Zunächst die prachtvolle, baumbeschattete, von elegant gekleideten Kurgästen und alten Matronen belebte Kurpromenade am Ufer der durch wildes Feldgeröll dahinschäumenden Passer, die guten und billigen Schaufensterauslagen in den kühlen Kolonnaden, alte, ehrwürdige Kirchen, die protzigen Hotelpaläste an den Hauptverkehrsstraßen und die in stiller, einsamer Abgeschiedenheit von prächtigen, wohlgepflegten Gärten umgebenen Pensionshäusern in Obermais, die Talstationen der Seilbahnen u. a. m. Das alles lud zu beschaulichem Verweilen ein. Wir stiegen an der Passerklamm unter der hoch auf einem Felsen thronenden Zenoburg zu dem weitgreifenden „Tappeiner Weg“ empor, wo man von Palmen, blühenden und süß duftenden exotischen Sträuchen umgeben, den Blick auf die herrliche Stadt in dem weiten Talkessel und die bis hoch hinauf bewaldeten, mit einer Schneekrause geschmückten Bergriesen genießt. Den ersten weiteren Ausflug

San Pietro im Dorf Tirol bei Meran (Foto: ManfredK CC BY-SA 3.0)

Wandmalerei in San Pietro (Foto: Ziegler175 CC BY-SA 3.0)

machten wir nach dem Dorfe Tirol, wo wir das Stammschloß Tirol, die Wiege des Tirolers Herzogsgeschlechtes, besuchten und auch nicht versäumten, die älteste Tiroler Kirche, die winzige Kapelle St. Pietro, mit ihren Wandmalereien und ihrer armseligen Innenausstattung zu besichtigen.

Das aber sollte der einzige weitere Ausflug für uns beide sein. Denn am nächsten Tage, dem 1. Mai, der für uns ein schwarzer Tag werden sollte, stolperte Anni, als wir dem Rennplatz zu schlenderten, über einen scharfkantigen Bordstein und schlug zu Boden. Ein freundlicher Herr und ich richteten sie wieder auf. Der rechte Fuß schmerzte sie heftig, und sie war zunächst von dem Sturze ganz benommen. Sobald sie sich wieder gefaßt hatte, ging es mit dem verknacksten Fuße mühsam heimwärts in unser Quartier. Da die Schmerzen unvermindert anhielten, bestellten wir am nächsten Morgen durch unsern Hausarzt einen Arzt, einen tüchtigen Tiroler Landsmann. Er betastete den rechten Fuß und nahm uns gleich in seinem Wagen mit in seine Klinik. Dort wurde der Fuß durchleuchtet und ein Bruch des Mittelfußknochens festgestellt. Nachdem der Arzt eine Liegegipsverband angelegt hatte, fuhr

Schloss Tirol bei Meran
(Foto: Heigeheige CC BY-SA 4.0)

er uns in unser Hotel zurück. Da Anni mit dem rechten Fuß nicht auftreten durfte, wurde sie aus dem Auto die Treppen hinauf zu unserem Zimmer von den beiden liebenswürdigen, fast 2 m Länge messenden Söhne des Hauses hinaufgetragen.

Dort lag sie nun, täglich von dem fürsorglichen Arzte besucht, fünf Tage still und ohne besondere Schmerzen auf dem Bette. Die Familie Pircker und das gesamte Hauspersonal wetteiferte trotz des fast über ihre Kräfte hinausgehenden Gasthausbetriebes in dem Bestreben, ihr jede mögliche Erleichterung zu gewähren. Sie machten ihr Krankenbesuche, brachten ihr Blumen. Ein nettes Ehepaar an unserm Eßtische schickte einen herrlichen Strauß roter Tulpen in das Krankenzimmer; ein anderes teilnahmsvolles Paar unseres Tisches verzichtete mehrfach auf seinen Nachtisch zu Annis Gunsten. So wurde ihr auf alle mögliche Wiese ihr bitteres Los versüßt.

Nach fünf Tagen holte uns der freundliche Arzt wieder in sein Krankenhaus, um einen Gipsverband zum Gehen anzulegen. Da dieser aber sehr drückte, mußte er am nächsten Tage wieder abgenommen werden und durch einen neuen ersetzt werden. Auch ich war natürlich redlich bemüht, Anni über ihr Mißgeschick und die Enttäuschung über die uns entgangenen Urlaubsfreuden hinwegzuhelfen. Denn die Karten für eine Kurfahrt durch die Dolomiten mußte ich zurückgeben; auf die geplante Fahrt zum Gardasee wurde verzichtet. Nachmittags verließ ich zwar Anni für 2 Stunden, um wenigstens noch etwas von der nächsten Umgebung Merans (Lana, Schloß Forst mit dem reizenden „Waalweg“ und Schloß Schenna, dem ehemaligen Sitz des oesterreichischen Erzherzogs Johann, des Reichsverwesers von 1848) kennen zu lernen. Im ganzen jedoch waren wir um die reichen Sehenswürdigkeiten, die Natur und Menschenhand in Tirol geschaffen haben, betrogen.

Nach etwa 10 Tagen war Anni wieder so weit bewegungsfähig, daß wir die Rückreise zur vorgesehenen Zeit wagen konnten. Am Abend vorher – es war unser Hochzeitstag – feierten wir die leidliche Wiederherstellung Annis in Gesellschaft unserer netten Tischnachbarn mit 2 Flaschen ganz erlesenen „Kettner Kar“-Weines. Wir waren beglückt, daß wir auf der Heimreise wie schon auf der Hinreise noch einmal wenigstens von ferne die

Zenoburg
(Foto: ManfredK CC BY-SA 3.0)

Schloss Schenna (Foto: Thesurvived99 CC BY-SA 3.0)

runde Kuppe des Schlern vor der Kulisse der zackigen Dolomitenkette in hellem Sonnenschein erblicken durften. Auf den bei Annis Gehbehinderung mancherlei Schwierigkeiten bereitenden zweitägigen Bahnfahrt erfuhren wir vonseiten der Mitreisenden und der Bahnhofsmission in München bereitwilligste Hilfe.

Wenn es einen Ersatz gab für das, was uns an Urlaubsfreuden entgangen war, so war es die freundliche Hilfe und die warmherzige Teilnahme, die die Familie Pircker uns bei dem Anni widerfahrenen Mißgeschick erwies. Das werden wir den treuen, zäh um ihr Deutschtum kämpfenden Menschen nicht vergessen.

Nachdem Anni sich mit dem 25 Pfund schweren Panzer des Gipsverbandes im Hause ihre Arbeit verrichtend 6 Wochen lang geplagt hatte, bekam sie einen leichten Zinkleimverband angelegt. Jetzt hieß es für sie, wieder gehen zu lernen. Sie hat es schnell gelernt. Denn in Lennestein, wo wir kürzlich einige Tage verweilten, ist sie mit Unterbrechung 2 ½ Stunden mit mir gewandert.

Herzliche Grüße allerseits!

29. 9. 62 Anni und Karl Flemming.

Schlernkuppe
(Foto: Fantasy CC BY-SA 3.0)

Briefe 5 – Neffe Alexander und Maria Kern

Alexander Kern an Karl

Am 26. November 1948 war Karls Schwester Marie Kern in Itzehoe gestorben.

Maria und Alexander Kern 1947

Itzehoe 4. 12. 48

Lieber Onkel Karl!
Wir haben deinen lieben Brief an Karl Friedrich und uns alle gelesen und danken dir für diesen besonders herzlichen Gruß des Verstehens!
Wenn du das Empfinden gehabt hast, daß wir es dir bei deinem Aufenthalt behaglich und freundlich machen wollten, so war uns das nur selbstverständlich. Wir sprachen noch auf dem Heimweg vom Bahnhof darüber, daß wir in dir schon seit vielen Jahren nicht nur den treuen Berater und Helfer unserer lieben Mutter sehen, sondern auch unseren väterlichen Freund, unseren 2. Vater, da der 1. nur ein Schemen in unserer Erinnerung ist. Wir wissen, mit wieviel Liebe und Verständnis du den Lebensweg eines jeden von uns verfolgt hast, wie du Freude hattest an Erfolgen der Einzelnen und das Schwere mittrugst, das Mutter und auch in den letzten Jahren uns auferlegt war. –
Oft stand ich in diesen Tagen an dem frischen Hügel über Mutter, wenn ich zu anderen Amtshandlungen auf dem Friedhof war. Und jedesmal wieder ist der Schmerz über den großen Verlust neu und tief.
Ich dachte dann an das Wort – „die arm sind und doch viele reich machen.“[66]
Mit welch bescheidenen Mitteln hat unsere liebe Mutter das Leben vielen Mitmenschen verschönt und den Alltag aufgehellt!
Und so ist wohl doch dieses Leben trotz seines gewaltsamen Schlusses reich, gesegnet und abgeschlossen. –
Wir wollen bitten, daß eines Tages man von unserem Leben dasselbe sagen möchte. –
An die Philippstanten in Berlin-Spandau habe ich gedacht und vor einer Woche die Anzeige geschickt.
Tante Anni herzlichen Dank für den Kranz und die Grüße an die einzelnen Geschwister.
Es grüßen Tante Anni und dich herzlich

Deine Maria und Zander

Karl an Alexander Kern

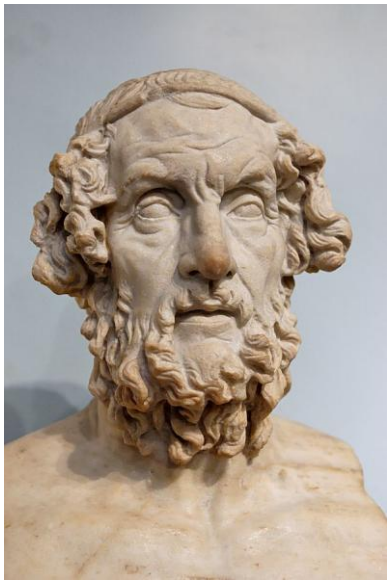
Detmold, d. 27. 11. [1953]

Lieber Zander,
Gestern am Todestage Eurer guten Mutter, die nun schon 5 Jahre nicht mehr bei uns ist, habe ich Eurer aller in herzlicher Verbundenheit gedacht. Möge der Segen Eurer treuen Mutter weiter auf Euch ruhen! – Heute danke ich Dir und Maria recht herzlich für Eure guten Wünsche zu meinem neuen Lebensjahre, das ich, Gott sei Dank, gesund habe beginnen können. Wie ich aus Deinem Briefe ersehe, steckst Du bis über die Ohren in Deiner Arbeit mit dem Kirchenchor, die Dich offenbar ganz erfüllt, sodaß Du die damit verbundene

[66] 2. Brief an die Korinther 6,10

Maria und Alexander mit Sohn Andreas 1953

Anstrengung vergißt. Von dem mir bis dahin unbekannten Oratorium Buxtehudes, von dem Du mir freundlicher Weise einen Text beigelegt hast, habe ich mir lesend eine Vorstellung verschafft. Die beiden ersten Teile, die die Verderbtheit der Menschen schildern und auf das jüngste Gericht hinweisen, sind wohlgeeignet, auch unserer Generation den Spiegel vorzuhalten. Wie schrill müssen die Töne in der Arie der bösen Seele: Gold, Gold, Gold Gold! aufklingen. Das kann man sich schon beim Lesen vergegenwärtigen. Im übrigen bin ich ganz Deiner Meinung – und habe es auch im Kirchenvorstande ausgesprochen –, daß geistliche Musik nicht nur ein musikalisches Erlebnis, sondern auch eine gottesdienstliche Erhebung sein muß., wenn sie ihren Sinn erfüllen will. Darum wird der Text der vom Chor vorgetragenen Gesänge vorher vom Pfarrer verlesen. Denn mit der Aussprache der Chorsänger ist es hier in unserer Kirche trotz eines sehr tüchtigen Dirigenten (Wagner) schlecht bestellt. – Gestern habe ich in einer Fachsitzung der Altphilologen ein Referat über Homers Ilias gehalten und gezeigt, wie ich mich im Laufe der Jahrzehnte diese Primalektüre zu gestalten und zu deuten gewöhnt habe. Die Arbeit hat mir Freude gemacht – und auch Anklang gefunden. Dieses Jahr habe ich wohl zum 20. Male mit den Primanern die Ilias gelesen, jedes Mal selber mit größerer Freude und Begeisterung. Und wenn es mir noch ein w. Mal vergönnt wäre, würde ich denken, ich könnte es noch besser machen als bisher. – Leusch wird Euch wohl berichtet haben, daß wir 5 Tage in Paris waren: Ein gewaltiges Erlebnis, wir sind noch ganz davon erfüllt.



Homer
(British Museum)

Dir, der lieben Maria und den trefflichen Jungen herzliche Grüße und Wohlergehen. Nur vergiß nicht, im Rausche der begeisternden Arbeit auf Deine Gesundheit zu achten, die das höchste Gut ist, gewiß, aber auch ein empfindliches Gut ist, das gehütet und gepflegt sein will. Wir vergessen das leicht.

Dein Onkel Karl

Entschuldige die vielen Verbesserungen in dem Briefe.

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 13. 9. 55

Lieber Zander,

In den letzten Wochen habe ich an Deine beiden Geschwister geschrieben, die Priorität und Gerechtigkeit, die in einer echten Demokratie ja herrschen soll, verlangt gebieterisch, daß ich mich auch einmal wieder nach Dir und den Deinen erkundige, zumal nach dem Befinden Eures Jüngsten, den Ihr, wie Elisabeth schrieb, neulich getauft habt und der den schönen Namen Stephan im Leben tragen soll. Da kann man nur innig wünschen, daß er ein Kranz nicht des Suchens, – soweit gehen Eure Aspirationen wohl nicht – sondern ein Kranz der edlen Gesinnung und der menschliche Würde sein möge, der seine Stirn einmal krönen wird. Denn in einer Zeit der Vermassung und Profanisierung des Menschen tut es not, daß der

Mensch κατ‘ ἐξοχήν[67] uns erhalten bleibt. Der griechische Komödiendichter Epicharm hat den schönen Spruch geprägt: ὡς χαρίεν ἐστ‘ ἄνθρωπος ὅταν ἄνθρωπος ᾖ.[68] Da Du Dich nach Deiner Schulzeit auch mit Griechisch, meinem Lieblingsfach beschäftigt hast, brauche ich es Dir wohl nicht zu übersetzen. Also müßtest Ihr, Du und Maria, an Eurem Stephan reine Freude haben!

Karls Schwester Marie Kern 1942

Ich habe mich in den beiden letzten Ferienwochen, die uns nach unserer schönen, an starken Eindrücken und Anregungen so reichen Reise in das Schwaben- und Frankenland noch blieben, ganz in die Vergangenheit versenkt und habe alte, aufgesammelte Briefe meiner Eltern, meiner Geschwister und anderer naher Angehöriger, natürlich auch von Tante Grete, noch einmal besinnlich durchgesehen und geordnet. Dabei sind sie alle, die vor mir dahingegangen sind, wieder so leibhaftig und lebendig vor die Seele getreten, daß ich mich mehr als zuvor auch täglich mit ihnen verbunden und von ihnen begleitet fühle. Welche Menschenschicksale, reich an echter Freude, aber auch an schwerem Herzeleide, sind da an meinem Auge und meiner Seele vorübergezogen!

Die Briefe Eurer lieben Mutter, der ich mich immer auch ohne mündliche und schriftliche Aussprache so eng verbunden gefühlt habe, haben mich natürlich Eurem ganzen Familienkreise wieder zugeführt. Daß Eure gute Mutter so früh mit 63 Jahren von uns genommen werden mußte! Was hätte sie in ihrem Wirkungskreise noch an Nächsteniebe üben, an Freude an Kindern und Enkeln erleben können, wenn sie sich nicht in den schweren Kriegs- und den nachfolgenden Hunger- und Notjahren körperlich und seelisch verzehrt hätte! Ich habe noch einmal die ihr reines, klar bewußtes und selbstloses Wesen so treffend zeichnende Beerdigungsrede gelesen. (Wie hieß doch der Pfarrer?) Bei dem Durchschlag dieser

Grabrede fand ich auch einen von mir in Stichworten flüchtig hingeworfene Betrachtung über ihr Leben; die in 2. Person an Euch gerichtet ist. Nun habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen – denn mein so schlechtes, trügerisches Gedächtnis macht mir je länger je mehr Pein – ob ich wirklich diese Rede an Euch gerichtet habe. Meines Wissens habe ich nach der uns alle so stark beeindruckenden, vollständig abgerundeten Grabrede des Pfarrers bewußt bei unserem nachherigen Beisammensein darauf verzichtet. Oder habe ich Euch später einmal brieflich meine Gedanken über Eurer Mutter Lebensgang mitgeteilt. Diese Frage beschäftigt, um nicht zu sagen: quält mich noch immer. Könntest Du meinem traurigen Gedächtnis dabei aufhelfen? Beim Nachdenken über mein eigenes bescheidenes Leben, das ja Kraft und Pflicht des Alters ist, vermisse ich schmerzlich, daß mir für die Jugendjahre nicht eines meiner 3 Geschwister mehr zur Verfügung steht, meine Erinnerungen aus der Kindheit zu ergänzen, aufzufrischen oder auch zu berichtigen. Gut, daß ich wenigstens die wertvollen Aufzeichnungen meiner Mutter habe.

Nun wünsche ich Euch allen, Dir, Deiner lieben Frau und dem Jungentrio Wohlergehen und grüße Euch mit Tante Anni herzlich.

Dein Onkel Karl

[67] Griechisch – schlechthin

[68] Griechisch – Wie lieblich ist es, wenn der Mensch ein wahrhafter Mensch ist.

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 2. Adv. 55

Lieber Zander,

Last not least danke ich Dir und Maria herzlichst für die guten Wünsche, die Ihr mir für mein neues Lebensjahr, das letzte meiner 44jährigen Schularbeit, so freundlich ausgeprochen habt. Sie haben mir sehr wohlgetan. Sehr erfreut hat uns Dein Bericht über das Wohlergehen Eurer 3 prächtigen Jungen. Über die Scherze, die sich Andy, „die freche Rübe“, erlaubt, haben wir wirklich herzlich lachen müssen, besonders über die prompte Auskunft an Deinen Schüler „Mein Mann kommt gleich“. Der Junge scheint das rechte Zeug zu haben, sich später im Leben zurechtzufinden.

Die Kerns 1955

Du hast am Totensonntage wieder so schöne ernste Musik in der Kirche dargeboten. Wir haben hier am gleichen Tage in der Christuskirche auch so schöne musica sacra gehört. Außer Chorgesang von Schütz und andern alten Meistern wurde ein von Hugo Distler komponierter Totentanz nach dem Vorbild des von Bernd Notker in der Marienkirche in Lübeck dargestellten Totentanzes aufgeführt. Der Dialog zwischen dem Tode und verschiedenen Vertretern der Stände und Berufe wurde nach der Fassung von A. Silesius von hiesigen Schauspielern gesprochen, die musikalische Umrahmung durch vielstimmigen Chor von Distler von sehr schön moduliert und den Textworten angepaßt, sodaß auch ich der ich der modernen Musik mit Reserve, um nicht zu sagen, mit einer gewissen Ablehnung gegenüberstehe, davon eingenommen war. Die Stimmenreinheit und Präzision der Chorgesanges war einfach großartig, dein Kollege Alexander Wagner ist wahrhaftig ein großer Könner. Ein mir befreundeter Pfarrer erklärte mir, er übertreffe in der sauberen Herausarbeitung der einzelnen Stimmen und der gesamten Klangwirkung noch unseren Professor Thomas. –

Du schreibst in deinem durch die Beigabe der hübschen Bilder so schön vervollständigten Bericht über Matthias’ Taufe, du würdest gern meine Betrachtung über den Lebensgang Eurer lieben Mutter mal lesen. Wie ich Dir schon schrieb, habe ich unter den Briefen Deiner Mutter flüchtig hingeworfene Stichworte über das Leben Eurer Mutter gefunden, die wohl für eine Ansprache an Euch bestimmt waren, aber, weil wir beide uns nicht daran erinnern können, wohl nie offen ausgesprochen sind. Diese Notizen habe ich vor Wochen etwas ausgearbeitet und schicke sie Dir als Einlage. Wenn Du sie liest, bedenke dabei, daß es noch an der letzten Ausfeilung des Wortlautes fehlt. Ihr könnt diese Erinnerungsworte vorläufig behalten, aber später hätte ich sie ganz gern zurück.

Du hast zum Jahresende viel Arbeit zu leisten, schöne, aber anstrengende Arbeit, aber sieh zu, daß Du Dich nicht überforderst. Das ist eine Gefahr für die heutigen Menschen, die etwas können und was leisten wollen.

Herzliche Adventsgrüße Dir, Maria und dem Jungentrio von T. A. und Deinem Onkel Karl.

Der Tod von Martha Philipps hat uns geradezu erschüttert. Wenn doch an ihrer Stelle Sophie erlöst wäre!

Beiliegend der im Brief erwähnte Entwurf einer Rede, die Karl ursprünglich 1948 auf der Begräbnisfeier seiner Schwester Marie halten wollte. Offenbar hat er den Plan damals nicht ausgeführt, sondern auf Alexander Kerns Anfrage den Text erst 1955 aufgrund von Notizen ausformuliert. Er blieb jedoch eine vorläufige Fassung:

1912: Marie und Adolf Kern mit Adolf jr., Alexander und Karl Friedrich

Zu Mariechen Kerns Beerdigung

Zum 29. 11. 48.

Eine bittere schmerzliche Stunde für einen jeden von uns. Aber die Gewißheit, daß ein ganz erfülltes Leben zuende gegangen ist, wo alle Kräfte, die in der Persönlichkeit schlummerten, zur Entfaltung gekommen und zu fruchttragender Wirkung gelangt sind.

Aber das Leben der Dahingeschiedenen war ein schweres Leben, schon von Jugend auf. Sie war eine schwerblütige, ernste Natur, die das Leben immer von der schweren Seite nehmen mußte. So ist ihr alles im Leben schwerer geworden als anderen Menschen. Das bezeugen uns die in ihr Gesicht tief eingeschnittenen Sorgenfalten.

So nahm sie, die als Kind schon zart und eine empfindsame Seele war, alle Dinge unerbittlich ernst, auch die Verlobung und die Ehe. So glückliche Tage sie ihr auch beschert hat, ihr Herz war der unbeschwerten Freude nur selten geöffnet, im Untergrund ihrer Seele lag meist ein Sorgenschatten.

Glücklicher war Euer Vater veranlagt. Bei allem tiefen Ernst, der seiner Persönlichkeit eigen war, wurde er, immer kräftig und fröhlich zupackend, leichter mit dem Leben und seinen Schwierigkeiten fertig. Insofern war er Eurer Mutter eine starke, verläßliche Stütze. Aber nur ein kurzes Eheglück war Eurer Mutter beschieden. Nach knapp 10 Jahren wurde sie mit ihren 4 kleinen Kindern Witwe. Es wiederholte sich bei ihr das Schicksal der Großmutter und Mutter. Nun lag die schwere Aufgabe, 4 Kinder großzuziehen und was Tüchtiges werden zu lassen, allein auf ihren Schultern. Diese Aufgabe hat sie mutig und voll Gottvertrauen auf sich genommen, und bei der Durchführung wuchsen ihre Kräfte. Sie hat Euch alle mütterlich betreut, Euer Vertrauen u Eure Liebe genossen bis in ihre letzten Lebenstage. Sie hat jedem von Euch eine seinen Anlagen angemessene Ausbildung zuteil werden lassen und auf der Höhe ihres Lebens die Freude gehabt, daß Ihr als selbständige Menschen auf eigenen Füßen standet, in der Ferne einen eigenen Hausstand gründetet und ihr Enkelkinder beschertet, an deren Gedeihen und Erziehung sie tätigstes Interesse bekundete. Bei der Erziehungsaufgabe hat Eure Mutter durch Rat und Tat die Unterstützung ihrer Mutter erfahren dürfen, die nach dem Tode Eures Vaters das bescheidene, aber anheimelnde Häuschen in der Lessingstraße mit Euch teilte und in Euer aller Leben stark hineingewirkt hat. Die Verstorbene hat diesen wohlmeinenden, auf weiser Lebenserfahrung fußenden Beistand ihrer Mutter voll und dankbar anerkannt. Aber dieses enge Zusammenleben hatte für sie auch manches Schwere. Eure Großmutter war eine voll ausgeprägte und infolge ihrer langen Witwenzeit sehr selbständige und selbstbewußte Persönlichkeit. Neben ihr, die außerhalb des Hauses ein weites Wirkungsfeld als Leiterin des Vaterländischen Frauenvereins und einen ausgebreiteten Kreis von Freunden und Bekannten hatte, war u blieb Eure Mutter fast immer nur die Tochter von Frau Pastor Flemming. Mit feinem Taktgefühl und seltener Selbstlosigkeit trat sie immer hinter der Mutter zurück und ließ ihr den Vorrang. Bei sachlichen Meinungsverschiedenheiten sprach sie mutig ihre eigene Überzeugung aus, und wenn sie damit sich nicht durchsetzen konnte, fügte sie sich bescheiden dem stärkeren Willen

Gott der Herr nahm heute nach einem Unfall ganz unerwartet unsere liebe Mutter, Schwester und Großmutter

Frau Marie Kern

geb. Flemming

im Aler von 63 Jahren zu sich. Sie hat ihr ganzes Leben nur für andere gelebt. Es trauern um sie:

Adolf Kern (vermißt in Rußland)
Karl Friedrich Kern
Alexander Kern
Elisabeth Schedukat, geb. Kern

Itzehoe/Holstein, am 26. November 1948.
Lessingstraße 7

Trauerfeier am Dienstag, dem 30. November 1948, 15 Uhr, in der Friedhofskapelle zu Itzehoe.

Adolf Kern jr., vermisst in Russland am 4. Februar 1944

der Mutter. Besonders schwer waren für die Verstorbene die langen Jahre des 2. Weltkrieges. 4 Söhne stellte sie dem kämpfenden Vaterlande zur Verfügung. Es waren für sie Jahre der Sorge, des Hoffens, des Bangens und Betens. Ihr seid, aus Eurer Heim- und Wirkungsstätte im Osten vertrieben, als Flüchtlinge in das Elternhaus der Heimatstadt zurückgekehrt bis auf den einen, schmerzlich bis heute Vermißten.

Und nun in den bitteren Nachkriegsjahren, als Hunger, Sorge und Elend die Tage beherrschte, da kannte die Verstorbene nur eine Aufgabe, zu helfen, Not zu lindern, aber Freude zu verbreiten. Bei dieser Aufgabe, in der sie willig aufging, hat sie ihre körperlichen und seelischen Kräfte verzehrt, sodaß ich bei dem ersten Wiedersehen nach 10 Jahren erschüttert war. Gewiß waren diese Jahre nicht bar des Lichtes und der Freude. Sie hatte die freudige Genugtuung zu sehen, daß Ihr wieder jeder eine angemessene Arbeit fandet und in der alten Heimat feste Wurzeln schluget. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie wieder ein eigenes behagliches Zimmer in ihrem Hause bekam, das sie jahrelang entbehrt hatte. Ihre besondere Freude war aber, anderen zu helfen oder eine kleine Freude zu bereiten. Das war das Hauptanliegen ihres Herzens, und es verging wohl kaum ein Tag, daß sie diesem Herzensbedürfnisse nicht Genüge getan hätte, soweit sie es mit ihrer Kraft und ihren bescheidenen Mitteln vermochte.

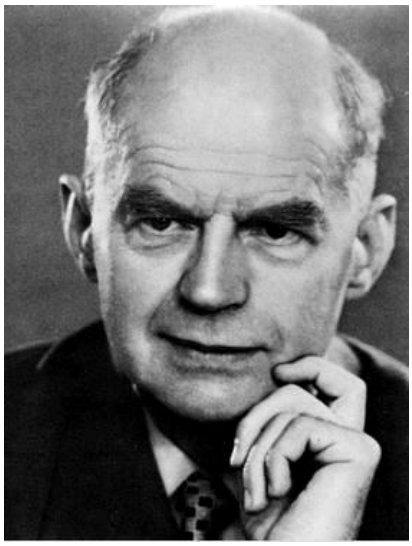
Wer hat nun Eurer lieben Mutter die Kraft gegeben, die Nöte und Sorgen drinnen und draußen zu lindern, wohlerwogenen Rat und tatkräftige Hilfe zu geben, Licht und Freude in ihrem Wirkungskreis zu verbreiten? Das führt uns in das Zentrum ihrer ganzen Persönlichkeit. Dieses Herzstück ihres Wesens war ihr immer neu erbeteter und erkämpfter christlicher Glaube. Dieser Glaube, daß der Mensch inmitten aller Wirrsale, Kämpfe und Nöte des Lebens sich behütet und geborgen fühlen dürfe in den Händen eines treu sorgenen und wohlmeinenden himmlischen Vaters, der unseren Lebensweg bestimmt, uns zwar heimsucht, aber auch Gnade übt und uns von unserer Sündenlast Erlösung verheißt. Dieser Glaube hat ihre Seele täglich gespeist und ihr die Kraft gegeben, nicht nur in schweren Lebensentscheidungen das Rechte zu finden, sondern auch in tätiger Nächstenliebe „wohlzutun und mitzuteilen“[69], wo immer sie konnte. Dieser offen und freimütig bekannte Glaube, – und das ist wohl das Höchste, was man einem Menschen nachsagen kann, – stand in vollem Einklag mit ihrem Tun und Handeln. Die Nachfolge Christi, wahrlich, Eure Mutter hat sie ernst genommen. Dieser Glaube, aus dem sie für jeden neuen Tag sich neue Kraft holte, hat sie gewiß auch durch die dunklen Stunden ihrer letzten Tage sicher geleitet.

Was für ein Vermächtnis hat dies wahrlich ausgefüllte und innerlich erfüllte Leben uns hinterlassen? Nicht Gold und Gut und irdische Werte hat sie uns hinterlassen; ihr Vermächtnis ist das praktische Vorbild als Christin, aus dem wir alle, jeder einzelne von uns, lernen sollen. Und wenn Ihr nun auf dem Wege weitergeht, den Euch Eure Mutter von Kindesbeinen an durch Wort und Tat vorgezeichnet hat, dann wird der Segen, der auf Eurem Elternhause ruhte, Euch auch weiterhin begleiten.

Euer Elternhaus ist nun leer geworden. Vergeblich werden Ihr fortan Euch nach dem Rat und der Fürsorge der liebevollen Mutter umsehen, Ihr werdet sie bei anderen Menschen Eures Vertrauens suchen müssen. Frau Schedukat wird beides Euch nicht versagen; auch Tante Anni und ich nicht. Wir würden das Andenken unserer lieben Schwester schlecht ehren, wenn wir ihren Kindern und Enkeln nicht mit Rat und Tat beistehen wollten, wie sie es ihr Leben lang getan. Daher verspreche ich Euch, daß unser Haus und Herz immerdar für Euch offen sein wird, wenn Ihr dessen bedürft.

[69] Hebräer 13,16

Karl an Alexander Kern



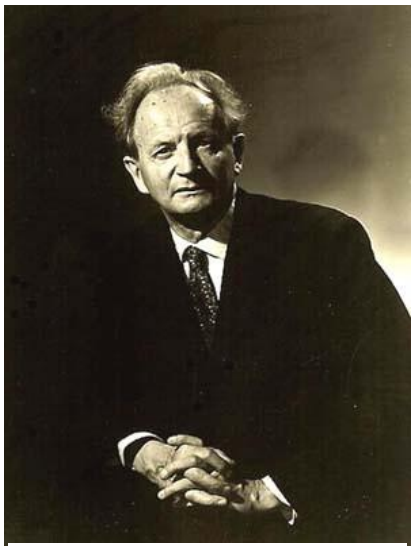
Anton Nowakowski (1897–1969)

Detmold, d. 29. 12. 58.

Lieber Herr Kirchenmusikdirektor,

Unter den Empfängern unserer Bedankemichsbriefe sollst Du der erste sein, denn wir haben es eilig, dem avancierten, promovierten und graduierten Orgelmeister unsere herzlichsten Glückwünsche zu der wohlverdienten Ehrung auszusprechen, über die wir uns von ganzem Herzen gefreut haben. Wenn Deine gute Mutter diese Freude, die zu der „großen Freude“ des Weihnachtsfestes noch hinzugekommen ist, das noch miterlebt hätte! Mit dieser Ehrung vonseiten der Kirchenleitung ist deiner treuen, redlichen, von wahrer Begeisterung für die geistliche Musik beflügelten Arbeit der rechte Lohn zuteil geworden. Sie wird deiner weiteren Tätigkeit als Verkünder der musica sacra einen neuen Ansporn geben und hat gewiß auch gestern bei der Aufführung des Weihnachtsoratoriums zu dem Erfolge mit beigetragen.

Und nun danken wir Euch herzlich für das süße Päckchen, mit dem Ihr uns zum Weihnachtsfeste erfreut habt. Es steht noch unberührt da zu Versüßung der Nachweihnachtszeit. Denn an den Weihnachtstagen werden an sich schon dem Magen so viele Leckerbissen geboten, daß man gut tut, sie zu rationieren und auf längere Zeit zu verteilen. Wir hoffen, daß Ihr beiden mit den 3 lieben Jungen bei guter Gesundheit ein frohes und gesegnetes Fest habt feiern können, nachdem Du Deine amtlichen Verpflichtungen in den Kirchenfeiern glücklich erledigt hattest. Wir haben, wie wir es uns gewünscht, die Feiertage still und froh erlebt. Auf dem Weihnachtstische lagen auch 2 Schallplatten und zwar Toccata und Fuge in d-Moll, Präludium und Fuge in c Dur und h Moll von J. S. B., gespielt von Anton Nowakowski sowie die beiden Beethovenschen Klaviersonaten Nr. 15 d Dur (Pastorale) und Nr 21 c-Dur (Waldstein), von Wilh. Kempf meisterlich vorgetragen. Beide Platten haben wir am Hl. Abend nach der Bescherung abrollen lassen und großen Genuß davon gehabt. Da wir jetzt schon c 25 Platten besitzen, können wir uns jederzeit ein erlesenes Konzertprogramm zusammenstellen und es behaglich auf dem dem eigenen Sopha und in dem Wiener Schaukelstuhl, der für mich der Ort der geistigen Genüsse ist, in uns aufnehmen.



Wilhelm Kempff (1895–1991)

Zum neuen Jahre, das unter bedrückenden politischen Spannungen beginnt, wünschen wir Euch allen Gesundheit, Arbeitsbefriedigung und Frohsinn und unserm und den übrigen Völkern Erhaltung des z. Zt. bestehenden brüchigen Friedens.

In herzlicher Verbundenheit Eure Tante Anni und Onkel Karl.

Karl an Maria Kern

Detmold, d. 28. 1. 59.

Liebe Maria,

Du sollst gleich heute auf Deine Anfrage vom 25. 1. Antwort bekommen. Es tut uns leid, daß Zander durch die übermäßgie Arbeit in der Weihnachtszeit abgespannt und müde ist, und daß Du Dir offenbar um ihn Sorge machst. Er muß daher natürlich mal für eine Zeitlang ausspannen, um wieder frisch und arbeitsfreudig zu werden. Wenn wir etwas dazu tun

können, tun wir es gern. So mag er in der von Dir angegebenen Zeit (19.–25. 2.) zu uns kommen, um, ledig aller Pflichten, sich mal gründlich auszuschlafen und auszuruhen. Da wir ja wissen, daß er anpassungsfähig und mit dem zufrieden ist, was wir ihm bieten können, heißen wir ihn herzlich bei uns willkommen. Für sein leibliches Wohl wird Tante Anni nach besten Kräften sorgen, und ich werde mit ihm täglich einen Spaziergang durch die frische Luft machen. Das ist ein bewährtes und von mir täglich angewandtes Heil- u. Stärkungsmittel für verbrauchte Nerven. Ich denke, das wird auch Zander gut tun.

Also wir freuen uns auf seinen Besuch und erwarten, daß wir noch genaue Nachricht über seine Ankunft hier bekommen. Im übrigen hoffen wir, daß es Dir und den 3 lieben Jungen gut geht. Seid alle 5 herzlich gegrüßt von Tante Anni und

Deinem Onkel Karl

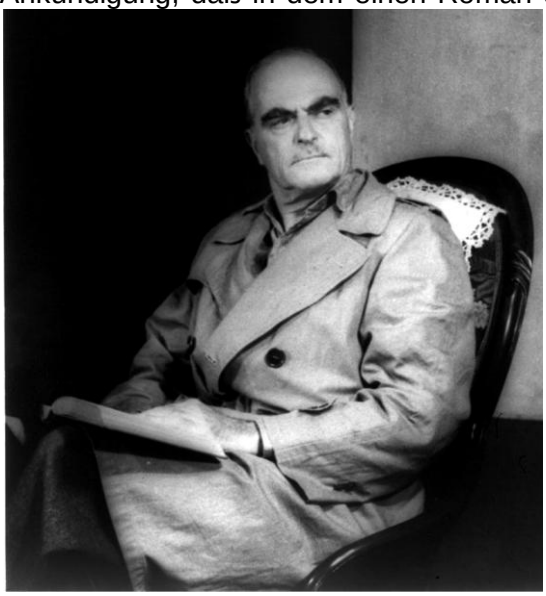
Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 30. 12. 59.

Lieber Zander,

Tante Anni und ich danken Euch recht herzlich für die guten Wünsche zum Weihnachtsfeste, das wir still und froh haben erleben können, wir auch Ihr hoffentlich trotz der starken Inanspruchnahme des Hauptorganisten in den 4 aufeinander folgenden Festtagen, die für Pastoren und Organisten durchzuhalten wahrlich keine Kleinigkeit war.

Unsren besonderen Dank für das verheißungsvolle, gleich 3 Romane enthaltende Buch von Th. W. Wir wollen Deiner Empfehlung folgend es uns abends vorlesen und mit der „Brücke von S. L. Rey“ beginnen. Wir freuen uns, daß wir auf diese Weise den bekannten angelsächsischen Schriftsteller nun einmal genauer kennen lernen und werden Dir post lecturam noch drüber schreiben. Schon die anerkennenden Urteile Carl J. Burkhardts über Th.-W. und die Ankündigung, daß in dem einen Roman die immer wieder aufgeworfene Hiobsfrage beantwortet wird, wecken in uns hohe Erwartungen.



**Thornton Wilder (1897–1975),
Verfasser von
„Die Brücke von San Luis Rey“**

Als Beilage schicken wir Dir ein paar Lichtbilder Deiner Familie, die in Tante Marthas Nachlasse sich noch fanden. Wenn Du sie schon besitzt, gib sie an Leusch oder Karl Friedrich weiter. Einem von Euch werden sie gewiß noch ein teures Andenken an längst vergangene Zeiten und auch an die ehemaligen Besitzer sein. Vor kurzem lief hier wieder mal der Lohm.-Familienrundbrief durch. Danach scheint auch 1960 wieder ein Familientag zustandezukommen. Da nur K. Fr. an dem diesjährigen offenbar freudig teilgenommen hat, überlegen wir, ob Du nicht 1960 dazu hierher kommen kannst.

Zu dem neuen Jahre wünschen wir Dir, Maria und den 3 kreglen Jungen Wohlergehen in gesundheitlicher und anderer Hinsicht und wir wollen auch, „wenn alles steigt und fällt“, 1960 innig miteinander verbunden bleiben.

Dein Onkel Karl.

Auf demselben Bogen:

Euch Beiden herzl. Dank für das liebe weihnachtliche Gedenken + gute Wünsche für Euch + die Kleinen für 1960

Eure Tante Anni

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 11. 2. 60.

Lieber Zander,
gerade heute morgen hatte ich die Absicht, Dir zu schreiben, um mich libro perlecto[70] noch einmal für Thornton-Wilder zu bedanken. Da finde ich Deinen Brief hier auf meinem Schreibtisch. Hab Dank, daß Du uns mal wieder über alles, was Euch bewegt, berichtet hast. Es freut uns, daß die alten Photos von Tante M. bei Euch in die rechten Hände gekommen sind. Denn auch von ihnen gilt, was Aeneas von seinen überstandenen Irrfahrten sagt: forsitan Karl meminisse iuvabit.[71] Wir hoffen, daß Euer Andi gut erholt und gekräftigt von Königsfeld zurückgekommen ist und nun beim 2. Start auf der Schulbahn erfolgreich anläuft. Es ist für das glückliche Durchlaufen der Schulzeit immer besser, ein Jahr später mit ausgereiften körperlichen und geistigen Anlagen anzutreten als ein Jahr zu früh, das sich dann in allerlei unliebsamen, auch das Familienleben störenden Schwierigkeiten des Schritthaltens mit dem Unterrichtsgang und der Erledigung der Hausaufgaben bemerkbar zu machen pflegt.

Andi Ostern 1959. Aus gesundheitlichen Gründen brach er das 1. Schuljahr ab.

Daß Ihr Euch mit gewissen Aussichten um eine größere Wohnung bemüht, können wir nur lebhaft begrüßen. Denn wir haben ja mit eigenen Augen gesehen, in wie drangvoller Enge Ihr bisher leben müßt, und daß das Gekrabbele der 3 lebhaften Jungen Deiner Arbeit und Eurer beider Nerven nicht gerade zuträglich ist. Für die Einübung der vertonten Passionsgeschichte von Baudach wünschen wir Dir einen guten Erfolg. Ob diese Musik an das Ohr alter, für moderne Tonkunst nicht empfängliche Leute, wie wir es sind, auch starke Zumutungen stellt?
Sosehr wir uns bemühen, in den Erzeugnissen der modernen Literatur und Kunst etwas Gutes, auch für uns Genießbares zu finden und auch ab und an finden, so müssen wir doch bei manchen Elaboraten unserer Zeit kapitulieren. Das gilt auch von den Romanen Thornton-Ws. Auf Deinen Rat hin habe ich mit der „Brücke von San Luis Rey“ begonnen. Sie enthält mancherlei Absonderliches, für unsere veralteten Begriffe nicht mehr Verständliches. Immerhin „kommt dabei soviel heraus“ – verzeih diesen antiquierten Maßstab, – daß einige der Personen, die den unglückseligen, 5 Opfer fordernden Einsturz der Brücke miterlebt haben, durch das Unglück zur Selbstbesinnung und Umkehr (μετάνοια) bewegt werden. Fall 2: die „Kabala“. Da bin ich schon im Anfang auf einige Stellen gestoßen, die für mich so unverständlich, um nicht zu sagen: Unsinn sind, daß ich die Fortsetzung der Lektüre aufgegeben habe. Darf man, frage ich mich, an ein modernes Buch nicht mehr die Anforderung klarer, für den Durchschnittsmenschen verständlicher Darstellungsform und die Frage, was hat das für einen Sinn? stellen? Fall 3. „Dem Himmel bin ich auserkoren“, das sich ein durch ein allerdings etwas reserviertes Urteil von Reinhold Schneider empfahl, der den ehrenwerten George Brush einen „Heiligen“ nennt. Zweifellos sind die Ideen und Xenien, die er von Gandhi u. anderen übernommen hat, nicht einfach abzulehnen, denn in ihnen steckt ein echter, guter Kern. Allein die törichte weltfremde Art, mit der Brush in seiner Besessenheit diese Ideen bei den

[70] Latein: Nach Durchlesen des Buches
[71] Latein: Vielleicht wird es nützlich sein, daß Karl sich erinnert hat.

unpassendsten Gelegenheiten und Menschen anbringt, erweckt bei dem Leser doch Kopfschütteln, und nach seinen ständigen Mißerfolgen in der Menschenbekehrung atmet man fast erleichtert auf, als er sich dann – gegen seine Grundsätze – eine Pfeife Tabak ansteckt und bei dieser Untugend offenbar beharrt. Und nun frage ich mich weiter: was kommt dabei heraus? Er ändert weder sich selbst noch die Menschen seines Umganges. Die Sache verläuft einfach so im Sande. Die amerikanischen Menschen, mit denen er zusammentrifft, sind doch z. T. mehr als groteske Gestalten. Sind die Amerikaner wirklich so? Es gibt doch sicherlich auch andere, innerlichere, wertvollere, die nicht im materiellen Genuß aufgehen. Das wissen wir doch allein von den zahllosen Care-Paketen, durch die sie viele Not bei uns gelindert haben. Grotesk ist doch auch der Richter Corberry, obwohl er den „verrückten“ Brush am Ende straffrei laufen läßt. Bei der Einladung Brush's zum Sonntagsessen bei der liebenswürdigen Mrs Coopper ahnte ich von vornherein nichts Gutes. Aber die fade Sache verläuft ja noch ganz glimpflich. Wie anders, mit köstlichem Humor und sprühendem Witz erzählt O. E. Hartleben in seinem „Gastfreien Pastor“, wie dieser reine, weltfremde Tor bei einer Pfarrerkonferenz in einem Bordell Quartier nimmt, mit langer Pfeife am offenen Fenster stehend, das Getriebe auf der Straße beobachtet und das Entsetzen seiner vorübergehenden Amtsbrüder bemerkt!
Du siehst, ich bin nicht prüde. Aber diese modernen Amerikaner, auch Hemmingway, berühren mich fade mit ihren Belanglosigkeiten oder alltäglichen Nichtigkeiten. Wenn man auf die Stimme der Öffentlichkeit hören will, dann kommt uns das Heil aus den USA. Da habe ich große Bedenken vielerlei Art. Gewiß kann man in politisch-nüchternen Dingen mancherlei von ihnen lernen. Aber auch auf dem Gebiete guter geistiger Nahrung? Alle Welt bermüht sich heute, ihre Fortschrittlichkeit dadurch zu beweisen, daß man den Amerikanern nacheifert. Aber mit Coctail, make-up, partys, teenagers und andern Floskeln ist es doch nicht getan.

Otto Erich Hartleben
(1864–1905)

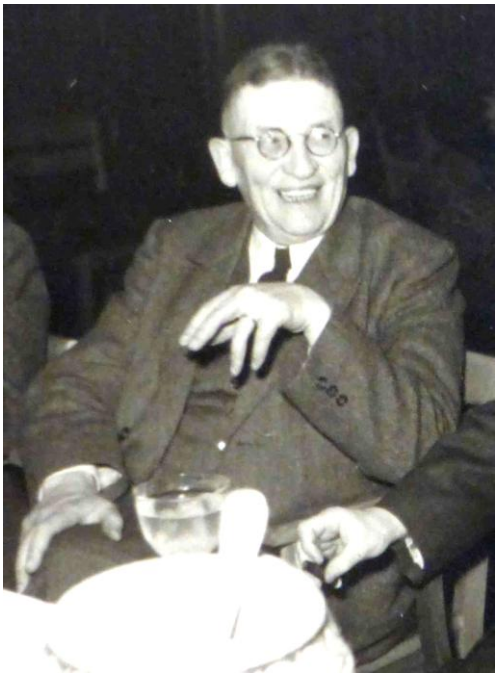
Entschuldige diese Ausführungen im Anschluß an Dein so freundlich gemeintes Buchgeschenk. Aber ich fürchte, Du hast uns geistig zu hoch eingeschätzt. Von den in der Jugend aufgenommenen und durch ein langes Leben im allg. bewährten Vorstellungen können wir nicht lassen und müssen daher u. U. den Vorwurf der Rückständigkeit auf uns nehmen. Das soll uns aber nicht hindern, mit Euch, der jungen Generation, in gutem Einvernehmen und herzlicher Verbundenheit für unsere Altersjahre zu bleiben. Seid also alle 6 herzlich gegrüßt von Tante A. und Eurem Onkel Karl.

Karl an Maria und Alexander Kern

Detmold, d. 12. 4. 60

Liebe Maria, lieber Zander,
Auf Marias Brief an Tante Anni, für den wir herzlich danken, will ich, soweit es aktuelle Fragen betrifft, gleich antworten.
Zunächst Euer demnächstiger Umzug in die Liliencronstraße, die ich freilich nur vermuten kann; der Dithmarscher Platz aber ist mir in deutlicher, anschaulicher Vorstellung. Da verabschiedeten wir uns nach unserem letzten Besuch in I. von der so zahlreich vertretenen Familie. Ihr kommt also dem Stadtzentrum, d. h. der Laurentiuskirche, näher, was Zander ja seine täglichen Wege verkürzt. Wir begrüßen es sehr, daß Ihr aus der bisherigen Enge der Räumlichkeiten herauskommt und Euch freier in Eurer Wohnung bewegen könnt, und wir

wünschen Euch eine leidlich ruhige, durch Radio- u. Fernsehapparate möglichst wenig gestörte Nachbarschaft.
Und nun Eure Bemühungen um eine andere Organistenstelle, die uns überrascht haben. Denn wir waren und sind der Meinung, daß Du, lieber Zander, Dich in den dienstlichen Verhältnissen als Laurentiuskantor bisher ganz wohl gefühlt hast. Auch haben wir natürlich volles Verständnis dafür, daß Du auch einmal Deinen Arbeitsplatz wechseln möchtest. Und wenn Ihr nach Detmold kommen solltet, dann wäre das für uns natürlich eine große Freude und Bereicherung unseres Lebens. Allein, einstweilen ist es noch ganz unsicher, ob die hiesige Organistenstelle frei wird. Ich bitte Euch daher, die Angelegenheit vertraulich zu behandeln. Kantor Alex. Wagner ist eine Stelle an der Musikadademie angeboten worden (als Chorleiter), die er bei seinem musikalischen Können sicher gern annehmen wird. Die Frage ist nun aber, ob er neben dieser Dozententätigkeit auch seine Arbeit als Kantor der reform. Kirche-West wird durchführen können. Darüber wird der Kirchenvorstand erst entscheiden, wenn er ein Vierteljahr beide Tätigkeiten nebeneinander ausgeübt hat. Die Anstellung an der Akademie, die zum 1. 4. vorgesehen war, hat sich nun, wie mir gestern P. Jung mitteilte, aus irgend einem Grunde verzögert, sodaß der Termin der Entscheidung für den K.V. (zunächst war der 1. Juli in Aussicht genommen) hinausgerückt ist. Die ganze Sache ist also noch in der Schwebe und „in weitem Felde“. Die hiesige hauptamtliche Organistenstelle wird besetzt nach I. O. 6b. Mehr konnte mir Pastor Jung auch nicht sagen. Aber danach kannst Du ja dann Dein Gehalt ausrechnen und überlegen, ob es für Deine 5 köpfige Familie ausreicht, was ich trotz mangelnder Sachkenntnis leise bezweifle.



Wäre der Entscheidungstermin noch der 1. Juli, dann würde ich Dir vorgeschlagen haben, bei Deiner Teilnahme am Familientage 16.–18.6. Dich hier mal bei den hiesigen 3 Pfarrern von Detmold West vorzustellen, um etwas vorzufühlen. Unter den jetzt gegebenen Verhältnissen ist das freilich m. E. nicht angebracht, weil die Berufung Wagners an die Akademie noch nicht erfolgt ist. Aber auch so laden Tante A. und ich Dich zu dem Familientage herzlich ein. Du würdest bei uns wohnen, und das Reisegeld würde ich Dir gern schenken, damit die Reise Dich, nachdem Du gerade die Umzugskoffer noch nicht verstaut hast, nicht finanziell belastet. Also äußere Dich mal zu den Familientagen. Mein letzter Brief an Dich, in dem ich Dir mein Urteil über Thornton-W. wohl allzu offen und etwas schroff geäußert habe, hat Dich hoffentlich nicht befremdet. Denn zwischen uns als Verwandten ist m. E. Offeneit etwas Selbstverständliches. Darin stimmst Du gewiß mit uns überein. Mit Betrübnis haben wir von dem hoffnungslosen Zustande von Marias Schwester vernommen. Was ist M. S. für eine Krankheit? Das wissen wir medizinisch ungebildeten Alten nicht. Zur Karfreitagaufführung, von der Bärbel uns berichtete, wünschen wir Dir guten Erfolg und gleichzeitig Euch allen ein gesegnetes Osterfest.

Euer Onkel Karl.

Anbei eine Kollektion von Briefmarken für Christoph.

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 7. 9. 60

Lieber Zander,
hab herzlichen Dank für Deinen ausführlichen Bericht vom 26. 8. über Dein Befinden. Es hat uns beruhigt und erfreut zu hören, daß Du auf dem besten Wege der Genesung bist und

Nach einer ersten schweren Bauchoperation machte Alexander mit Maria eine Kur in Bad Salzuflen

auch schon wieder aufstehen und auch kürzere Wege am Stocke machen kannst. Sehr vorsichtig mußt Du allerdings noch sein, aber wir wünschen Dir von Herzen, daß sich Dein gesundheitlicher Zustand weiter kräftigt und daß Du der 2. Operation mit Ruhe entgegensehen kannst. Wie schön, daß Du Deine Erholungskur im Lipperlande machen willst. Dann werden wir uns ja häufig sehen und aussprechen.

Wir haben die Absicht, Ende September für einige Tage nach Bremen und Cuxhaven zu reisen, wo einige Besuche fällig sind. Von Cuxhaven würden wir auch mit dem Fährschiff gern 1–2 Tage nach Itzehoe herüber kommen, um vor allem Dich kurz zu sehen. Doch das hängt ganz von Deinem Befinden ab, ob Du (vor oder nach der 2. Operation) unsern Besuch auch ertragen kannst. Darum würden wir gern demnächst wieder von Euch hören, damit ich etwa ein Nachtquartier in der „Post“ bestellen kann. Wenn es bei Deinem Zustande nicht angebracht ist, daß wir Euch besuchen, dann ist es auch gut. Dann sehen wir uns ja später im Lande der lippischen Rose.

Daß Du jetzt Muße hast, Deinen Lesehunger zu stillen, freut uns. Den Dreyfußskandal habe ich s. Zt. mit gespanntem Interesse verfolgt – d. h. in einem ausführlichen Bericht – und es war mir beruhigend zu erfahren, daß es damals trotz der politischen Verfolgung noch aufrechte Männer in Frankreich gab wie Emile Zola („J’accuse“!)

Nun nochmals unsere guten Wünschen für Dein weiteres Wohlergehen und herzliche Grüße allerseits, besonders Dir, Maria und dem Jungen-Kleeblatt.

Dein Onkel Karl.

Itzehoe, Feldschmiede, Ecke Poststraße: In diesem Gebäude befand sich das „Hotel zur Post“, in dem Karl Quartier nahm

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 19. 9. 60.

Lieber Zander,
hab schönen Dank für Deinen Brief vom 16. 9., der uns ein baldiges Wiedersehen in Salzuflen verspricht. Nun müssen wir freilich bekennen, daß unsere Reise gen Norden v. 29. 9.– 10. 10. schon festliegt und daß wir daran nichts mehr ändern können. Aber vor unserer Abreise, etwa am 27. 9., gucken wir im Erholungsheim Bergfrieden mal bei Euch hinein, und nach unserer Heimkehr werden wir uns öfter sehen. Darauf freuen wir uns sehr. Mit rechtgemeinten Wünschen für Deine weitere Genesung grüßen wir Euch alle 5 herzlich.

Dein Onkel Karl.

Karl an Maria und Alexander Kern

Detmold, d. 16. 11. [1960]

Liebe Maria, lieber Zander,
Wie üblich fange ich heute am Bußtag an, für meine Geburtstagswünsche zu danken. Der erste Dank soll Euch beiden gelten, weil Ihr mir so herzliche Wünsche für mein neues Lebensjahr ausgesprochen und damit eine Nachricht verbunden habt, die uns wirklich froh und zuversichtlich in bezug auf Deine Genesung von der schweren, mit so vielen Gefahren und Sorgen verbundenen Erkrankung gemacht hat. So können wir mit Euch nun den allmächtigen Gott, der unser aller Leben in seinen Vaterhänden hält, bitten, daß er Dich, lieber Zander, weiter gnädig den Weg zu voller Gesundung führen möge, damit Du in absehbarer Zeit wieder an Deiner geliebten Orgel sitzen kannst, zur Erbauung der Gemeinde und zu Lob und Dank für den, der Dich wie uns Menschen alle an seiner Hand sicher geleitet.
Wir hoffen stark, daß Du nun, wo Du wieder Fisch- und andre konsistentere Speisen zu Dir nehmen kannst, bald wieder an körperlicher Kraft zunehmen und zu dem Vollgefühl physischer und geistiger Leistungsfähigkeit aufsteigen wirst.
Mein Geburtstag ist mit vielen rechtgemeinten Wünschen für meine weitere Gesundheit und Besuchen guter Freunde vorübergegangen. Beides hat mir sehr wohlgetan. Und was an mir liegt, werde ich tun, was meine Gesundheit weiter erhalten kann wie Bewegung in frischer Luft, nützliche, vielseitige Beschäftigung mit Gartenarbeit und ausgiebiger Schlaf. Dann ist mein Altersotium[72] zugleich mit der täglichen Arbeit am Schreibtisch befriedigend ausgefüllt.
Nochmals wünschen wir Euch einen weiteren normalen Verlauf der Krankenhauszeit und eine schöne Adventszeit. Seid mit Euren lieben Jungen herzlich gegrüßt von Tante Anni und Eurem Onkel Karl, die Euch mit ihren teilnehmenden Gedanken durch die nächste Zeit geleiten werden.

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 17. 12. 60

Lieber Zander,
Aus Deiner, für uns beide nicht ganz entzifferbaren Karte mit den guten Adventswünschen entnehmen wir, daß Ihr als endlich wiedervereinte Familie die Adventswochen froh und dankbar für nun glücklich überstandene Krankheitsnöte begehen wolltet. Das ist Euch, wie wir hoffen, auch bisher voll gelungen. Inzwischen haben wir von K. Friedrich auch gehört, daß Du am 2. Advent schon wieder in der Kirche die Orgel gespielt hast. Geh nun bitte in Deinem frohen Drange, endlich wieder schaffen zu können, sparsam und vorsichtig mit Deinen Kräften um. Vestigia patris tenent![73] Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen.

[72] Otium – Ruhe, Muße
[73] Latein: Die Spuren des Vaters bleiben.

Wir hörten vorgestern Abend in der Kirche von Alexander Wagners Kantorei neben Orgelmusik 2 Bachkantaten: „Nun komm der Heiden Heiland“ und „Meine Seele erhebet den Herren“. Der Chorgesang und das Orchester waren wie immer ganz vortrefflich. Dagegen fielen die Solisten stark ab. Morgen Abend hat Tibor Varga seine Abonnenten, zu denen auch wir gehören, zu einem besonderen Weihnachtskonzert eingeladen, in dem sein Kammerorchester Schiassi Weihnachtskonzert, Vivaldi Concerto grosso und das 4. Brandenburgische Konzert von Bach spielt. Du siehst also, wir schwelgen in Musik.
Nun wünschen wir Euch allen, Dir, der lieben Maria und den munteren Jungen recht frohes, gesegnetes Weihnachtsfest, an dem Du Dich nicht mit Kirchendienst allzusehr belastest, sondern unermüdet Dich Deiner Frau und den Kindern widmen kannst.

In herzlicher Verbundenheit Dein Onkel Karl

Euer nettes Bild aus Salzuflen steht noch heute auf meinem Schreibtisch zu unser beider Freude.

Auf demselben Bogen:

Lieber Zander, liebe Maria, Euch + den Kindern eine reiche, gesegnete Weihnacht, die Ihr dieses Jahr sicherlich ganz besonders dankbar begehen werdet, ob Deiner glücklichen Genesung, lieber Zander. Wir freuen uns mit Euch so sehr darüber. Eure Tante Anni

Tibor Varga (1921-2003)
(Foto: MezzoforteF CC BY-SA 3.0)

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 30. 12. [1960]

Lieber Zander,
Tante Anni und ich danken Euch herzlich für die guten Wünsche zum Weihnachtsfest, das wir still und froh in unserer behaglichen Wohnung – wie gewiß auch Ihr – genossen haben, und auch für den hübschen Kalender, der morgen hier in meinem Zimmer an die Wand gehängt wird, damit wir uns täglich an den schönen Bildern von Schleswig-Holstein erfreuen können. Du hast recht, auch für uns hat diese Landschaft mit ihren sanften Anhöhen, ihren Wäldern, den anmutigen Seen und der Meeresküste starke Anziehungskraft.
Es freut uns, daß Du es mit dem Kirchendienst langsam angehen läßt, und daß Dir die Wiederaufnahme Deiner Tätigkeit immer Befriedigung gibt. Wie sollte das bei einem passionierten Musiker, wie Du bist, auch anders sein nach so langen Monaten erzwungener Muße!
Ich habe inzwischen meinen Nachruf für die von mir verwaltete und zum Erliegen gekommene Clostermeierstiftung fertig gemacht. Er hat auch den Beifall der Mitkuratoren gefunden, besonders die Rosinen in dem Kuchen: der unglaublich reichhaltige Hausrat der Stifterin Frau Louise Grabbe geb. Clostermeier (über 200 Paar Strümpfe und außerdem 39 Nachtmützen!) und die Verstimmung der ehrbaren Kuratoren über den von ihnen als Geschichtsforscher so hoffnungsvoll eingeschätzten Dr. Carl Peters, als der sich davon machte, statt Geschichte zu schreiben, Geschichte zu machen. Ich habe Euch ja schon in Salzuflen etwas davon erzählt. Jetzt muß ich wieder einen Nachruf für einen verstorbenen Collegen machen, der für die Zeitschrift der ehem. Leopoldiner so tätig war. Die Arbeit für den Ruheständler K. F. reißt nicht ab, obwohl ich so langsam die Ehrenämter an jüngere Kräfte abtrete: so zuletzt die Zeitung der Pflegschaft Detmold des Germanischen Museums, die ich 30 Jahre geführt habe. Als Abschiedsgabe habe ich ein wundervoll ansprechendes Buch: Dürer in Venedig erhalten, ein Leckerbissen für Bibliophile und geistige Feinschmecker. – Für das Neue Jahr wünschen wir Euch allen Gesundheit, Schaffenskraft und Gottes

Segen über Eurem Tun und grüßen Euch herzlich. Dein Onkel Karl. Die Motette: Nun lob mein Seel habe ich Anni zu Weihnachten geschenkt, eine geistige Wiedergabe von Prof. Ehmanns Kantorei.

Auf demselben Bogen:

Herzl. danke ich Euch für den feinen Kalender, an dem wir schon mal vor Jahren soviel Freude hatten. Gleichzeitig wünsche ich Euch allen ein gesundes + reiches Jahr 1961. Herzlichst Eure Tante Anni

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 18. 8. [1962]

Lieber Zander,
hab besten Dank für die beiden Zeitungsartikel, die ich hiermit zurücksende. Wir haben beide eingehend gelesen und lassen uns in unserer Wertschätzung des Thomaskantors durch Blume nicht beirren. So richtig die chronologischen Feststellungen über die Komposition der Kantaten sein mögen, es bleiben da noch offene Fragen, zumal von dieser Kirchenmusik Bachs doch einiges verloren gegangen ist und da Bach eine genaue Scheidung von Kirchen- und Profanmusik nicht kennt, weil beides aus dem gleichen christlichen Herzen herausgewachsen ist.

Fürst Leopold von Anhalt-Köthen (1694–1728), Förderer und Freund Johann Sebastian Bachs

Wenn v. Lewinski auch die Forschungsergebnisse im allgemeinen anerkennt, so macht er doch am Schlusse seines Aufsatzes den bedeutsamen Einwand, daß Blume „dem Hörer ein religiöses Erlebnis nicht dadurch nehmen könne, daß er einen weltlichen Ursprung dieser Musik aufdecke“. Das ist nach unserer Meinung das Entscheidende. Und nun gar die köstliche von Moser fingierte Replik des ehrwürdigen Thomaskantors. Er wehrt sich gegen den „zu Schlüchtern beginnenden Prof. emeritus der Musicologie“ kräftig seiner Haut: Er nennt seine kirchenmusikalischen Vorgänger, die ihm in Praxis und im Geiste, corporaliter und spiritualiter, Lehrer und Vorbilder gewesen sind, er verwehrt sich dagegen, daß man musikalische Notenwerke nicht nach dem Papiergewichte messen darf; vor allem er macht auf seinen Brief an Erdmann aufmerksam, der doch gegen Blumes Thesen spricht. Was besagt es außerdem, daß Bach das Kantorenamt in Leipzig nicht so angenehm empfunden hat wie das Kapellmeisteramt bei seinem Fürsten Leopold, wo er offenbar ungestört durch bürokratische Scherereien seine Werke komponieren konnte! Nein, wir lassen uns durch den „Professor Florendus“, den „destructor Christianitatis mane“ nicht ins Bockshorn jagen. Denn ich habe schon längst die peinliche Erfahrung gemacht, daß bei manchen wissenschaftlichen Forschern der „irdische Ehrgeiz“ sie drängt, „nouveautés à tout prix“ ans Licht zu bringen, damit ihr Name umso heller strahle. Soviel über den Erdrutsch in der Einschätzung Bachs.

Friedrich Blume (1893–1975)

Wir freuen uns, daß Ihr alle mit Kind und Kegel gesund und befriedigt von Eurem Rotenfelder Urlaub heimgekehrt seid und hoffen, daß der aufgespeicherte Vorrat von körperlicher und

geistiger Frische noch lange vorhalten wird. Du hast ja auch noch eine erholsame Nachkur in Pellworm vor Dir, die das an der nötigen Ausspannung noch Fehlende gewiß aufholen wird.
Was Du uns hier berichtetest, Helmut habe jetzt, wo Klaus als Soldat ein völlig freies Leben mit 60 DM Sold hat, kaum finanzielle Erleichterung gegenüber seinem Schuldasein, kann ich mir garnicht denken. Denn an Unterstützung für schulpflichtige Kinder bekommt er so doch für das älteste nur 45 DM monatlich, für die jüngeren noch weniger. Das ist doch ein simples Rechenexempel.

Herzliche Grüße Euch allen von Tante Anni und Eurem Onkel Karl.

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 11. 12. 62.

Lieber Zander,
wir danken Maria herzlich für ihren Brief vom 6. 12. Leider berichtet er uns, daß Dein seelischer Zustand, der durch die bittere Enttäuschung über das Verhalten Eurer Pastoren hervorgerufen ist, noch immer betrüblich ist. Pastoren sind auch Menschen wie wir alle und nicht frei von menschlichen Schwächen und Fehlern; da gibt es nur ganz wenige Ausnahmen. Aber trotz alledem, wir hätten Dir von Herzen gewünscht, daß Dir eine so bittere Erfahrung von dieser Seite erspart geblieben wäre. So bleibt Dir nur übrig, daß Du als frommer Christ diese Sache wie auch etwaige weitere Entscheidungen in die Hände des lebendigen Gottes vertrauensvoll legst, dessen Wege zwar für uns oft so unbegreiflich sind, der aber weiter sieht als wir und am Ende doch alles menschliche Leid und Ungemach gut macht und zu unserem Besten dienen läßt. Darum überlaß dein Leben getrost seiner Weisheit und Güte, die in dieser verworrenen Welt der einzige feste Halt für uns Menschen ist. Halte Dich an den Wahlspruch des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm: Domine, fac me scire viam, quam ambulem![74] Dann wirst Du die Richtung nicht verfehlen.

Karl und Annie Flemming mit Maria Kern und ihren Söhnen Christoph und Andreas 1961 in Bad Salzulfen

Ich habe mir überlegt, wie ich Dich von den Dich jetzt bedrückenden Gedanken etwas ablenken könnte. Da bin ich auf das beiliegende Buch über Albrecht Dürer gestoßen, der nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein aufrichtiger Christ war. Das hübsch ausgestattete, reich bebilderte Buch habe ich neben manchen anderen wertvollen Kunstbüchern als Leiter der Pflegschaft des Germanischen Museums bekommen, für das ich mehr als 25 Jahre tätig gewesen bin. Ob ich hoffen darf, daß es Dir die trüben Gedanken verscheucht?
Eines aber müssen wir Dir versichern, daß Du in Deiner Betrübnis mit Deiner lieben Frau nicht verlassen bist, sondern daß Tante Anni und ich täglich in teilnehmenden Gedanken mit Dir verbunden sind und daß wir nichts mehr wünschen, als daß das Dunkel, das jetzt über Eurem Leben liegt, sich wieder erhellen möge, zumal da das Weihnachtsfest vor der Türe steht. Möge es auch in Dein z. Zt. noch bedrücktes Herz etwas von seinem erwärmenden Lichtglanz werfen!

[74] Nach Psalm 143,8: Tue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll.

Mit diesem Wunsche grüßen wir Dich, Deine liebe Maria, die Dir so treu zur Seite steht, und die 3 Jungen herzlichst.

Getreulich Dein Onkel Karl.

Auf demselben Bogen:

Ein warmer Händedruck, lieber Zander, mit dem herzlichen Wunsche verbunden, daß Du recht bald wieder von dem schweren Druck befreit sein mögest.

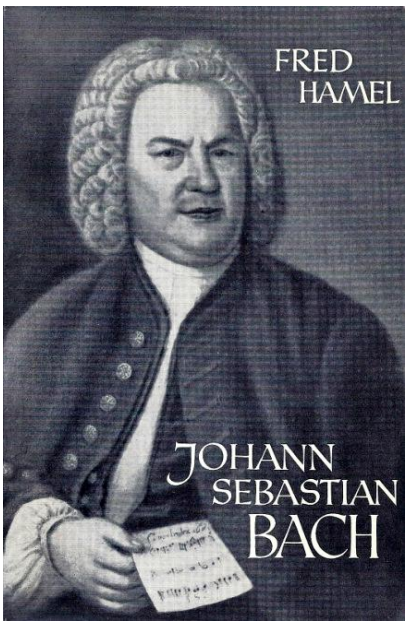
Gott befohlen! Deine Tante Anni

Karl an Alexander Kern

Detmold, d. 4. 1. 63.

Lieber Zander,

Zunächst danken wir Euch für die freundlichen Wünsche zum neuen Jahr, in das Ihr ja trotz der inzwischen überstandenen Erkältung von Maria wohl alle gesund hinübergewechselt seid, und für Christophs netten Brief. Daraus entnehmen wir, daß die Lokomotive, unser gemeinsames Geschenk für die drei Jungen, so hellen Anklang bei ihnen gefunden hat. Das freut uns sehr.



Sodann beglückwünschen wir, Tante A. und ich, Dich herzlich zu Deinem Geburtstage. Für Dein neues Lebensjahr wünschen wir Dir vor allem, daß Du die bittere Enttäuschung der letzten Monate baldmöglichst vergessen und wieder ungeteilte Freude an der Beschäftigung mit der musica sacra empfinden mögest.

Ich komme nochmals auf das Bachbuch von Fred Hamel zurück, das ich gestern Abend ausgelesen habe. Kennst Du den Musikfachmann näher? Dann schreib mir mal etwas von ihm. Denn ich bin noch ganz gepackt von der feinsinnigen Art, ein Geistesproblem zu erforschen und aufzuhellen. In was für eine wundervolle Lobeshymne klingt das Buch für den ehrwürdigen Thomaskantor aus! Dabei ist die Darstellung nicht nur klar und flüssig geschrieben, sondern auch der Stil von höchster Ausdruckskraft, künstlerischer Vollendung und religiöser Wärme, völlig adäquat dem großen christlichen Meister. Besonders – wegen Blume – hat mich sein unablässiger, zäher Kampf gegen die für die christliche Religion verderbliche Aufklärung interessiert, den er dann in den letzten Lebensjahren, wohl ermüdet, aufgegeben hat, freilich nicht, um zu kapitulieren. Denn seinem „Endzweck“: Alle Musik soll der Ehre Gottes dienen, ist er treu geblieben, wie die Wiederaufnahme der Orgelchoräle kurz vor seinem Tode beweisen. Da schließt sich der ungeheure Kreis seines kirchenmusikalischen Schaffens, das er weitergehend in Köthen und in den letzten 5 Lebensjahren zugunsten profaner Musik beiseite gelassen hat. Und doch: „Das Feld hat er behalten.“ (234)

Wenn Du das wundervolle Buch noch nicht besitzt, schenke ich es Dir zum Geburtstag. Solltest Du es Dir inzwischen auf meine Anregung hin angeschafft haben, schicke ich Dir das Geld dafür, darum äußere Dich mal über Fred Hamel.

Herzliche Grüße, Dir, Maria und den drei munteren Jungen

Dein Onkel Karl.

Auf demselben Bogen:

Lieber Zander,
Viele gute, herzliche Segenswünsche schicke ich Dir zum Geburtstage. Bleibe gesund + werde wieder ganz froh.

Deine Tante Anni

Viele Grüsse an Maria + die Kinder.

Karl an Cousine Cläre und Cousin Georg Lohmeyer

Detmold, d. 28. 6. 63

d. 4. 7.
Liebe Cläre, lieber Georg,
habt schönen Dank für Eure lieben Briefe vom 8. 6., zugleich auch für Georgs freundlichen Gruß aus Arnim, der heute eintraf. Dies wird nun gewiß der letzte Brief aus dem alten, lieben Großmutterhause, in dem wir so schöne, friedliche Jahre verlebt haben, sein. Wir scheiden daraus mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Denn was für liebe Jugenderinnerungen hängen für mich an diesem Hause! Zum Abschied haben auf den Beeten noch einmal die Stauden und Rose in leuchtender Farbenpracht für uns geblüht. Einen Teil davon nehmen wir mit in die neue Wohnung, wo wir auch ein Stück Gartenland bekommen, das uns fortan eine leichte, erfreuliche Betätigung in frischer Luft bieten wird, die wir beide nicht entbehren möchten.

Karls Elternhaus in der Lageschen Straße 55 wurde im Zweiten Weltkrieg durch Bomben zerstört und 1949 wieder aufgebaut. Dort wohnten Karl und Annie bis Sommer 1963

Am 4. 7. ist Umzugstag. Wir hatten Zeit genug, die mannigfachen Vorbereitungen in Ruhe zu überlegen, die Termine zu festzulegen. Bisher hat alles ganz gut geklappt. Jeder Tag bringt uns ein Stück weiter dem Ziele entgegen. Das Schlimmste, das Durchwühlen des gesamten Hausrates, der sich beängstigend aufgesammelt hatte, liegt hinter uns. Betker hat uns eine volle Lastfuhre mit Möbeln u. a. abgenommen, eine sehr fühlbare Entlastung. Auch sonst haben wir viel Entbehrliches abgestoßen. Herdejosts haben uns viel abgenommen, für das sie noch eine Verwendung haben. Ich habe sechsmal ein Feuer auf dem Felde gemacht und ganze Haufen von Kartons, alten Briefen, verschossenen Büchern, Noten etc. verbrannt. Es sieht schon bedeutend lichter bei uns in der Wohnung aus. Diese turbulenten Tage waren alles andere als schön und behaglich. Aber wir haben es mit vielseitiger Hilfe, Gott sei Dank, geschafft, und werden ja nun wohl auch die Umzugstage überstehen, an denen unsere Putzfrau uns zur Seite stehen wird. Auch einen Packer haben wir uns für den letzten Tag hier bestellt. Jede für Geld mögliche Erleichterung nehmen wir natürlich in Anspruch. In 8 Tagen sind wir also in der Woldemarstr. 26 [I]. Es freut mich besonders für Anni, daß sie fortan als Hausfrau leichter und schöner als bisher haben wird. Denn die Wohnung ist etwas kleiner und bequemer. Statt des bisherigen dunklen Wohnzimmers bekommt Anni ein hübsches helles Zimmer nach Süden, mit meinem Arbeitszimmer durch eine Flügeltür verbunden. Darüber ist sie sehr froh.
Was die Entschädigung vonseiten der Hausverwaltung für den unfreiwilligen Umzug und die dadurch uns entgehenden Vorteile (billige Miete und dauerndes Wohnrecht hier) betrifft, so haben wir gute Aussichten. Am 10. 6. haben wir mit Herrn Bante darüber verhandelt, er zeigte volles Verständnis und großes Entgegenkommen. Er wird meinen gestern eingereichten Entschädigungsantrag natürlich dem Kreisausschuß vortragen müssen, wird ihn aber warm befürworten. Mit den Kosten des Umzuges und den damit unvermeidlichen Neuanschaffungen aller Art werden wir schon fertig werden. Darum ist uns nicht bange.

Was du, lieber Georg, über die Schwierigkeiten schreibst, die Ihr mit der Kreisverwaltung wegen der Ablösung Eures Altenteils habt, bedauern wir sehr, können aber über die uns im einzelnen nicht bekannte Sache nicht urteilen. Dein Ausdruck „Arglist“ hat uns geradezu erschreckt. Denn wir kennen Herrn Bante nur als einen tüchtigen, korrekten Beamten. Aber, wie gesagt, wir kennen Eure Gründe für Euer Mißtrauen nicht und enthalten uns jedes Urteils darüber, weil wir volles Vertrauen zu Euch haben.
Die Sache des Kreiskrankenhauses – Neubau – ist seit 1–2 Jahren ein ständiges Hin und Her. Eine Planung ist immer wieder durch eine andere umgestoßen worden. Auch nachdem im Frühjahr der endgültige Plan vom Kreistag verabschiedet ist, sind schon wieder neue Schwierigkeiten aufgetreten und zwar durch die hiesige Bezirksregierung, die, wie mir der Verwaltungsdirektor des Krankenhauses kürzlich sagte, dem Kreise immer neue Knüppel in den Weg wirft, sodaß der Beginn des Neubaues im nächsten Frühjahr auch wieder in Frage gestellt ist.
Du bist auch erstaunt darüber, daß unsere Wohnung wieder belegt wird. Damit hat es folgende Bewandtnis: Nach dem, was so gesprochen wurde, heißt es einmal, Lag Str. 55 wurde vom Kreise gekauft, um auf dem Grundstück den erforderlichen Parkraum zu schaffen. Dann wieder wurde gesagt, das Haus bleibe erhalten, um Krankenhausangestellte darin unterzubringen. So ging es hin und her. Nun hat mir der erwähnte Kr. H.-Verwaltungsdirektor mitgeteilt, das Krankenhaus habe große Sorgen, junge Ärzte zu bekommen, bes. Chirurgen. Diese verlangten außer anderem eine angemessene Wohnung nahe beim Krankenhause. So kommt es, daß jetzt ein junger Chirurg hier einziehen wird, der schon seine Stellung gekündigt hatte, nun aber nach Besichtigung der Wohnung ganz hier bleiben will. Das ist uns ein erste Genugtuung. Denn das 1949 neu aufgebaute Haus abzureißen, um Parkplätze zu schaffen, erschien uns als eine völlig unvertretbare Sachverschwendung. –
Euren kleinen Offizierskoffer nehmen wir mit in die neue Wohnung. Ihr könnt ihn dann ja bei Eurem Besuche in der Woldemarstraße 26 mal mitnehmen. Der alte Truhenkoffer, der ja in der Familie Lohmeyer auf eine Geschichte zurückblicken kann, ist mit Betten nach Bethel abgegangen.
Wir freuen uns sehr auf Euren angekündigten Besuch im Laufe des Sommers, hoffentlich kommt Ihr zu zweien. Dann könnt Ihr Euch mit uns an der neuen hübschen Wohnung freuen. Es ist, wie wir immer mehr feststellen, doch ein einzigartiger Glücksfall, daß wir sie für unsere Altersjahre bekommen haben. Der Lehrerberuf, so umstritten er auch sonst ist, wirft doch ab und an mal praktische Vorteile ab.
Gestern, am Siebenschläfer, hier wieder Regenschauer. Sollen wir auch in diesem Jahre weiter regnerische Sommerwochen bekommen?
Herzliche Grüße Euch beiden und nicht minder Heiner u. seiner Familie

Euer Karl.

Auf demselben Bogen:

Ihr Lieben, Heute in 8 Tagen ist das Schlimmste überstanden, dann sitzen wir drin im neuen Heim. Wie Ihr es wohl finden werdet bei Eurem nächsten lieben Besuch? Ich freue mich so sehr auf ein Wiedersehen mit Euch. Herzlichst Eure Anni.

Karl an Alexander Kern

Handschriftlicher Vermerk von Alexander:

Letzter Brief von Onkel Karl an mich.

Detmold, d. 15. 7. 63.

Lieber Zander,
Wir danken Dir herzlich für Deine guten Wünsche zu unserem Einzug in die Woldemarstr. 26 [I], vermutlich der letzten Station auf unserem Lebenswege. Die wochenlange Arbeit und Unruhe hat uns recht angestrengt; aber Gott sei Lob und Dank! Wir haben es geschafft. Zwar sind wir noch davon abgespannt an Leib und Seele, aber wir sind glücklich, eine so

hübsche und für Tante Anni bequeme Wohnung durch einen ganz seltenen Glücksfall bekommen zu haben. Die Einrichtung der Räume ist inzwischen fast fertiggeworden. Besser konnten wir es nicht kriegen.
Was Du uns weiter über Deinen Gesundheitszustand berichtest, haben wir mit Bedauern und herzlicher Teilnahme vernommen. Du Armer! Daß Du infolge von Wucherungen an Deiner Operationsnarbe nun noch einmal eine Operation hast durchmachen müssen. Aber wie gut, daß diese glatt verlaufen und die Schnittwunde geheilt ist. Die noch vorhandene körperliche Schwäche wirst Du dank Deiner soliden Lebensweise hoffentlich bald überwinden. Schone Dich darum in Deinem Dienste, soviel wie möglich, und ärgere Dich nicht über musikalische Widersacher, die eine andere Auffassung von Kirchenmusik haben wie Du. Das ist Deiner Genesung, die wir Dir in der nächsten Zeit von ganzem Herzen wünschen, hinderlich. Die Kur auf dem „Bergfrieden“ möge dann die letzten Spuren der erneuten Operation tilgen. Dann mußt Du uns natürlich hier besuchen und Dich mitfreuen an unserem neuen Domizil.

Karl und Annie mit Christoph Kern vor dem Altenheim/Pension „Bergfrieden“ in Bad Salzuflen

Bis dahin begleiten Dich unsere besten Wünsche für Dein Wohlergehen. Wie traurig, daß Bärbel auch noch einmal hat eine Operation durchmachen müssen! Wir fürchten, sie steckt nicht in einer guten Haut. Ich bin noch sehr mit Arbeiten beschäftigt, daher nur diese wenigen Zeilen.

Dein Onkel Karl u. Tante A.

Karl an Cousin August Fink

Detmold, d. 16. 7. 1963

Lieber August,
seid herzlichst bedankt für zwei Briefe v. 9. 7. und 14. 7. zugleich auch verspätet für Euren Gruß aus Ebertsheim mit der hübschen Gartenansicht. Du unterrichtest uns immer so freundlich über die Vorgänge in der Familie. Der letzte Bericht über die Beuchter ist ja ganz auf moll gestimmt. Der Tod Leos zwar ist eine Erlösung von einem in sich zerrissenen Leben, das ihm sicher selber wie auch seiner Familie manchen Kummer bereitet hat, also gut, daß er friedlich einschlafen durfte. Anni hat vor diesem Vetter immer Angst gehabt, seitdem er uns mehrmals hier in einem Handwerksburschenkostüm aufgesucht hatte und sie auch einmal in meiner Abwesenheit plötzlich in der Lageschen Str. überfiel. Requiescat in pace!
Erregender ist das Schicksal der armen Grete H.[75], zumal du schreibst, daß ähnliche geistige Störungen auch schon bei Kläre, Hans und Leo aufgetreten sind; da fragt man sich besorgt, was einem selber noch in seinem Alter passieren kann. Beruhigend ist wenigstens ihre Übersiedlung nach Celle, wo Ewald und seine Frau ja ein wachsames Auge über sie haben werden. Sie ist ja wohl

Karls Cousine Grete Hartleben

[75] Grete Hartleben geb. Flemming, ebenfalls „Beuchter Kind“ und Schwester der anderen Genannten

Karls Cousin August Fink. Er starb wenige Wochen später am 23. August 1963, nur einen Tag nach Karl

finanziell in der Lage, sich eine Pflegerin zu nehmen, ohne die sie nicht leben kann.
Du hast recht, meine Beziehungen zu den Beuchtern sind im Laufe der Jahrzehnte locker geworden. Ewald hat uns vor Jahren mal mit seiner Frau besucht. Ihm werde ich auch, wenn du mir seine Anschrift mitteilst, wegen Leos Heimgang schreiben. Mit Emil, dem Ludendorffianer, war eine lockere Verbindung dadurch, daß seine Frau Marlene Schmidtmanns verh. Grenwells Tante war.
Marlene, Lilly Overbecks Tochter, ist im vorigen Jahre, nachdem ihr Mann mit dem Auto verunglückt war, mittellos von Nairobi (Kenya) nach Deutschland zurückgekehrt und lebt jetzt in Oerlinghausen, wo sie einen Onkel, den Apotheker Wachsmund[76], hat, der sich treulich um sie bekümmert. Sie arbeitet in Bielefeld bei den Engländern, hat uns im Frühjahr auch mal hier besucht. Auch sie ist ein armes, erbarmungswürdiges Geschöpf; gut, daß Tante Marie das nicht mehr hat miterleben müssen, an der M. sehr gehangen hat. Mit Tante Martha wie mit Georg u Karl Lohmeyer hatte sie sich leider überworfen.
Mit den Beuchtern verbinden mich sonst nur erfreuliche Erinnerungen aus schönen Jugendjahren. Ein Erlebnis, das wohl 60 Jahre zurückliegt, hat mich in diesen Tagen wieder beschäftigt. Wir wollten eines Tages mehrstimmig singen: Klärchen, Lies u. Grete sangen Sopran und Alt, Onkel Edo Baß, ich Tenor, so wurde die Missionsharfe[77] unter uns aufgeteilt und pagina 37 aufgeschlagen. Als wir im besten Zuge waren, kam Klärchen plötzlich völlig aus dem Takte. Onkel Edo glotzte sie verdutzt an und brüllte im stärksten Fortissimo „Du Schafskopf!“, riß die Tür auf und knallte sie verärgert hinter sich zu. Nachdem er verschwunden war, brachen wir Kinder in ein homerisches Gelächter aus. Darauf Tante Emmy aus dem Hintergrunde des Eßzimmers: Kinder, Ihr solltet Euch schämen, daß Ihr so lacht, wenn Euer Vater sich so ungebührlich, nein: ‚ungebildet‘ benimmt.“ So geschehen im Jahre des Heils, 1905!
Es freut uns, daß Lilly S. sich wieder erholt hat. Mögen ihr an der Seite ihres trefflichen Mannes noch ein paar Jahre vergönnt sein! Wir schulden Euch noch einen besonderen herzlichen Dank dafür, daß Ihr uns zu unserem Einzuge in unsere wirklich hübsche Wohnung so freundlich begrüßt habt. Die Anstrengungen vor und bei dem Umzuge waren groß. Aber nun haben wir sie glücklich überwunden und hoffen, die körperliche und seelische Abspannung bald überwunden zu haben. Kommt Ihr beiden nicht mal wieder nach hier? Dann könnt Ihr Euch mit uns an unserem behaglichen und bequemen Heim mitfreuen. Wir sagen es uns täglich, wie gut wir es jetzt haben. Wir liebäugeln mit dem Plane, im September nochmal eine Erholungsreise nach Überlingen zu machen. Hoffentlich wird was draus. Mit herzlichen Grüßen für Euch beiden und das Unterhaus

Eure Karl und Anni.

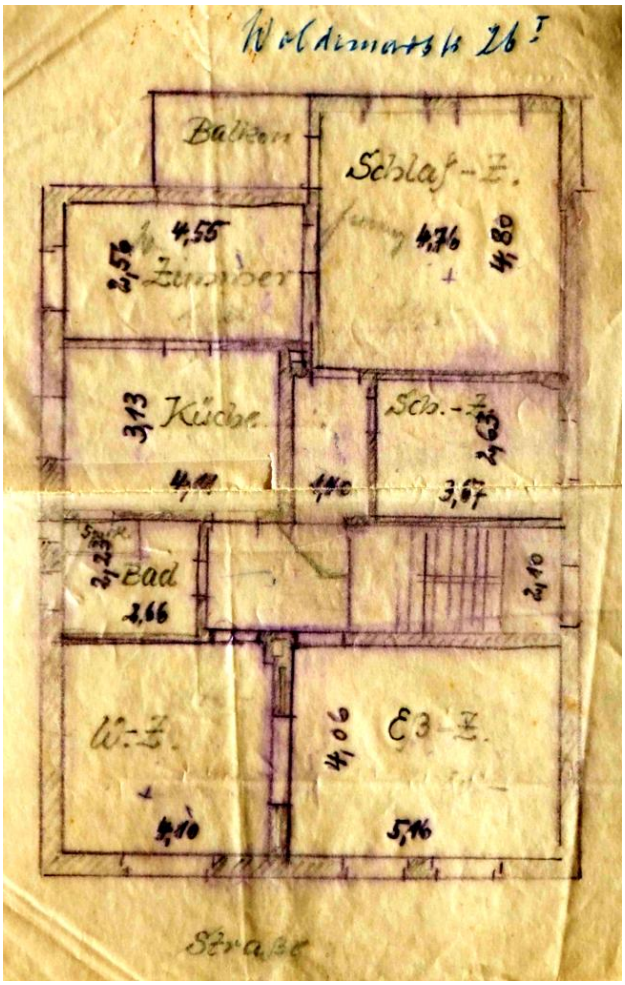
Entschuldigt bitte die schlechte, schwer leserliche Schrift!

[76] Eigentlich: Wachsmuth, Dr. phil. Karl (1896–1970)
[77] Name eines Liederbuchs

Karl an Cläre und Georg Lohmeyer

Detmold, d. 17. 7. 63.

Liebe Cläre, lieber Georg,
Heute kann ich Euch beiden die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Umzugsunruhe vorbei ist und daß unsere Wohnung so gut wie fertig eingerichtet ist. Dabei hat Anni großes Geschick und feinen Geschmack entwickelt. Die beiden ineinandergehenden Wohnzimmer machen sich prächtig. So hübsch haben wir es noch nie gehabt. Das sagen wir uns beiden täglich und freuen und daran. So hat sich alles viel glücklicher gefügt, als wir uns hätten träumen lassen. Das müssen wir mit Dankbarkeit bekennen. Auch die mit dem anstrengenden Umzuge verbundene körperliche und seelische Abspannung überwinden wir allmählich. Denn wir haben schon unsere Freunde Reichs bei uns gehabt und mit ihnen den Einzug gefeiert. Viele Verwandte und gute Freunde haben daran herzlichen Anteil genommen wie Ihr beide, und das hat unseren Herzen wohlgetan. Dafür sei Euch beiden hiermit innig gedankt.
Jetzt bin ich dabei, die geschäftliche Seite des Umzugs abzuwickeln, die Rechnungen von den Handwerkern anzufordern und zu bezahlen. Denn für das Bezahlen von Rechnungen habe ich von meinem korrekten Schwiegervater Wilms den Grundsatz übernommen: „Spätestens sofort.“ Das bewährt sich gut für beide Seiten.
Lieber Georg, Du hast mehrfach in Deinen Briefen erwähnt, die Kreisverwaltung sei es uns schuldig, uns für die besonderen Vorteile, die Ihr uns 1949 für Lagesche Str. 55 großmütig gewährt habt: sehr billige Miete und dauerndes Wohnrecht bis zu unserem Lebensende, zu entschädigen und uns die Umzugskosten zurückzuerstatten. Mein dahin gehender Antrag an die Kreisverwaltung ist aber abgelehnt. Den schriftlichen Bescheid haben wir z. Zt. noch nicht. Aber ich habe den abschlägigen Bescheid durch einen Beamten des Krankenhauses erfahren, der bei der Ausschußsitzung Protokoll geführt hat: Die Kreisabgeordneten wollten durchaus nicht darauf eingehen, obwohl Herr Bante unser Gesuch befürwortete, ebenso der Amtmann Tölle am Krankenhause. Große Hoffnungen haben uns beide Herren nicht machen können, denn die Abgeordneten haben ihren eigenen Kopf und berufen sich auf das Verantwortungsbewußtsein, das mit ihrem Mandat verbunden ist. So lassen auch wir den Kopf keineswegs wegen der Ablehnung hängen – denn die Umzugskosten kann ich natürlich auch ohne Hilfe des Kreises bezahlen aus meinen Rücklagen für besondere Fälle. Unser guter Freund, Herr Stanke, der mir schon so manchen guten praktischen Rat erteilt hat, wußte, als ich ihm den abschlägigen Bescheid mitteilte, auch da wieder eine Abhilfe: Wir Beamten sind in der glücklichen Lage, bei besonderen, außergewöhnlichen Aufwendungen (nicht nur in Krankheitsfällen) Anträge auf „Beihilfe“ zu stellen; nach meinen bisherigen Erfahrungen verfährt die Landesregierung in solchen Sachen durchaus großzügig. So werde ich also am Ende dieses Jahres eine solche Beihilfe für unseren Umzug beantragen. Dann wird sich das



**Detmold, Woldemarstraße 26.
Karl selbst zeichnete den Grundriss der neuen Wohnung**

jetzt in meiner Sparbüchse entstandene Loch wieder einigermaßen füllen. Kurz: der uns entgangenen Entschädigung vonseiten des Kreises traure ich durchaus nicht nach. Denn wir waren auch bei Übernahme der sehr gepflegten Wohnräume in der kaum zu erwartenden erfreulichen Lage, für Instandsetzung der Zimmer keinen Pfennig ausgeben zu brauchen. Es war auch ein Glücksfall sondergleichen. Ja, wir haben auch einen Teil der vorhandenen Einrichtungsgegenstände (Gardinenhalter u. a.) von unseren Vorgängern gegen billigen Preis übernehmen können. Alles zusammengenommen, ist das fast zu viel des Glückes. Wären wir ein Polykrates, der Fürst von Samos, so würde uns „bangen vor der Götter Neide“. So aber nehmen wir dankbar gegen Gott das uns gewährte Gute hin.
Auf Euren in Aussicht stehenden Besuch hier in Detmold freuen wir uns schon im voraus. Dann werdet Ihr mit eigenen Augen sehen, wie glücklich sich der Umzug, vor dem uns anfangs etwas graute, für uns gestaltet hat. Der Abschied von dem alten lieben Großmutterhause ist mir begreiflicherweise nicht leicht gefallen. Aber jetzt herrscht durchaus die Freude über die in jeder Hinsicht glückliche Wendung vor.
In herzlicher Verbundenheit grüßt Euch beide Euer Karl.
Telefon Nr Detmold 4130.

Detmold, Woldemarstraße 26, 2015: Im ersten Stock blickt man aus dem Wohn- und Esszimmer auf die Straße. Karl hat hier nach dem Umzug bis zu seinem Tod etwa einen Monat gewohnt

KARL FLEMMINGS TOD

Alexander Kern an seine Frau Maria

Alexander erholte sich nach seiner dritten Bauchoperation in Bad Salzuflen, als Karl am 6. August 1963 in Detmold einen Schlaganfall erlitt

[Bad Salzuflen] Sonntag 11. 8. 63
nachmittags

Meine liebe Maria!
Gestern rief abends um 9 Uhr Tante Anni, auf meinen Kartengruß hin, bei mir an. Nun will ich Dir gleich berichten, was sie von Onkel Karl sagte.
Der Schlaganfall war am Dienstag und war begleitet von schweren Krampfzuständen, die das Schlimmste ahnen ließen. Aber schon am nächsten Tag, nachdem er ins Krankenhaus gebracht war, ließen die Krämpfe nach und er war (und ist) auch geistig wieder ganz klar. Es besteht eine linksseitige Lähmung, die aber schon gestern soweit zurückgegangen war, daß Onkel Karl das linke Bein und die linke Hand wieder etwas bewegen konnte. Es sieht also etwas hoffnungsvoller aus.
Ich hatte auf meiner Karte am Donnerstag Tante Anni unser Mitgefühl ausgesprochen und sie gebeten, mir kurz zu schreiben, ob mein Besuch dort angebracht sei.
Bei ihrem Anruf sagte sie mir, daß sie meine Karte im Krankenhaus Onkel Karl vorgelesen hätte und er darauf gesagt (!) hätte, er freue sich, wenn ich ihn besuchen käme. So werde ich nun am Dienstag Mittag (natürlich ohne Christoph, T. A. bat darum!) nach Detmold fahren, Tante Anni in der neuen Wohnung abholen und mit ihr zum Krankenhaus gehen. Anschließend werden wir dann in der Wohnung Kaffee trinken. Gegen 18^{00} fahre ich dann nach hier zurück. Nachdem Besuch schreibe ich Dir, wie ich ihn vorgefunden habe. –
Mit Chr. war ich vormittags zum Gottesdienst in der luther. Kirche, die überfüllt war. Nachmittags machten wir bei heller Sonne einen weiten Weg nach Loose – Schwaghof und zurück. Und eben vor „Bergfrieden“ bekamen wir einen Guß. Jetzt ist wieder schöne Abendsonne. Wir denken herzlich an Dich und die „Halb-Kleinen“
Dein Zander

Zusatz in Sohn Christophs Schrift:

Und Dein Christoph!

Alexander an Maria

Dienstag Abend
13. 10^{00} Uhr

Meine liebe Frau!
Heute war ich in Detmold und habe Onkel Karl und Tante Anni besucht. Es ist schrecklich den Verfall eines Menschen mitanzusehen, den man als gesunden und kräftigen Mann jahrzehntelang gekannt hat. –

Ich fuhr um 13^{00} mit der Bahn, hatte aber schon vormittags einen Anruf von Tante Anni bekommen. (Sie hat jetzt Telefon! Detmold 4130 also ganz ähnlich wie unsere Nummer) Vielleicht rufst Du sie mal an, mittags zwischen 1 + 3 und abends nach 20^{0} Uhr ist sie meistens zu Hause.
Ich hatte mit T. Anni abgemacht, daß ich sie in der Wohnung abholen sollte und wir dann gemeinsam ins Krankenhaus gingen. Nun rief sie heute früh an, ich solle gleich von der Bahn ins Krankenhaus kommen. Ich ahnte daher, daß es nicht gut ginge. So war es: Onkel Karl hatte – nachdem es ihm in den vorigen Tagen recht gut ging – einen neuen Schwindelanfall bekommen und war sehr schwach: die Augen tief in den Höhlen, das ganze Gesicht durch die Lähmung verzerrt, ein trauriger Anblick. Er war aber ganz klar, sprach mit mir über Dich und die Kinder, vor allem Christoph, Schedukats usw. Er freute sich sichtlich, daß ich da war und wiederholte es mehrmals, daß ich bald wiederkommen sollte.
Die Atmung war regelmäßig, Fieber 36°. Dadurch, daß er ganz still liegt, ist natürlich die Gefahr einer Lungenentzündung gegeben. Er muß oft husten, aber hat nicht Kraft genug, alles abzuhusten. Beim Trinken oder Essen von Suppe rebelliert der Magen manchmal durch den Hustenreiz. Im Ganzen: Ein erschütterndes Bild. – Tante Anni bat mich recht bald wiederzukommen, sie ist sehr allein und etwas hilflos. Ich nahm ihr Konfekt mit und bat sie dringend davon zu essen. Da gestand sie, daß sie heute seit 7^{00} früh nichts gegessen hätte. Es war nachmittag ½ 4 Uhr! Sie könne keinen Bissen herunterbringen. Ich ging dann, als Onkel Karl schlief, mit T. A. in die Wohnung und kaufte Kuchen ein unterwegs, den sie dann auf dringendes Zureden mit mir aufaß. Sie kochte auch sehr guten Kaffee dazu. –
Die neue Wohnung ist sehr schön und hell: eine große Verbesserung gegen die Lagesche Str. 55. 2 ½ Zimmer. Alles fast so eingerichtet wie früher in der alten Wohnung. Onkel Karl hat noch alles mit eingerichtet, sei aber in den Tagen nach dem Umzuge oft von starken Gedächtnisstörungen und Unsicherheit der Hände betroffen gewesen. Habe z. B. den Telefonhörer nicht wieder aufgelegt nach dem Sprechen, habe den Federhalter beim Schreiben am Schreibtisch verkehrt herum gehalten u. ähnliches. Dann am Tage der großen Hitze und Schwüle, am 6. Aug., sei er im Schreibtischsessel zusammengefallen, Lähmung, Krampf, Schreien. Dann ist es nach dem Transport in das Krankenhaus täglich besser gegangen. Aber heute früh der sehr ernste Rückfall. T. A. sagte, sie habe wenig Hoffnung. Ich redete ihr natürlch sehr zu und erreichte auch einiges. Selbstverständlich kann sich die Lähmung wieder geben, den linken Arm bewegte O. Karl bis auf die Finger normal, über die Faust hat er keine Gewalt. Ich werde wohl in 3–4 Tagen wieder hinfahren, wenn T. A. nicht eher anruft. Gib doch bitte an Fiete und Leusch Nachricht in kurzen Zügen, wie es hier steht. T. A. bat darum.

Karl Anfang der 1960er-Jahre

Nun ist es spät, diesen Brief soll Christoph morgen Dir mitbringen. Er war hier immer recht zutraulich und zufrieden. Ich selbst fühle mich gut und konnte gestern den Burgberg von Vlotho gut ersteigen. Aber Du fehlst mir sehr!
Dein Zander

Alexander an Maria

Salzuflen
Sonntag 18. 8. 63

Meine liebe Frau!
Deinen lieben Brief über Christoph's Ankunft bekam ich gestern und danke Dir herzlich.

Gestern war ich wieder bei Karl's und kam voller Hoffnung wieder, denn es war seit Dienstag eine wirkliche Besserung eingetreten. Die Lähmung auf der linken Gesichtshälfte war soweit zurückgegangen, daß er beinah wieder normal aussah, der Blick der Augen war viel klarer und Onkel Karl konnte wieder mehrere Sätze hintereinander sprechen. Er war, wenn auch bald ermüdet, sehr interessiert an allem und läßt Dich besonders mit den Jungens grüßen. Ebenso Tante Anni, die deine Meinung über die Telefon-Anrufe in dieser Zeit durchaus teilt. Wir gingen, während O. K. schlief, für eine Stunde in ein Kaffee am Schloßplatz und tranken ausgiebig Kaffee mit Apfelstücken und Schlagsahne. Dabei kam heraus, daß T. A. wieder mal zu Mittag nichts gegessen hatte. Ich habe ihr jedesmal Süßigkeiten mitgenommen, aber auch sie hat Angst zu dick zu werden.
Gegen ½ 5 Uhr gingen wir nochmal ins Krankenhaus. O. Karl liegt allein in einem sehr schönen und großen Zimmer, die Pfleger und Schwestern sind sehr besorgt.
Die Lähmung der linken Hand ist soweit behoben, daß er schon wieder eine Faust machen kann. Ebenso das linke Bein in Hüfte und Knie bewegt. Also darf man hoffen, daß das Schlimmste überstanden ist, wo natürlich manches nie mehr ganz weg gehen wird. Man muß Gott danken, daß Tante Anni nicht so plötzlich ganz allein bleibt: Sie hat große Angst davor. – Gib diese bessere Nachricht bitte an Fiete + Leusch weiter, aber nicht den ganzen Brief, der ist nur für Dich! – Oberkirchenrat Utermöhlen vom LKA Hannover hat sehr nett geantwortet und will mich am 26. 8. empfangen. Fritjof werde ich nicht erwähnen. Zu Böhlkes werde ich aber nicht mehr fahren, da ich am Nachmittag des 26. weiter nach Itzehoe fahren will. – Das beigelegte Bild ist ein von ca 5–6 die von mir auf der Promenade gemacht wurden. Titel „älterer Herr, leicht ramponiert". An Frau Harbeck will ich auch noch einen Gruß schicken, neben vielen anderen, die schon weg sind. Ich grüße Dich ganz lieb und wenn ich sehr gern bald wieder nach Itzehoe zurückkomme, so nur Deinetwegen und wegen der Kinder.

Dein Zander

Alexander an Maria

Salzuflen 20. 8. 63

Meine liebe Frau!
Eben komme ich wieder von Detmold. Tante Anni rief mich heute mittag an, weinend, es sei viel schlechter geworden, ob ich den Zug 13^{12} noch bekäme. Dann möchte ich gleich kommen. Es war 12^{50} – ich bekam den Zug noch!
Vor wenigen Tage habe ich Dir hoffnungsvoll geschrieben, am Sonnabend fand ich Onkel Karl wesentlich besser vor. Nun hatte er heute einen schlechte Nacht gehabt und im Halb-Bewußtsein sich den Katheter aus der Harnröhre herausgerissen. Das hatte Verletzungen an der Blase oder H.-Röhre zur Folge, morgens lag er in einer Blutlache. Ein Entzündung dieser empfindlichen Wege folgte sofort und um 11^{00} hatte O. K. 39,6°! Schüttelfrost und große Angstzustände. Nachmittags um ¾ 2 Uhr, als ich kam, war er ruhiger, sah aber, gegen Sonnabend, erschreckend abgefallen aus. Er war nur selten klar, meist hatte er die Augen geschlossen vor Schwäche. Essen kann er gar nichts, nur ab und zu etwas Tee trinken. Tante Anni war ganz aufgelöst. Ich habe mich bemüht, wie sonst ihr Mut zuzusprechen, aber heute Nachmittag hatte ich selbst kaum noch Hoffnung. Man muß das Alter bedenken „mit einem Schlaganfall von solcher Schwere wir ja ein 50jähriger kaum fertig": So sagte mir der behandelnde Chefarzt Dr. Feunstein. Er kam heut Nachm. 3x zu Onkel Karl. Ob er diese Nacht übersteht? Man muß sich wundern, welche Energie er noch zeigt. In wenigen klaren

Minuten sprach er mühsam aber verständlich mit mir über Euch alle und läßt Dich wiederholt grüßen. Wenn Gott es beschlossen hat, ihn zu sich zu nehmen, möchte man ihm weiteres Leiden erspart wünschen. Aber das steht nicht in unserer Hand. –
Du wirst mich nicht mißverstehen, wenn ich Dir schreibe, daß der Kummer von T. A. und das Leiden von Onkel Karl mich sehr heilsam ablenken vom Nachdenken und Grübeln über meine kleine eigene Misere im Amt usw. Ich hätte Dich jetzt sehr gern bei mir, um Dich zu streicheln und in die lieben Augen zu sehen. Es küßt Dich dein Manno

Am 22. August 1963 starb Karl Flemming.

Alexander an Maria

Salzuflen 24. 8. 63

Meine liebe Maria!
Deine Sendungen sind – überraschend schnell – hier gelandet und ich danke Dir für alles.
Bis gestern Nachmittag bin ich bei Tante Anni geblieben, dann hatte ich das Gefühl, daß sie einmal ganz für sich allein alles bedenken müsse, dann sprach sie es auch aus. Heute abend rufe ich nur an und fahre morgen, Sonntag nachmittag, für ein paar Stunden herüber,

Heute entschlief nach kurzer, schwerer Krankheit mein lieber Mann, der

Oberstudienrat a. D.

Dr. Karl Flemming

im 76. Lebensjahr.

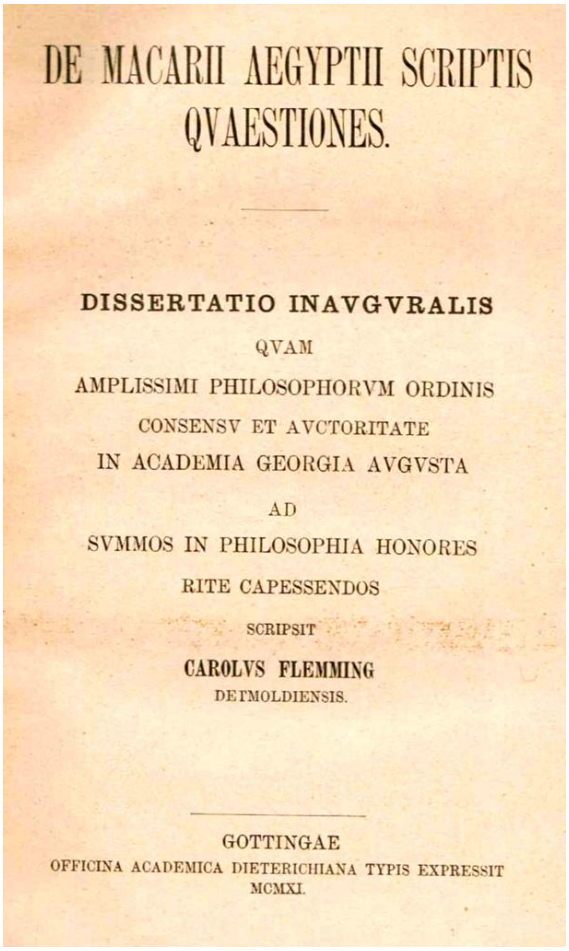
In tiefer Trauer im Namen aller Angehörigen:
Anni Flemming, geb. Reichwagen

Detmold, den 22. August 1963
Woldemarstraße 26

Die Beerdigung findet am Montag, dem 26. August 1963, 12.45 Uhr, von der Friedhofskapelle, Meiersfelder Straße, aus statt. Trauerfeier eine halbe Stunde vorher.
Von Beileidsbezeigungen am Grabe bitte ich abzusehen.

abends kommen Georg Lohmeyer und Frau. Am Montag zur Beerdigung fahre ich früh um 8^{30} herüber, die Trauerfeier ist um 12^{15}. Ich werde wohl Gelegenheit haben, vorher das große Harmonium zu sehen und zu spielen, denn die vorherige Trauerfeier ist schon um 10^{45} angesetzt, auch eine Persönlichkeit Detmolds, ein Bankdirektor. –
Als ich nach dem Leiden des vergangenen Krankenlager Onkel Karl aufgebahrt sah, überraschte mich sein „verklärter“ Gesichtsausdruck, es war, als sei nun alle irdische Angst von ihm abgefallen, als sähe er in eine neue, bessere Welt. Der Anblick war schön und tröstlich für uns beide, die wir in der Kammer der Kapelle standen. Ich dachte an das Wort: … da wird nicht mehr sein Leiden und Geschrei, denn das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.[78]
Das Leid bleibt bei der Zurückgebliebenen, die nach dem Trubel und der Aufregung dieser Tage dann mit dem Alleinsein fertig werden muß. Diese beiden Menschen, die nun 25 Jahre ganz für sich selbst gelebt haben, waren wunderbar zu sehen am Krankenlager. Wie in der halben Agonie Onkel Karls Hand immer wieder sich ausstreckte und die linke Hand der Gefährtin suchte und wie sich beide auch ohne Worte verstanden und liebten bis zur letzten Stunde: Das war groß und schön und vorbildlich.

[78] Offenbarung 21,4–5



DE MACARII AEGYPTII SCRIPTIS
QVAESTIONES.

DISSERTATIO INAVGVRALIS
QVAM
AMPLISSIMI PHILOSOPHORVM ORDINIS
CONSENSV ET AVCTORITATE
IN ACADEMIA GEORGIA AVGVSTA
AD
SVMMOS IN PHILOSOPHIA HONORES
RITE CAPESSENDOS
SCRIPSIT
CAROLVS FLEMMING
DETMOLDIENSIS.

GOTTINGAE
OFFICINA ACADEMICA DIETERICHIANA TYPIS EXPRESSIT
MCMXI.

Titelblatt der von Karl 1911 auf Lateinisch verfassten Dissertation

Wie bitter dann das Abschiednehmen für Tante Anni war, erlebte ich am Donnerstag den ganzen Tag. Ich habe ihr geholfen, so gut ich konnte, aber wie hilflos sind wir oft unsern Nächsten gegenüber. Einen gewissen Trost bereitet Tante Anni das Wissen, daß Onkel Karl, auch wenn er genesen wäre, gelähmt und nicht mehr ganz im Besitze seiner geistigen Kräfte gewesen wäre. Welch eine Vorstellung bei diesem geistig so regen Mann. Vor mir liegt die Doktorarbeit von Onkel Karl vom Jahr 1911. Eine ganz in klassischem Latein abgefaßte Würdigung des alten Kirchenvaters Macarius, der um 300 in Ägypten lebte. Es ist ein Genuß, diese geschliffene Sprache zu verfolgen und die Kunst, mit der er sie handhabt.
Dieser Mann ist für mich immer wie ein väterlicher Freund gewesen, für mich, der seinen eigenen Vater nie gekannt hat. Ein Mann, auf den Verlaß war, der nicht nur tief fundiert, sondern auch von großer Herzensgüte und Freundlichkeit war. Es ist viel, wenn man das von einem Menschen sagen kann. Ich weiß, daß auch Du unsern Onkel Karl schätzen und lieben gelernt hast schon von den Tagen unserer Hochzeitsreise im Juli 39, als wir in derselben Woldemarstraße (Nr 2) bei ihnen zu Gast waren, in der sie nun (Nr. 26) wieder wohnten. –
Fritjof und H. Böhlke habe ich abgeschrieben.
Da ich telefonisch keine Verbindung mit dem Oberrat Utermöhlen in Hannover bekam, werde ich am Dienstag mit demselben Zug nach Itzehoe fahren, mit dem Christoph kam, also gegen 13^{30} dort sein. Wegen des großen Koffers, den ich aufgebe, kann Christoph vielleicht mitkommen.
Meine Sehnsucht nach Dir ist wie Deine, immer größer werdend. Besonders am Sterbetage, dem 22. 8., habe ich Deine mich umgebende Liebe beinah körperlich gefühlt, deshalb mußte ich abends einfach noch mit Dir reden.

Einen lieben Gruß an Dich und die Jungen Dein Zander

Detmold, Woldemarstraße 2: Hier wohnten Karl und Annie in den 30er/40er-Jahren

Aus „Der Leopoldiner“ (Ehemaligenblatt des Detmolder Gymnasiums)
Heft 22 (Dezember 1963)

Dr. Karl Flemming †

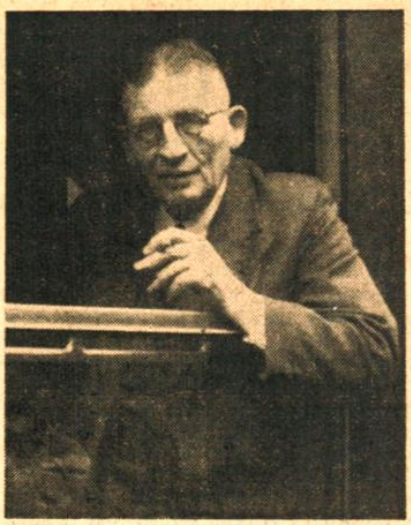
Am 22. August 1963 verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit im hiesigen Kreiskrankenhaus Oberstudienrat i. R. Dr. Karl Flemming im 76. Lebensjahr. Eine ausführliche Darlegung seines Lebensganges hier zu geben erübrigt sich, da Dr. Flemming selbst in Heft 11 dieser Zeitschrift, als er zum Ehrenmitglied der Vereinigung ehemaliger Leopoldiner ernannt wurde, sein Leben geschildert hat. Die Art dieser Selbstdarstellung kennzeichnet den Mann: sie ist schlicht und bescheiden und zeigt, daß Dr. Flemming auch bei der Beurteilung seiner eigenen Person den Grundsatz beherzigt hat, den er selbst so formuliert hat: Bei jeder Aufgabe gilt es, sie objektiv anzufassen und unvoreingenommen durch persönliche Neigungen und Vorurteile durchzuführen. Es war ihm immer ernst mit dem unbestechlichen Suchen nach der Wahrheit. Und das γνῶθι σεαυτόν des Delphischen Gottes hat er, seinem Wesen und seiner Erziehung entsprechend, von jeher — und man kann wohl sagen, mit zunehmendem Alter in immer strengerer Form — auch gerade für sich zur Richtschnur gemacht. Er kannte die Grenzen alles Menschlichen, er sah seine eigenen Grenzen. Und eine echt griechische αἰδώς bewahrte ihn vor jeder Überheblichkeit und falscher Selbsteinschätzung.

Mit dem Leopoldinum war er aufs engste verbunden; er hat diese Schule, damals noch in dem alten Haus in der Leopoldstraße, von der Vorschule bis zum Abitur besucht und hat am Leopoldinum vom 1. Juli 1918 bis zur Pensionierung Ostern 1953 (und dann noch weitere drei Jahre mit stundenweiser Beschäftigung, um der alten Schule in ihrem Lehrkraftmangel zu helfen) als Lehrer und Erzieher wie auch in der Stellung des Verwaltungsoberrates als Vertreter des Anstaltsleiters gewirkt. Aber nicht so sehr die Zahl der Jahre — er hat fast 50 Jahre zuerst als Lernender, dann als Lehrender zum Leopoldinum gehört — ist entscheidend. Entscheidend ist, daß wohl selten ein Mann seiner Schule so innerlich verbunden war wie der Dahingeschiedene. Und wie es an seinem Grabe in einem letzten Gruß seiner Schule ausgedrückt wurde: Wenn Dr. Flemming in seiner Schlichtheit und Bescheidenheit nicht alle Superlative für seine Personen abgelehnt hätte, so müßte man von ihm sagen: er war der Treueste von allen, die zum Leopoldinum gehören. Treue zu seiner Schule, Treue zu seinem Amt und seinen Pflichten, Treue zu den Bildungsgütern, die ihm sein Studium der Altertumswissenschaft und der Geschichte aufgezeigt hatte, Treue vor allem zu der Jugend, die ihm anvertraut war, und zu seinen Mitarbeitern, mit denen er sich verbunden fühlte. Schüler und Kollegen spürten die Lauterkeit seines Wesens: Hier war ein Mann ohne Falsch und ohne Verstellung, bereit zu jedem Dienst am Nächsten, wie er das auch in zahlreichen Ehrenämtern bis weit in den Ruhestand hinein bewiesen hat, bereit zu helfen, wo immer er konnte.

So nehmen alle, die ihn kannten und ihm nahestanden, Abschied von ihm mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit.

Oberstudienrat i. R. Dr. Karl Flemming gestorben

Detmold. Nach nur kurzer Krankheit ist gestern morgen Oberstudienrat i. R. Dr. Karl Flemming aus dem Leben abberufen worden. Viele Jahre hat er am Leopoldinum, hochgeachtet und beliebt bei seinen Schülern, deren Eltern und dem Lehrerkollegium, in Latein, Griechisch und Geschichte unterrichtet und es verstanden, in seinen Schülern das Verständnis und die Liebe zu den alten Sprachen zu erwecken.



Karl Flemming wurde am 13. November 1887 in Colenfeld im Kreise Wunstorf als Sohn eines Pastors geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters zog seine Mutter mit den Kindern in das großmütterliche Haus Lohmeyer an der Lageschen Straße Nr. 55, wo er und seine Geschwister eine wohlbehütete Jugendzeit verlebten. Karl Flemming besuchte das Gymnasium Leopoldinum, an dem er im Jahre 1906 die Reifeprüfung bestand, um darauf an den Universitäten Bonn und Göttingen klassische Philologie zu studieren. In Göttingen promovierte er auch am 1. Februar 1911 zum Dr. phil. Seine weitere wissenschaftliche Ausbildung erhielt er am Matthias-Claudius-Gymnasium in Hamburg-Wandsbek und am Gymnasium in Rendsburg.

Im April 1914 kam er als wissenschaftlicher Hilfslehrer an das Gymnasium der Alten Hansestadt Lemgo. Im ersten Weltkrieg erwarb er sich als Offizier beide Eiserne Kreuze und das Lippische Verdienstkreuz. Nach Rückkehr aus dem Kriege war er vom 1. Juli 1918 bis zu seiner Pensionierung am 31. März 1953 am Leopoldinum tätig und übernahm auch nach Erreichung der Altersgrenze noch Aushilfsstunden an seinem Gymnasium. Am 1. Oktober 1932 wurde er zum Oberstudienrat ernannt, verzichtete aber 1933 auf diese Stellung, die ihm 1950 zurückgegeben wurde.

Dr. Flemming bekleidete auch zahlreiche Ehrenämter. So war er Vorsitzender der Ortsgruppe Detmold des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Kirchenältester und Kurator der Stipendienstiftungen beim Leopoldinum. Der Heimgegangene war ein begeisterter Freund der Natur und für alles Schöne sehr aufgeschlossen. Um diesen aufrechten, charaktervollen Mann, der ganz in seinem Lehrerberuf aufging, werden mit den Hinterbliebenen alle seine vielen Freunde und seine ehemaligen Schüler aufrichtig trauern und ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren. Have pia anima!

Lippische Landeszeitung 23. August 1963

dem Wege liegen zu bleiben - - -

Aber nun muß ich nocht etwas ganz anderes in diesem Brief vor Ihnen besprechen. Ich muß eines verehrten Mannes gedenken, der vor einigen Wochen sehr überraschend aus unserer Mitte abgerufen wurde. Ich meine den Herrn Oberstudienrat i.R.Dr.Karl Flemming. Ich muß von ihm hier reden, weil wir vielen Grund haben, mit grosser Dankbarkeit seiner zu gedenken. Hat er sich doch als Mitglied unseres Kirchenvorstandes um uns alle rechte Verdienste erworben. Daß er sein Amt auch in der Hinsich ernst und in Treue wahrnahm, daß er ein regelmässiger Besucher unserer Gottesdienst war, soll mit besonderer Dankbarkeit erwähnt werden. Sein Gedächtnis bleibt bei uns in Ehren und wir hoffen zu Gott, daß Er ihm nun den Frieden geschenkt habe, den Er uns zu geben verheißen hat.

Um den Brief nicht zu lang werden zu lassen, muß ich darauf verzichten, weitere Namen und Daten zu nennen, wiewohl das Leben in der Gemeinde uns dazu natürlich die Möglichkeit in die Hand gäbe.
Aber das kommt auch noch!

Für heute schließe ich mit guten Wünschen an Sie alle. Die Alten und die Jungen, die Kranken und Einsamen und mit ihnen grüße ich alle mit einem herzlichen

Gott befohlen!

Ihr

Klaus Harms.

Aus dem Gemeindebrief Nr. 28 Detmold – West II von Pastor Dr. Klaus Harms 27. Oktober 1963

Trauerfeier für Herrn Oberstudienrat Dr. Karl Flemming am 26.8.1963

Eingangspruch: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt … Psalm 91

Lied: Befiehl du deine Wege …
Dem Herren mußt du trauen …
Auf, auf, gib deinem Schmerze und Sorgen gute Nacht …

Gebet: Ps. 90,1–12

Text: So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Röm. 9,16

Ansprache (nachträgliche Niederschrift aus dem Gedächtnis) [von Pastor Boedeker]

Liebe Hinterbliebene, liebe Trauergemeinde!

Dies Wort des Apostels klingt wie ein Programm: Woran liegt es? Worauf kommt es an im Leben? Wollte man dies Paulus-Wort als Antwort auf diese Frage verstehen und dann etwa pädagogisch verwerten, so wäre das freilich eine Narrheit. Wenn ein Pädagoge seinen Schülern das als Anweisung mitgeben wollte: „Es liegt nicht an Deinem Willen und an Deiner Bemühung“, so wäre das sicher falsch. Der Wille ist die Kraft der Selbstdeterminierung. Deshalb suchen wir ja in den jungen Menschen den Willen zu wecken und zu entwickeln und zu üben. Kein Pädagoge könnte sich freuen über einen willensschwachen oder willenlosen Schüler. Und auch auf das „Laufen“, auf die Bemühung kommt viel an. Deshalb versuchen wir ja jungen Menschen das Arbeiten beizubringen. Kein Pädagoge könnte sich freuen über einen trägen, faulen Schüler.

Nein, als pädagogisches Programm eignet sich unser Wort nicht.

Aber es ist uns ja auch nicht als Programm oder Überschrift gegeben, sondern sozusagen als Unterschrift, als Fazit. Dies Wort fand sich in dem Abschiedsbrief, den der verehrte Entschlafene hinterlassen hat. Darin hat er den Wunsch ausgesprochen, daß diese Stelle aus dem Römerbrief uns in dieser Stunde beschäftigen soll, und er hat hinzugefügt, in welchem Sinne er das verstanden haben möchte. Wir sollten es nicht auffassen als eine Art eigenes Urteil über seine Berufsarbeit. Oder sein bürgerliches Leben. Nicht, als hätte es bei ihm keinen festen, klaren Willen gegeben und keine ernsthafte Bemühung. Ich will allerdings gern gestehen, daß mir dies immer sehr sympathisch gewesen ist an dem lieben Entschlafenen, daß er nicht zu den ausgesprochenen „Willensmenschen” gehörte, bei denen es so viel Krampf und Härte gibt. Sein ganzes Wesen strahlte eine wohltuende Ruhe und Gelassenheit aus. Und was seine Arbeit anging, so war sie ganz sicher redlich und zuverlässig. Aber sie war nicht von dieser hektischen Unruhe und Zerrissenheit, wie wir das heute so beobachten können. Er wusste noch in einer gesunden, gesammelten Art zu arbeiten.

Wenn er dies Apostelwort für diese Stunde bestimmte, so wollte er damit nichts aussagen über seine Arbeit, sondern über sein Leben, genauer gesagt: über sein Glaubensleben. Nun war es ja gewiß nicht die Art von Dr. Karl Flemming, über seinen Glauben viel Worte zu machen. Ich habe mit ihm einige Gespräche gehabt über dergleichen Fragen und ich habe diese Gespräche nicht vergessen. Besonders gern denke ich zurück an jenes Gespräch, das ich mit ihm zu führen hatte, bevor er in unseren Kirchenvorstand eintrat. Alles, was er da

sagte, hat in mir den Wunsch und den Willen, ihn für dies Amt zu gewinnen, nur noch mehr gestärkt. Er war viel zu nüchtern und zu redlich, als daß ihm Worte über Glaubensfragen leicht über die Lippen gekommen wären.

Gerade deshalb ist es wichtig, daß wir verstehen, weshalb uns der liebe Entschlafene diesen Text für diese Stunde aufgegeben hat. Er sagt am Ende seines Abschiedsbriefes, daß diese Zeilen ja dann gelesen würden, wenn er schon nicht mehr unter den Lebenden weile. Er habe zu leben versucht als ein Christenmensch und hoffe als solcher auch zu sterben; als ein Mensch, der auf nichts hoffen wolle als auf die Barmherzigkeit Gottes. Deshalb wünsche er dies Pauluswort für diese Abschiedsstunde. In diesem Sinn also sollen wir es verstehen und bedenken.

So wichtig sonst für uns alle unser Wollen und Bemühen ist, an einer Stelle ist nichts damit auszurichten, vor Gott. Hier muß ich nun kurz auf den Zusammenhang eingehen, in dem unser Wort im Römerbrief steht. In den Kapiteln 9 bis 11 denkt der Apostel Paulus nach über das Schicksal Israels. Es ist ihm eine schwere Frage, eine große Anfechtung, daß gerade Israel, das Volk Gottes, sich der Offenbarung Gottes verschloß. Bis heute sagt Israel nein zu Jesus Christus. Ist damit nicht der ganze christliche Glaube widerlegt, wenn Gottes erwähltes Volk sein Angebot nicht annimmt, wenn es sich verschließt? Paulus schreibt an die Christen von Rom, und er ist sich dessen wohl bewußt, wieviel er damit wagt. Könnte man ihm nicht diese eine auffallende Tatsache, den Unglauben Israels, vorhalten als Gegenargument?

Paulus weicht dieser Frage nicht aus. Er geht darauf ein. Freilich, er kann diese Frage nicht logisch widerlegen. Er ist nicht – man möge mir verzeihen – ein oberflächlicher Logiker. Er weiß, daß viele Dinge des Lebens mit der Logik nicht zu meistern sind. In Wahrheit entzieht sich unser ganzes Leben dem logischen Erfassen und Begreifen. Was z. B. Liebe oder Schuld oder der Tod ist, das läßt sich nicht mit den Mitteln der Logik ergründen.

Paulus ist Christ, ist ein Zeuge Jesu Christi. Deshalb argumentiert er nicht mit der Logik. Er argumentiert geschichtlich. Er greift hinein in die Geschichte Israels, wie er sie aus dem Alten Testament kennt. Daraus führt er einige Beispiele an: Wie kann es sein, daß zwei Söhne desselben Vaters – Esau und Jacob – so grundverschieden sind, daß der eine erwählt und der andere verworfen wird? Darauf antwortet nun Paulus: Das hat mit Gott zu tun. Es liegt letztlich nicht an den Menschen, sondern an Gott. Statt eines logischen Beweises zitiert Paulus dann schlicht das Alte Testament: „Welchem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig;

und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich.“ (V. 15), und dann folgt unser Textwort: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Wörtlich übersetzt heißt es: „Folglich steht es nicht bei dem, der will und nicht bei dem, der läuft, sondern bei Gott, der sich erbarmt.“ Röm. 9,16. Wenn wir hier nun weiterlesen, so hören wir von einem anderen Beispiel, von dem des Pharao von Ägypten. Vor dem Auszug Israels von Ägypten zeigt dieser sich merkwürdig verstockt. Aber selbst das – so sagt Paulus – hat es mit Gott zu tun. Gewiß hat der Pharao seinen eigenen Willen, seine eigenen Ideen und Pläne; aber letztlich muß er verstockt sein, weil Gott es so will. Er ist nur Werkzeug bei der Durchführung von Gottes Plan und Willen. Auch die Bosheit eines Königs muß zum Erweise von Gottes Macht und Barmherzigkeit dienen. Auch da liegt alles an dem Gott, der sich erbarmt.

Das alles sagt der Apostel nicht, um uns anzuregen zu einem unverbindlichen philosophischen Spekulieren. Dies ganze Nachdenken in den Kap. 9 – 11 steht unter der Überschrift einer Doxologie, eines Lobpreises: „Christus, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit und Amen.“ (V. 5) Er möchte uns also einladen, an diesem Lobpreis Gottes in Jesus Christus teilzunehmen. In der Tat gäbe es hier Anlaß genug zu solchem Lob. Oder ist das nicht für uns eine große Hilfe, wenn wir wissen: unser ganzes Leben ist in der Hand des Gottes, der sich erbarmt?

Muß uns das nicht dankbar machen, gerade im Rückblick auf dies nun abgeschlossene Menschenleben? Denn wir wissen: alles, was dies Leben umschloß, alle Gaben des Geistes und der Seele, alle Beständigkeit und Liebe des Herzens waren Gaben des barmherzigen Gottes. Nicht, daß wir nun doch anfangen wollten, den lieben Verstorbenen anhand dieses Bibelwortes zu loben. Ich kann mir die Bewegung seines Kopfes und seiner Hand vorstellen, mit der er solches Menschenlob gerade in dieser Stunde abwehren würde. Aber das sollten wir bedenken: Weil all unser Leben bei diesem Gott steht, der sich erbarmt, können wir freien Herzens dies Leben führen und getrost dem Tode entgegengehen.

Denn bei dem Gott, der sich erbarmt, über uns alle erbarmt in Jesus Christus, steht ja auch all das, was uns nicht gelungen ist, jener bekannte Rest, den es in jedem Menschenleben gibt. Wir haben es also nicht nötig, uns und anderen etwas vorzumachen. Wir brauchen nichts zu retuschieren am Bilde eines Menschenlebens. Wir können uns und die anderen getrost den barmherzigen Vaterhänden Gottes überlassen.

Und ist es nicht besonders für Euch, Ihr lieben Hinterbliebenen, die Ihr am meisten unter dem Tode des lieben Entschlafenen leidet, die Ihr den bitteren Schmerz der Abschiedsstunde am tiefsten empfindet und die Ihr die Last der Einsamkeit des Alleinseins nun tragen müßt – ist es nicht gerade für Euch eine Hilfe und ein Trost, daß Ihr Euch mit Eurem Leid geborgen wissen dürft in der Hand dieses Gottes, der sich erbarmt? Seid dankbar dafür, daß Ihr’s nun nicht schaffen müßt mit Eurem Willen und Bemühen. Gerade in Trauer und Leid kann unser Wille Verkrampfungen verursachen, die uns krank machen bis ins Körperliche. Seid dankbar, daß Ihr’s nicht mit Euerm Laufen und Rennen, mit Eurer eigenen Anstrengung schaffen müßt, sondern daß Ihr nun mit der Barmherzigkeit Gottes rechnen und Euch darin bergen dürft.

Ihr sollt es nicht tun in dumpfer Resignation, die sich halb widerwillig in das Unvermeidliche fügt, sondern in dankbarem Aufblick zu Gott, der sich erbarmt.

Wir alle sollten unser Leben zu führen und auch unseren Christenglauben zu leben versuchen, indem wir einstimmen in den Lobpreis des Apostels: Christus, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit. Amen.

Gebet:

Lied: Wenn ich einmal soll scheiden …
Erscheine mir zum Schilde …

Segen (nach Ps. 121,8): Der Herr segne unsern Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Orgelnachspiel [an der Orgel: Alexander Kern]

Am Grabe

Frage 1 aus dem Heidelberger Katechismus: "Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?

[Daß ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre. (Röm 14,8, 1. Kor 6,19, 1. Kor 3,23)
Er hat mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst; und er bewahrt mich so, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja, daß mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß. (1. Petr 1,18.19, 1. Joh 1,7; 2,2, 1. Joh 3,8, Joh 6,39, Mt 10,29–31, Lk 21,18, Röm 8,28)
Darum macht er mich auch durch seinen Heiligen Geist des ewigen Lebens gewiß und von Herzen willig und bereit, ihm forthin zu leben. (2. Kor 1,21.22, Eph 1,13.14, Röm 8,15.16)]

Unser Vater und Segen

Ansprache von Herrn Oberstud.Dir. Reich für das Leopoldinum

Das Leopoldinum nimmt Abschied von Dr. Karl Flemming.

Direktor Reich

Fast 50 Jahre hat Dr. Flemming unmittelbar zum Leopoldinum gehört, 12 Jahre als Lernender, über 37 als Lehrender. Aber nicht so sehr die Zahl der Jahre sind entscheidend. Entscheidend ist, daß wohl selten ein Mann seiner Schule so innerlich verbunden war wie der Dahingeschiedene. Und wenn Dr. Flemming in seiner Schlichtheit und Bescheidenheit nicht alle Superlative für seine Person abgelehnt hätte, so müßte man sagen: Er war der Treuste von allen, die zum Leopoldinum gehören. Treue zu seiner Schule, Treue zu seinem Amt, Treue zu den Werten der Antike, Treue vor allem zu der ihm anvertrauten Jugend und all seinen Mitarbeitern. Und Hingabe an die Sache in selbstloser Weise. Auf ihn trifft das Wort Platos, den er mit besonderer Liebe und besonderer Ehrfurcht in der Schule behandelte: auf das Sein kommt es an, nicht auf den

Schein. So deckte sich bei unserm Dr. Flemming in besonderem Maße Lehre und persönliches Leben. Unbestechlich im Suchen nach der Wahrheit kannte er nur eins (wie er das selbst einmal ausgedrückt hat): „Eine Aufgabe objektiv anfassen und unvoreingenommen durch persönliche Neigungen und Vorurteile durchführen." Dazu kam die Liebe zur Antike, die Liebe zu allem Schönen und Edlen. So die Jugend wahrhaft humanistisch zu bilden war ihm Herzenssache.

Voller Dankbarkeit werden in dieser Stunde viele, viele seiner ehemaligen Schüler, die das gespürt haben, an ihn denken.

Tiefste Dankbarkeit bewegt aber auch uns, die wir mit ihm zusammenarbeiten durften. Stets bereit zu helfen und zu fördern, bereit zu jedem Dienst, auch ohne daß er von ihm ausdrücklich gefordert wurde, ein Mann ohne Falsch und ohne Fehl, so sehr er sich der Schwächen und Unzulänglichkeiten alles Menschlichen bewußt war, aufrecht und wahrhaft bis in die Tiefen seiner Seele. Ein wahrer Freund dem, dem er sich erschlossen hatte. Das hat mancher, und im besonderen Maße ich selbst, fast mit Beschämung erfahren.

So scheiden wir von ihm mit dem Gefühl der Dankbarkeit und sind uns schmerzlich bewußt, was wir in ihm verlieren.

Oberstudienrat Lüdeking

<u>Ansprache von Herrn Apotheker Hans Schultze für den Verein ehem. Leopoldiner.</u>

<u>Nachruf von Herrn Ob.Stud.Rat Lüdeking für den Kirchenvorstand Detmold-West.</u>

AUS DEM NACHLASS

Quelle unbekannt

Im waldumrauschten Falkenhagen.

Ein Dichter des Barock.

Innige Versenkung und wache Weltoffenheit heißt der Zweiklang, von dem das Lebenswerk Friedrich von Spees geprägt ist und getragen wird. Dieser Sohn des Rheinlandes ist 1591 in Kaiserswerth geboren. Während des dreißigjährigen Krieges waren ihm einige Jahre stiller Zurückgezogenheit in Falkenhagen beschieden. Hier entstanden nicht nur manche seiner Gedichte, sondern hier wagte er auch den Griff in das Zentrum seiner Zeit.

Friedrich von Spee

In einer kühnen Flugschrift gegen die Hexenverfolgung, für die er 1631 in Rinteln einen tapferen Drucker fand, hielt er seiner Zeit den Spiegel vor. 50 Jahre vor Thomasius stand er in dem allgemeinen Massenwahn auf dem scheinbar schon verlorenen Posten der Menschlichkeit. Er nahm das Recht der freien Meinung für sich in Anspruch und wagte es, in einer unmenschlichen Zeit Mensch zu sein und zu bleiben.

Auch in seiner Dichtung gehörte er keiner Dichterschule an. Er wirkte aus dem kostbaren Stoff der Natur und Landschaft in Falkenhagen den bunt blühenden Teppich seiner Gedichte. Sie sind von Schönheitssinn und Heimatliebe umglänzt; in ihnen scheint das waldumrauschte Falkenhagen selbst zu atmen und zu reden.

Jetzt öffnet sich der Erdenschoß,
die Brünnlein fröhlich springen.
Jetzt Laub und Gras sich geben bloß,
die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
in Zahl und Ziffer zwingen,
welch uns der Sommer mit Gewalt
ans Licht tut stündlich bringen?
O Gott, ich sing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Der eigentliche Wurzelgrund seines Daseins ist in dem Gedicht angedeutet, welches 1649 in der Sammlung „Trutz Nachtigall“ in Köln erschien und bis auf den heutigen Tag das bekannteste geblieben ist. Es beginnt mit der Strophe:

In stiller Nacht
zur ersten Wacht
ein Stimm begunn zu klagen;
der nächtge Wind
hat leis und lind
zu mir den Klang getragen.

Der Meister ist im Garten und sucht die Gemeinschaft der Seinen. Aber sie lassen ihn allein, ganz allein. Einsam muß er den Kampf kämpfen, den nicht eine menschliche Hand ihm auferlegt hat. Da hat Friedrich von Spee in seinem wirren Jahrhundert bei dem Einsamen von Gethsemane Antwort gefunden auf seine Fragen und Klagen.

Nicht die Musik der Worte allein und nicht ihre Bedeutung allein, sondern beides zusammen machen das Wunder des Gedichtes aus. Echte Dichtung stammt aus unergründlichen Bereichen, wo keine Erklärung der Schönheit und der Richtigkeit mehr möglich, aber auch nicht mehr nötig ist.

Cautio
CRIMINALIS,
Seu
DE PROCESSIBUS
CONTRA SAGAS
Liber.
AD MAGISTRATUS
Germaniæ hoc tempore necessarius,
Tum autem
Consiliariis, & Confessariis Principum,
Inquisitoribus, Judicibus, Advocatis, Confessariis
reorum, Concionatoribus, cæterisq; lectu
utilissimus.
AUCTORE
INCERTO THEOLOGO ROMANO.
RINTHELII,
Typis exscripsit Petrus Lucius Typog. Acad.
M DC XXXI

Die Flugschrift gegen die Hexenverfolgung von 1631

TRVTZ
NACHTIGAL,
Oder
Geistliches Poetisch
LVST-VVALDLEIN,
Deßgleichen noch nie zuvor in Teutscher sprach gesehen.
Durch
Den Ehrw: P. FRIDERICVM SPEE,
Priestern der Gesellschafft
IESV.
Jetzo/ nach vieler wunsch vnd langem anhalten/ zum erstenmahl in Truck verfertiget.
Cum Facultate & approbatione superiorum.
Cöllen/
In verlag Wilhelmi Friessems Buchhändlers/ in der Trunckgass im Ertz-Engel Gabriel. Im Jahr 1649.
Cum gratia & Privilegio Sac. Cæs. Maj.

In der Stille von Falkenhagen hat Friedrich von Spee für sich gedichtet. Erst Jahre nach seinem Tode – er ist 1635 in Trier bei der aufopfernden Pflege von Kranken gestorben – sind seine Gedichte veröffentlicht. Er selbst war einsam und wußte von keinem Publikum. Aber an irgendeiner Stelle im Lauf eines beliebigen Tages verwandelte sich ihm das Dasein in melodische Klänge. Andere haben die losen Blätter gesammelt, die ihnen Freude und Trost spendeten.

Hans Geitel war Naturwissenschaftler, renommierter Forscher und Lehrer in Wolfenbüttel. Er war eng mit der Familie Fink befreundet. Sein Name steht unter dem folgenden, handschriftlich kopierten Gedicht. Entstanden ist es für die Hochzeitszeitung anlässlich der Eheschließung von Marie Fink und Rudolf Böhne 1914. Flock hieß Maries verstorbener Hund.

Flock, der Himmelhund

„Was haben nur die Himmelhunde heut?
Die Köter kläffen ja wie nicht gescheit!“
Sankt Peter schüttelt seinen grauen Kopf
und drückt auf einen blanken Klingelknopf.
Die Glocke schrillt, ein Engel schwebt herein,
steht dienstlich stramm, die Hand am Schenkelbein.
„Den Sankt Hubertus bitt ich her zum mir!
Sofort!“ Schon ist der Engel aus der Tür.
„Der Herr ist Chef von unsrem Hundepark
und duldet solches Bellen! Das ist stark!“

Der Hundepark, vom Himmelstor nicht weit,
ist eine Wiese, viele Meilen breit.
Sie nimmt die Seelen guter Hunde auf
nach musterhaftem Erdenlebenslauf.
Dort buddeln Dackel, daß die Erde spritzt,
ein guter Mops in warmer Sonne sitzt,
ein Bernhardiner schreitet selbstbewußt,
Rettungsmedaillen auf der breiten Brust.
Kein Beißen gibt’s, kein Floh selbst stört die Ruh,
nur heute geht es etwas lebhaft zu.
Ein kleiner Terrier, weiß und braun gefleckt,
hat sie mit seinem Bellen angesteckt.

Sankt Peters Bote traf indessen schon
der Jäger und der Hunde Schutzpatron;
er saß behaglich auf der Försterbank,
wo man sich anlog, raucht‘ und Schnäpse trank.
Der Engel tritt heran und spricht sein Wort:

„Sankt Peter läßt dich bitten auf sofort.“
„Was ist denn los?“ „Er hat mirs nicht vertraut,
doch scheint mir, sind die Hündlein etwas laut.“
Hubertus spricht zum Engel: „Geh voran,
ich nehme mich erst mal der Köter an.
Ich kenne ihre Sprache aus dem Grund,
und was ihn drückt, gesteht mir jeder Hund.
So brauch ich weder Peitsche, weder Stock. –
Hörst du’s? Am lautsten bellt der kleine Flock.“

Kaum schloß er noch die Gatterpforte auf,
da stürmt’s heran in langgestrecktem Lauf:
Das bellt und piept und springt um Arm und Bein,
und jedes will zuerst gestreichelt sein.
„Seid ruhig, Luderchens, und sagt mir frei:
Was ist der Sinn von eurer Bellerei?“
„Ja, lieber Onkel“, tobt der ganze Chor,
„wir bellen nach, der Flock, der bellte vor!“
„Ha dann, du Unruhstifter Flöckchen Fink,
komm mal hervor zu mir und beichte flink!“

Schon sitzt er da, hat richtig hübsch gemacht,
so wie’s ihm seine Herrin beigebracht.
„Weil meine Tante morgen Hochzeit hält,
muß ich herniederfahren in die Welt
Sie würd es mir ihr Lebtag nicht verzeihn,
fänd ich mich nicht zum Polterabend ein.
Ich war doch jahrelang ihr liebster Schatz;
Jetzt sitzt ein andrer dort auf meinem Platz.
Ich grolle nicht, daß ich ersetzlich war
Und gratulierte gern dem jungen Paar.
Und wenns zum Schluß ein Schälchen Flammeri gibt,
so bin ich nicht im mindsten mehr betrübt.
Ich bleibe ganz gewiß nur einen Tag
und komme wieder auf den Glockenschlag.“

„Mein lieber Flock, es ist ein schwierig Ding,
Urlaub zu kriegen um Mariechen Fink;
Denn hinter wem das Himmelstor sich schloß,
den läßt man in die Welt so leicht nicht los.
Und das mit Grund! Es wäre doch nicht schön,
dürft‘ jeder tote Köter spuken gehen.
Uns Heil’ge gibt man noch am ehsten frei.
(Viel Segen war zumeist auch da nicht bei!)
Doch heut will ich, damit du dich nicht kränkst,
sie wissen lassen, daß du an sie denkst.
Und nun gebt Ruhe!! Jedem sei gewährt,
wonach im Augenblick sein Herz begehrt.“

Ganz stille wird’s, man hört nicht einen Laut,
denn jeder Köter geht hinweg und kaut:
der Bernhardiner schleppt ein Schenkelbein,
der Mops schlingt eine blanke Bratwurst ein,
die Dackel schlenkern eine tote Maus,
und Flock leckt seinen Hochzeitsflammeri aus.

Hubertus aber geht zum Himmelstor;
Sankt Peter läßt ihn unverzüglich vor:
„Na, Gott sei Dank, das habt Ihr gut gemacht,
daß Ihr das Hundevolk zur Ruh gebracht!
Denn grade las ich in dem Morgenblatt:
Heut findet großes Engelsingen statt,
die heilige Cäcilie spielt Klavier …“
„Ach“, ruft Hubertus, „Herr, verzeihet mir,
gewährt mir kurzen Erdenurlaub heut
in Himmelhundeangelegenheit!“
Sankt Peter lacht: „Der Urlaub sei gewährt!
Natürlich drückt Ihr Euch um das Konzert!“

Heut früh, ich ging mit Tell im Wald allein,
schritt unverseh‘ns ein Forstmann auf mich ein.
Ich glaubte schon, er wollte was von Tell,
doch war er gut und kloppte ihm das Fell.
Er fragte dies und das und mancherlei,
auch ob Mariechens Hochzeit heute sei,
und als er plötzlich, wie er kam, verschwand,
dies Lied mir fertig vor der Seele stand.

Ob dieser Herr ein Forstreferendar,
ob er der Sankt Hubertus selber war,
das weiß ich nicht. Die Sonne schien zu schön,
drum konnt’ ich wohl den Heil’genschein nicht sehn.

Hans Geitel

Von Karl in einem Heft mit dem folgenden Titel gesammelt:

Scherzgedichte und andere Gedichte

Nach den neuesten ethnographischen Forschungen besteht das deutsche Volk aus drei Stämmen: Den Pleitonen, den Schnorromannen und den Prolongobarden. Sie gehören sämtlich zur Konfession der Wechselprotestanten unter Luther dem II.

Kürzlich haben sie ihr Heiligtum in der Berliner Börse eingeweiht. Ueber einer Freiverkehrstreppe erhebt sich in der Mitte in der Art eines heiligen Schreins das Grabmal des unbekannten Solventen. Es ist rechts flankiert durch die Statue der Heiligen Konkursula, links von dem Standbild des Heiligen Insolvenzel. Im Sockel des Grabmals befinden sich zwei allegorische Figuren: Die verschleierte Bilanz von Mosais und die nackte Pleite, die ihre Blöße mit der Treuhand bedeckt. Zwischen sich tragen sie ein Band mit dem Wahlspruch: „Erkenne Dich selbst und belaste die Firma.“

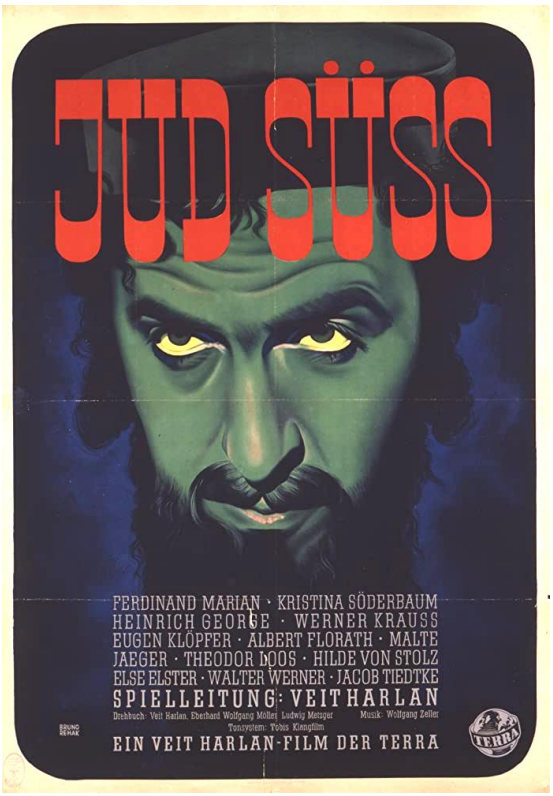
Zur Einweihung wurde das Monoratorium von Händel und zum Schluß das Niederländische Dankgebet von Pallenberg gespielt.

Im März 1949 wurde der Filmregisseur Veit Harlan („Jud Süß“, 1940) vor dem Schwurgericht in Hamburg wegen „Beihilfe zur Verfolgung“ (der Juden unter der nationalsozialistischen Herrschaft) angeklagt. Am 23. April 1949 wurde er freigesprochen, was eine Welle der Entrüstung auslöste. „Karl Kinndt“ ist das Pseudonym des deutschen Schriftstellers Reinhard Koester (1885–1956).

Harlankinade

Heil den Geschworenen,
die den Erkorenen,
nazi-verlorenen
Liebling der Muse der Leinewand
Durch ihr „Nicht schuldig“
Vor Schande bewahrten!

Und sie ersparten
Ihm durch ihr kesses
Offenes Bekennen ihres Intresses
Auch noch die Kosten des Schauprozesses,
der nun sein glückliches Ende fand.



Heil auch der Zeugenschaft,
die ihm leibeigen war,
freudig bereit,
ihren Film-Brotgeber treu zu entlasten,
um nicht zu fasten,
wenn er als führender,
neuproduzierender
Star-Regisseur wieder Gagen verstreut.

Schluß mit dem kritischen,
philosemitischen,
liberalistischen,
blöd humanistischen,
feig pazifistischen,
anti-nazistischen
Jammergeschrei!

Bahn frei dem Tüchtigen,
denn nur mit wichtigen,
publikumsrichtigen
Tonstreifen macht man
den Filmmarkt uns frei!

Bleibt auch ein Erdenrest
zu tragen peinlich:
Wo sich verdienen läßt,
riecht’s oft nicht reinlich.

Karl Kinndt.

DANKSAGUNG / LITERATUR

Ohne die Unterstützung folgender fachkundiger Personen wäre diese Version von Karl Flemmings Lebenserinnerungen nicht zustandegekommen: Cousin Matthias Fink hat in vielen Telefonkonferenzen den von Karl in deutscher Handschrift auf 320 Schulheftseiten notierten Text entziffert. Beim Enträtseln einiger besonders harter Brocken in Karls schwieriger Schrift halfen mir schließlich die Expertinnen des Vereins „Sütterlinstube Hamburg“ (https://suetterlinstube.de/). Für diese entscheidenden Beiträge sage ich allen Beteiligten meinen herzlichen Dank. **Andreas Kern Frühjahr 2022**

Stammbaum:

https://waters-online.de/individual.php?pid=I337&ged=tree1

Weitere Texte von Karl Flemming:

1) **Hoheneggelsen** – der Alterssitz von Tante Minna Hoyermann
http://hoheneggelsena4.filmfast2.de/hoheneggelsena4

2) **Stellungskrieg** in der Champagne 1914–1915
http://flgkarlww1a4.filmfast2.de/flgkarlww1a4

Ergänzende biografische Texte aus Karls Familie:

3) Die Großtante: **Bertha Flemming** – Tagebuch
http://bertha-a4.filmfast2.de/bertha-a4.pdf

4) Der Großonkel: **Dr. Karl Georgi** – Sein Leben, seine Lieder
http://georgia4.filmfast2.de/georgia4.pdf

5) Der Großvater: Der Fall des **Dr. Friedrich Flemming**
http://flgkfea4.filmfast2.de/flgkfea4.pdf

6) Die Großmutter: **Georgine Lohmeyer** – Erinnerungen aus meinem Leben
http://lohgeorgi-a4.filmfast2.de/lohgeorgi-a4.pdf

7) Die Eltern: **Elisabeth und Hugo Flemming** – Erinnerungen und Dokumente
http://flgelisamem-a4.filmfast2.de/flgelisamem-a4.pdf
http://flgelisadoc-a4.filmfast2.de/flgelisadoc-a4.pdf
http://flgkinderstube.filmfast2.de/flgkinderstube.pdf
http://flgvoreltern.filmfast2.de/flgvoreltern.pdf

8) Der Bruder: **Hugo Flemming** – Biografie und Briefe
http://flghugobio-a4.filmfast2.de/flghugobio-a4.pdf
http://flghugobrief-a4.filmfast2.de/flghugobrief-a4.pdf

9) Der Bruder: **Paul Flemming** – Chronik eines angekündigten Todes
http://flgpaul-a4.filmfast2.de/flgpaul-a4.pdf

10) Der Onkel: **Eduard Flemming** – Lebens-Erinnerungen
http://flgedoa4.filmfast2.de/flgedoa4

11) Der Cousin: **Diedrich Lohmeyer** – Erinnerungen
http://lohdiedricha4.filmfast2.de/lohdiedricha4